Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

6. Jahrg. – Nr. 10 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 7. März 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ins Leben

In diesen Wochen öffnen sich wiederum die Tore der deutschen Schulen für ungezählte junge Menschen, die dem Leben der Schule auf Wiedersehen sagen, um nun — in die Schule des Lebens zu gehen. Ob es nun die Tore der Volksschule sind oder die der Gymnasien: es ist eine Riesenarmee, die ins Leben marschiert. Eine Riesenarmee, voll ungebrochenen Mutes, voll unverbrauchter Kraft, voll opferbereiter Haltung, voll guter Hoffnung auf Sieg. All die Jungen und Mädchen kennen kein heißeres Verlangen als sich zu bewähren, als Aufgaben gestellt zu bekommen und sie zu meistern. Sie alle wollen Soldaten der Arbeit sein, gleich wo und in welcher Stellung, und alle wissen, daß sie heute nicht mehr „zu spät" kommen, daß sie im Gegenteil alle gebraucht werden in dem großen Kampf, den nicht nur jeder einzelne für seine Existenz, sondern das ganze Volk um sein Dasein, um seine Lebensmöglichkeit kämpft. Dieses Bewußtsein gibt den Tausenden Mut und Freude, sie wissen, daß keinem von ihnen etwas geschenkt wird, sie wissen, aber auch, daß niemand untätig beiseite stehen braucht.

Mit um so größerem Eifer waren in den vergangenen Wochen und Monaten die jungen Menschen des Schuljahrganges 1937 dabei, zu raten und zu planen, den Gedanken, mit dem man so oft und gern gespielt, nun einmal allen Ernstes zu Ende zu denken: Was soll ich werden! Diese entscheidungsvolle Frage hat sich jeder Jahrgang vorlegen müssen, für jeden hat sie auch trotz des gleichen Wortlautes anders geklungen. Wie immer die Zeit, ihre geistige Bewegung und ihr völkisches Bedürfnis, das Gewicht dieser Frage verlagert, den Klang um wenig oder vieles verändert. Von diesen Gedanken möchten wir auch etwas in das Bild legen, das wir hier auf der Titelseite des 7. Tages wiedergegeben haben: „Gruß aus den Lüften". Denn die Besonderheit dieses Grußes, den der junge Flieger hoch oben aus dem Himmelsblau zu seinen Eltern herabschickt, besteht nicht nur darin, daß er aus dem Flugzeug kommt, sondern es ist dies auch und vor allem ein Gruß zwischen zwei Generationen, die durch die Spanne der Entwicklung und des Fortschritts so ungewöhnlich hart auseinandergerissen sind. Als der alte Vater da auf dem Balkon mit seinem Pfeifchen sich einst die Frage stellen mußte: Was soll ich werden, da gab es eine ganze Reihe Berufe noch gar nicht, an die heute junge Menschen mit Begeisterung denken. Zum Beispiel den des Flugzeugführers. So kommt es, daß die ältere Generation gerade in diesem Punkte oft so wenig die Jungen versteht, die heute so selbstsicher wollen und so hartnäckig um das kämpfen, was sie sich einmal vorgenommen haben. Vielen Eltern sind die Kinder heute viel zu selbständig. Sie sind es häufig aus ihrer eigenen Jugend gewöhnt, daß die Eltern auch die Sorge der Berufswahl ihren Kindern abnahmen, indem sie aus dieser oder jener Erwägung heraus mit mehr oder weniger Nachdruck den Beruf des Sohnes, der Tochter bestimmten. Die heutige Jugend denkt darin viel eigenwilliger, sie will selbst bestimmen nach ihren Neigungen und erahnten Fähigkeiten. Das hat gewiß sein Gutes: sie wird den Eltern im späteren Leben keine Vorwürfe zu machen haben und mit erhöhter Tapferkeit die Last des selbst erwählten Berufes tragen. Denn jeder Stand hat seine Last. Die Sorge, daß es das Kind „einmal gut hat im Leben", ist nicht nur all zu oft eine Utopie, sondern müßtens auch nicht einmal gut für den Menschen. Der ehrliche und aufrichtige Kampf des jungen Menschen im und um den Beruf wird immer seinen Charakter bilden und seine Seele adeln.

Was wollen nun unsere Jungen und Mädchen werden? Es ist klar, daß sich darüber keine feste Regel aufstellen läßt; im allgemeinen kann man sagen, daß der junge Mensch weniger schwärmerisch, sondern viel mehr praktisch denkt. Er denkt weniger an die „finanziellen Möglichkeiten", kaum noch an „standesmäßige Rücksichten", sondern er sinnt darauf, wo und wie er seine ganze innere Bereitschaft am erfolgreichsten einsetzen kann. In diesem Rahmen werden natürlich die gebotenen besonderen Möglichkeiten eifrig genutzt: Die Laufbahn des Technikers und Ingenieurs, die des Offiziers bei der Wehrmacht. Aber lassen wir einmal die Jugend selbst sprechen. Der Leiter einer Volksschule, der gebeten wurde, auf Grund seiner Erfahrungen und seiner Aussprache mit seinen Schülern sich über die Berufswahl der heutigen Generation zu äußern, antwortete:

„Die Entwicklung der Zeit hat die Berufswahl der Schüler verändert. Die heutige Jugend weiß wieder sehr wohl, daß Handwerk goldenen Boden hat. Die Mehrzahl hält eine technische Beschäftigung für günstig, andere wieder wollen tüchtige Kaufleute werden. Von den in diesem Jahr abgehenden Schülern haben nach meinen Feststellungen sehr viele den Wunsch, die militärische Laufbahn einzuschlagen, über zehn Prozent hoffen eine Stelle bei der Post zu erlangen

„Gruß aus den Lüften" Zeichnung von F. Bach (Verlag Bavaria / Kilschee: Eig. Anfertigung)

und ein weiteres Zehntel träumt vom Seemannsberuf. In das Geschäft des Vaters wollen nur wenige eintreten. ‚Wir möchten selbst etwas schaffen', sagen die Jungen und aus ihren Worten fühlt man, daß sie es ernst meinen."

Zum Schluß geben wir einem Abiturienten das Wort, einem jungen Mann, der die Beamtenlaufbahn gewählt hat, und durch seine Gespräche vollen Einblick in die beruflichen Gedanken seiner Kameraden gegeben hat:

„Wir haben unsere Berufe nicht willkürlich, sondern nach langer, ernster Ueberlegung gewählt", erzählt er. „Bei vielen war die wirtschaftliche Frage entscheidend. Das Studium eines akademischen Berufes ist aus finanziellen Gründen nur für wenige von uns möglich gewesen. Es geht uns darum, einen Beruf zu ergreifen, der uns schnell selbst ernährt. Unsere Klasse besteht aus 18 Schülern. Zwei wollen Fachärzte werden, ein dritter Dentist. Einer von uns will Jura studieren, während drei Kameraden ihr Glück in kaufmännischen Berufen zu machen hoffen. Unser Primus will Schriftleiter einer Tageszeitung werden, ein anderer dagegen plant, später einmal als Konzertmeister in einem Orchester eine Anstellung zu finden.

Wir haben uns oft über die Möglichkeiten der verschiedenen Berufe unterhalten. Es lassen sich keine Gesetze aufstellen. Ich finde es am richtigsten, sich nach seiner Neigung und Begabung den Beruf auszuwählen, der einen glücklich und froh zu machen verspricht."

Das ist der Weg, den unsere Jugend geht. Wir wissen, daß sie ihn unerschrocken und tapfer geht und daß mit ihr eine Generation heranwächst, die sicherlich das Leben meistern wird, in ihren Verhältnissen und auf ihre Art. Ein starkes Pflichtgefühl und großer Lebensernst werden dabei stets ihre Begleiter sein.

Wissen Sie, was ein „Meuchelpuffer" ist?

Keine willkürliche Verdeutschung von Fremdwörtern
Was das deutsche Sprachpflegeamt sagt

Der Generalinspektor für das deutsche Straßenbauwesen, Dr. Ing. Todt, hat in einem Runderlaß an die ihm unterstellten Fachverbände gegen die willkürliche Verdeutschung von Fremdwörtern Stellung genommen und unberechtigte Eingriffe auf diesem Gebiet untersagt. Unser Berliner Mitarbeiter unterhielt sich aus diesem Anlaß mit dem Geschäftsführer des Deutschen Sprachpflegeamtes in Berlin, Dr. Darnedde, über die vordringlichsten Probleme der Sprachbereinigung.

„Man ist in dem an sich sehr begrüßenswerten Bestreben", erklärt uns der Geschäftsführer des Deutschen Sprachpflegeamtes in Berlin, Dr. Darnedde, „die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu befreien, in vieler Zeit vielfach zu weit gegangen. Die Verdeutschung muß nicht nur das Fremdwort völlig sinngemäß erfassen, sondern darf auch nicht länger als dieses sein. Je knapper das neue Wort gehalten ist, desto besser. Außerdem muß man sich fragen: wie bilde ich die Mehrzahl, wie das Zeit- und wie das Eigenschaftswort aus dem verdeutschten Fremdwort? Nur wenn hieraus keine Schwierigkeiten erwachsen, kann das Experiment als gelungen betrachtet werden. Es geht nicht an, ein Fremdwort einfach ins Deutsche zu übersetzen, denn hieraus entstehen Unmöglichkeiten, die der guten Sache des Sprachpflegeamtes nur schaden können. Bestimmte Fremdwörter sind überhaupt nicht verdeutschbar. Die Erfindung von guten deutschen Ausdrücken, deren Einbürgerung Klanglich bedingt ist, gelingt nicht ohne weiteres auf Grund irgendeiner amtlichen Verfügung, sondern ist gewissermaßen eine Sache der inneren Einstellung. Es haben uns daher nicht Behanten und Bürokraten, sondern Dichter und Schriftsteller die besten Verdeutschungen, die es gibt, geschenkt."

280 Ersatzwörter für ein Fremdwort

Schon vor dreihundert Jahren gab es in Deutschland eine Sprachbereinigung. Ihr Vorkämpfer war der Sprachforscher von Zesen, der von 1619—1689 lebte und eine ganze Anzahl heute noch gebräuchlicher Verdeutschungen in Schrifttum und Sprachgebrauch einführte. Trauerspiel statt „Tragödie", Augenblick für „Moment", Verfasser statt „Autor", Losung für „Parole" und Leughaus statt „Arsenal", um nur einige Beispiele zu nennen, verdanken ihre Entstehung dem Erfindungsgeist von Zesens. Allerdings hat der Sprachforscher auch etliche weniger gelungene Verdeutschungen seinen Zeitgenossen aufzudrängen versucht, die uns heute noch vor Entsetzen schaudern lassen. Man denke nur an „Meuchelpuffer", der das Fremdwort „Revolver" bzw. Pistole ersetzen sollte. Das Wortungetüm wurde hergeleitet von „meucheln" — man könnte auch einfach totschießen sagen — und dem Geräusch, das beim Abfeuern eines Revolvers entsteht. Schlimmer noch als der „Meuchelpuffer" sind „Gipfeltüpfel" und „Krautbeschreiber", die durch den mittelalterlichen Sprachforscher statt der Fremdwörter „Zenith" und „Botaniker" der staunenden Mitwelt empfohlen wurden. Unsere Zeit hat ihre Gegenbeispiele an den unglaublichsten Auswüchsen auf dem Gebiet der Sprachbereinigung. Es sei hier nur an die Verdeutschung des Fremdwortes „Elektrizität" mit „Bern" — hergeleitet von Bernstein, der bekanntlich Reibungselektrizität entwickelt — und der „Lokomotive" mit „Lieb" erinnert. Eine elektrische Lokomotive müßte demnach als „Bern-Lieb" bezeichnet werden. Dr. Todt hat nunmehr diesem Unfug erfreulicherweise ein schnelles Ende bereitet. Was soll man schließlich dazu sagen, daß in einer Broschüre allen Ernstes für das Fremdwort „Interesse" nicht weniger als — 280 deutsche Ersatzwörter, wovon die Verdeutschungen Anreiz, Anteilnahme, Hingabe, Vorliebe, Selbstsucht und Eigennutz nur eine kleine Auslese bildet, vorschlägt? In der Praxis wird sich wohl niemand die Zeit nehmen, sich unter dieser Riesenzahl von Möglichkeiten gerade die passende auszusuchen. Die Fachwelt pflegt derartige Fremdwörter, die zahlreiche deutsche Ausdrücke „aufgefangt" haben, als „Schwammwörter" zu bezeichnen.

Die „Pension" ist reformbedürftig

„Es ist auch unhaltbar", fährt Dr. Darnedde fort, „daß man rein mundartliche Bezeichnungen als Verdeutschungen verwendet. Man kann daher keinesfalls das Fremdwort „Zigaretten" durch „Spreizen", wie man in Süddeutschland manchmal sagt, oder die sächsischen „Stäbchen" ersetzen. Dafür gibt es genug andere Möglichkeiten der sinngemäßen Verdeutschung. Wir haben beispielsweise in letzter Zeit für „pensionieren" das Zeitwort „entpflichten" und für „Makulatur" „Fehldruck" vorgeschlagen. Das Wort „Pension" ist überhaupt höchst reformbedürftig. Es wird in Norddeutschland überall französisch ausgesprochen, wie auch die amtliche Schreibweise noch französisch ist. In Süddeutschland und Oesterreich dagegen spricht man das Fremdwort einfach — deutsch aus. Diese Zwiespältigkeit muß natürlich einmal ein Ende nehmen. Am besten ist es, man streicht die „Pension" überhaupt aus dem deutschen Sprachvorgut und sagt dafür „Fremdenheim". Noch vor wenigen Jahren kannte man in der Lederindustrie den „Portefeuiller". Das Deutsche Sprachpflegeamt wollte ihn durch den „Taschner" ersetzen, doch stellte sich dabei heraus, daß neben dem „Portefeuiller" bereits die Bezeichnung „Täschner" fachüblich war.

Wie schwierig oft die Sprachbereinigung ist, mag man an folgendem Beispiel ersehen: Vor wenigen Tagen erst fragte das neue Zeppelin-Museum in Friedrichshafen beim Sprachpflegeamt an, ob es für „Museum" keinen deutschen Ausdruck gäbe. Man könnte nun natürlich Zeppelin-Haus oder Zeppelin-Schau sagen, doch treffen diese Bezeichnungen wiederum nicht den Kern der Sache. Verdeutschung erfaßbarer Fremdwörter mit Maß und Ziel, ohne Gewaltanwendung und Schädigung der Volkswirtschaft, dazu Beseitigung des berüchtigten Amts- und Kaufmannsdeutsch mit seinen unschönen Wortbildungen und verschrobenen Schachtelsätzen — das sind die Zukunftsaufgaben, die dem Deutschen Sprachpflegeamt gestellt sind. Nicht mit schulmeisterlicher Miene und drohend erhobenem Zeigefinger, sondern durch Aufklärung und Belehrung soll der Gedanke der Sprachbereinigung allmählich in alle Volkskreise getragen werden, die ihm bisher noch fernstehen. Schon in wenigen Jahren wird es dann hoffentlich keinen Gesetzesmann mehr geben, der „ohne mehr für heute" als „Endesunterzeichneter" seine Briefe abfertigt und kein Aktenstück, dessen Studium eine geistige Kraftanstrengung voraussetzt.

Großfeuer auf Bestellung

Die Einladung zu einem Großfeuer, Beginn pünktlich 18 Uhr, ist keine alltägliche Angelegenheit. Also wurde die Einladung mit Dank angenommen.

Und pünktlich 18 Uhr schossen die Flammen aus dem Erdgeschoß eines ausgedehnten Fabrikgebäudes, faßten sich, vom Winde getrieben, gierig in die Höhe und umgingelten bald den Dachstuhl. Nach wenigen Minuten war das ganze Gebäude ein mächtig lohrendes Flammenmeer. Alarm „Großfeuer" — und drei Berliner Löschzüge rücken an, die entfesselten Feuerlohen zu bekämpfen. Die Kunde vom Brand verbreitet sich schnell; Hunderte von Menschen scharen sich um das Brandfeld und starren erschrocken in die den Abendhimmel weit erhellenden Flammen.

Da die Elemente ihre Untaten und Zerstörungsabsichten nicht vorher anzusagen pflegen, kommt nur ein Brandstifter in Frage, der aus besonderen Gründen seine Absicht vorher bekannt gibt. Und so war es auch hier. Zum Brandstifter wurde der Film, und seine Absicht war, die Gefallung einiger Szenen des Zeitungsfilms „Togger" drehbuchmäßig auszuführen.

In diesem Minerva-Filmwerk der Syndikat-Tobis nach dem preisgekrönten Stoff von Heinz Bierkowsky, führt der Hauptschriftleiter des „Neuen Tag" einen leidenschaftlichen Kampf gegen die Transaktionen des internationalen Reuger-Konzerns. Diesem ist es darum zu tun, den „Neuen Tag" unter seine Kontrolle zu bringen und seinen Tendenzen gefügig zu machen. Im Kampfe zwischen den beiden Gruppen spielen die „Oldeutschen Papiermühlen" eine große Rolle, die der dunkle Konzern heimtückisch in Flammen aufgehen läßt, als sie der Verlag des „Neuen Tag" gerade erworben hat.

Bei den Ueberlegungen, wie man diesen Brand am naturgetreuesten und wirkungsvollsten darstellen könnte, fiel einem Beleuchter ein, daß in Tempelhof bei Berlin auf einem Freigelände ein in der Fertigstellung steckengebliebener Fabrikbau steht, der die ganze Umgebung verschandele und von dem ein Nachbar gesagt habe: „Das Beste wäre, ihn anstecken und abbrennen!" Schnell entschlossen erwarb man diese Burgruine und übertrug ihr die Filmrolle der „Ostpreußischen Papiermühlen" mit dem Schicksal, in Flammen aufzugehen. Und das geschah nun vor unseren Augen. Gleich nach dem Angriff der Feuerwehrleute mit Rauchmasken und Sauerstoffranzen auf die Brandmassen, die mit 200 Ballen Holzwolle und Petroleum gelweißt waren, folgte der Angriff der Filmleute mit vier Kameras, den großen Lonapparaturen und 20 Scheinwerfern unter der Leitung des Regisseurs Jürgen von Alten, der mit überlegener Ruhe die Möglichkeiten einer elementaren dramatischen Bildgestaltung überprüfte und seine Anweisungen erteilte. In bedrohlichster Nähe des Feuers steht eine Telefonzelle, in die Matthias Wiemann als junger Journalist eilte, um den ersten Bericht vom Brande der Papiermühlen an seine Zeitung durchzugeben. Daneben postiert Renate Müller auf eine weitere Szene, in der sie als Privatsekretärin des Hauptschriftleiters „Togger" mit Wiemann zusammentrifft. Dem forschen Draufgängertum des jungen Journalisten gelingt es, die Machenschaften des internationalen Konzerns aufzudecken und in Verbindung mit der großen Umwälzung von 1933 richtungbestimmend in den Gang der Dinge einzugreifen.

Trotz der gewaltigen Hitze standen die Menschen stundenlang auf dem eisigen Feldboden und betrachteten das grandiose Schauspiel des Großfeuers, das hier — es dürfte selten vorkommen — niemand zum Leide, sondern allen zur Zufriedenheit sich austoben durfte.

*

Dieser große Zeitungsfilm „Togger" ist inzwischen in Berlin unter großem Beifall des Publikums zur Uraufführung gekommen. Die Tageszeitung wird in diesem Film nicht nur der Hintergrund für irgendeine andere Spielhandlung, sondern das Ringen um ihre Existenz und um ihr anständiges Gesicht wird hier zum Mittelpunkt des Filmes. In der Zeit kurz vor dem Umbruch kämpft ein aufrechter deutscher Schriftleiter gegen einen übermächtigen internationalen Konzern, der auch die letzten Werte deutscher Wirtschaft an sich reißen will, einen aussichtslosen Kampf. Wirtschaftlicher Druck, Aufhetzung zum Streik unter den Setzern, Sperrung großer Anzeigenaufträge, Besetzung, Börsenspekulationen bringen den Verleger zum wirtschaftlichen Zusammenbruch und die Zeitung in die Hand des internationalen Konzerns, der den Sieg endgültig errungen zu haben scheint. Mitten in diesem Kampf bringt der Umbruch vom 30. Januar 1933 den Schutz der deutschen Presse vor fremden Einflüssen und des Schriftleiters vor jeglichem Druck auf wirtschaftlichem Gebiet. „Der Weg wird frei!" für sein ungehemmtes geistiges Schaffen innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft. Es scheint, als hätte der deutsche Film nach dem ausgezeichneten Film über die junge Wehrmacht „Verräter" auf dieses Werk von der deutschen Presse gewartet, und es ist zu hoffen, daß auch noch andere Gebiete des deutschen Lebens in ihrer kulturellen Neuordnung folgen werden.

Ein Film von Zeitungsleuten

„Togger", der preisgekrönte Zeitungsfilm, der in Berlin seine Uraufführung erlebte, erzählt einfach und ungeschminkt von der Arbeit der Männer, die alltäglich unsere Zeitung schreiben. Fernab von der falschen Romantik des „rasenden Reporters" wird der Lebenskampf einer Zeitung gegen die dunklen Mächte einer ausländischen Wirtschaftsgruppe dargestellt. — Eine Szene mit Matthias Wiemann. (Synd.-F., K.)

Dies nebenbei

Ein Meuchelmord, der sich irgendwann im 14. Jahrhundert ereignet haben muß, leistet 600 Jahre später der Wissenschaft einen großen Dienst! Bei Ausgrabungen im Bockstensmoor, südlich der schwedischen Stadt Göteborg, fand man einen vollständig erhaltenen Anzug, den ein Mann aus dem Mittelalter getragen hat, und so gelangt die moderne Wissenschaft zum ersten Mal in den Besitz einer Kleidung, wie man sie bisher nur aus schriftlichen Ueberlieferungen oder gelegentlich gefundenen Bruchstücken kannte. Man kann auf Grund dieser Entdeckung die längst verjährte Untat genau rekonstruieren. Ein Reisender, der offenbar den besseren Ständen angehörte — man vermutet, daß es ein wohlhabender Kaufmann oder ein Adeliger war — wurde beim Passieren des einsamen Bockstenmoores überfallen, durch Dolchstiche getötet und beraubt. Dann warf man die Leiche, um sie aus dem Wege zu räumen, in das Moor. Der Moorboden, in den die Leiche versank, erwies sich als ein hervorragendes Konservierungsmittel. Durch den Einfluß der Humussäure blieben nicht nur Teile der Leiche sondern auch die gesamten Kleidungsstücke Jahrhunderte hindurch unversehrt. Der Ermordete war ein Mann mit rotbraunen Haaren, einem kurzen rotbraunen Bart und guten Zähnen. Die wollenen Stoffe seiner Kleidung hatten sich in dem Moorboden besonders gut erhalten, wenn auch die Nähte sich gelöst hatten. Er trug einen hellgrauen Wollrock, an dem übrigens genau die Stellen erkennbar sind, wo ihn die tödlichen Dolchstiche trafen, mit einem runden Loch für den Hals, langen Aermeln und glockig geschnittenem Schoß. Die Füße waren in wollenes Tuch gehüllt, um die Beine befand sich eine Art „Strumpfhose" aus Wollstoff. Ueber dem Rock trug er einen Umhang aus dünnerem roten Stoff und als Kopfbedeckung eine Kapuze mit einem langen zopfähnlichen Schwanz. Weiter fand man noch einen Ledergurt mit zwei Dolchscheiden, während seine ledernen Schuhe bereits ziemlich zerfallen waren.

*

„Gasmaskenfeste" sind die neueste Errungenschaft der englischen Geselligkeit. Vor wenigen Tagen gab die Gattin des Majors Farquharson den Hausfrauen von Wimbledon einen Tee wobei auf den Einladungen der Zusatz stand: „Man bittet, Gasmasken mitzubringen!" Diese Veranstaltungen, die sich des besonderen Wohlwollens der Behörden erfreuen, sollen dazu dienen, die Mitglieder der englischen Gesellschaft, insbesondere die Damen, mit dem Gebrauch der Gasmasken vertraut zu machen und ihnen die Notwendigkeit einer ständigen Bereitschaft für den Luftschutz vor Augen zu führen. Ambulanzpersonal und Pflegerinnen des Roten Kreuzes reichten Tee und Kuchen und überzeugten sich an jedem Tisch, daß die Gasmasken auch funktionierten. Nachdem sich nicht alle Gäste der Frau Farquharson von diesem seltsamen Tee entzückt zeigten, hielt die Hausfrau eine Rede, in der sie erklärte, der „Gasmaskentee" werde in der kommenden Londoner Saison eine große Rolle spielen, denn hier hätten gerade die Frauen eine Möglichkeit, die Pläne der um die Vervollkommnung des Luftschutzes besorgten Regierung weitgehendst zu fördern.

*

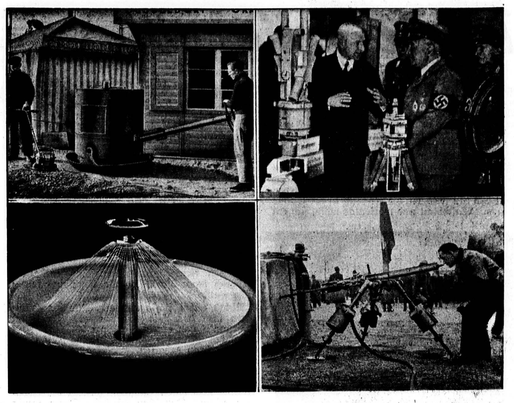
Napoleon im Eisenkäfig. Einer der bedeutendsten Männer am Hofe Napoleons und sein getreuester Vertrauter war sein Großstallmeister, der General von Caulaincourt, Herzog von Vicenza. Die von ihm hinterlassenen und für die Kenntnis Napoleons und seiner Politik nicht hoch genug einzuschätzenden Erinnerungen werden im Märzheft von Velhagen & Klasings Monatsheften durch Dr. F. Matthaesius neu erschlossen. Ein umfangreicher Beitrag des Heftes bringt eine packende Schilderung des Brandes von Moskau sowie als besonders aufschlußreich eine Auswahl aus den Gesprächen, die Caulaincourt auf der Flucht von Rußland nach Frankreich mit Napoleon geführt hat. Die Veröffentlichung bereitet eine deutsche Ausgabe der Denkwürdigkeiten vor, die demnächst im Verlage von Velhagen & Klasing als Buch erscheinen wird. Höchst merkwürdig ist, wie Napoleon auf der Flucht einen gewissen Galgenhumor entwickelt. Er befindet sich mit seinem Begleiter auf eiliger Fahrt in Schlesien und fragt Caulaincourt, was die Preußen wohl mit ihnen machen würden, wenn sie den Kaiser und seinen Großstallmeister festnähmen. „Wenn man uns verhaftet" sagte der Kaiser lebhaft, „wird man uns zu Kriegsgefangenen machen. Preußen wird sich seine Millionen wiedergeben lassen und sogar weitere verlangen. Aus Besorgnis, ich könnte entweichen, würden die Preußen mich den Engländern ausliefern! Können Sie sich Ihr Gesicht vorstellen, Caulaincourt, wenn Sie so auf einem Platz in London in einem Eisenkäfig sitzen?"

„Wenn ich damit Ihr Schicksal teile, Sire, würde ich mich nicht beklagen."

„Vom Klagen ist nicht die Rede, sondern von einer Sache, die jeden Augenblick eintreten kann, und von der Figur, die Sie in diesem Käfig abgeben würden, wenn Sie da so eingeschlossen sitzen wie ein unglückseliger Neger, den man mit Honig eingeschmiert hat, damit ihn die Fliegen auffressen!" sagte der Kaiser unter schallendem Gelächter. Und so lachte er wohl eine Viertelstunde über diese drollige Vorstellung der Gestalt im Käfig. Nie habe ich, bemerkt Caulaincourt, den Kaiser so herzlich lachen sehen, und seine Heiterkeit hatte mich derartig angesteckt, daß wir lange Zeit kein Wort herausbringen konnten, das nicht unserer heiteren Stimmung neue Nahrung gegeben hätte.

Von der Leipziger Messe

Am Markt von Leipzig herrschte bereits am ersten Tage ein lebhafter Verkehr. (Pressephoto, K.)



Querschnitt durch die Technische Messe. Links oben: Ein dynamischer Bodenverdichter (Stampfer), rechts groß, links klein. Rechts oben: Dr. Ley bei der Besichtigung von Meßinstrumenten für Bergwerke. Links unten: Ein riesiges Waschbecken mit fächerartigem Wasserauslauf für Kasernen u. a. Rechts unten: Kein Maschinengewehr, sondern eine neuartige Gesteinsbohrmaschine. (Pressephoto, Schirner, Scherl Bilderdienst, Weltbild, K.)

Im Straubinger Donaubecken

Das unablässige Ansteigen der Donau und ihrer Nebenflüsse hat das ganze Straubinger Donaubecken in einen einzigen See verwandelt, der etwa eine Ausdehnung von 30 km Länge besitzt. Unser Bild wurde in der Nähe der Stadt Straubing aufgenommen. (Atlantic, K.)

Der Rhein führt Hochwasser

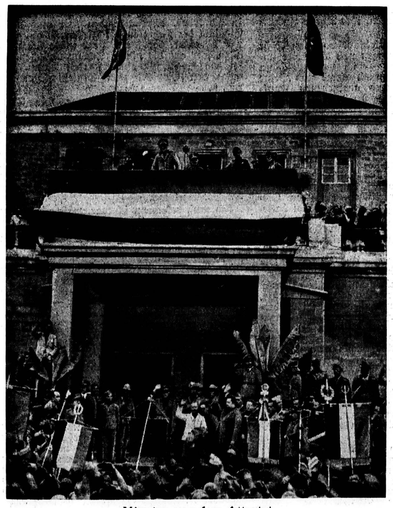
Das Wasser des Rheins steigt unaufhaltsam, ein Zustand, der im Hinblick auf die baldige Schneeschmelze um so gefährlicher ist. Die Strandpromenade in Ehrenbreitstein bei Koblenz steht vollständig unter Wasser. (Pressephoto, K.)

Die Seine überflutet das Weltausstellungs-Gelände

Der Fortgang der Bauarbeiten an der Pariser Weltausstellung ist durch das Steigen der Seine, die das Ausstellungsgelände überflutet hat, ernstlich gefährdet. Die Ladestraßen mußten in aller Eile geräumt und wertvolles Material, das dort lagerte, in Sicherheit gebracht werden. (Atlantic, K.)

Bild unten: **Deutscher Sieg beim Oasenflug**

Der Oasenflugwettbewerb endete mit einem großen Sieg der deutschen Fliegerei. Sieger wurde Hauptmann Speck v. Sternburg auf einer „Ju 86". Zweiter wurde Luftsporthauptführer Thomsen auf einer „Messerschmidt Taifun", und der Präsident des Aero-Club von Deutschland, Wolfgang von Gronau, belegte ebenfalls auf einer „Messerschmidt Taifun" den vierten Platz hinter dem Franzosen Hansez. — Der Sieger im Oasenflugwettbewerb, Hauptmann Speck von Sternburg (links) im Gespräch mit von Blomberg, dem Sohn des Reichskriegsministers, auf dem Flugplatz in Kairo. (Weltbild, K.)



Minuten vor dem Attentat

Anläßlich der Geburt des Thronfolgers von Italien, des Prinzen von Neapel, hielt der Vizekönig von Abessinien, Graziani, in Addis Abeba eine Rede und verteilte anschließend Geschenke, wobei das Attentat auf ihn verübt wurde. Graziani wurde bekanntlich leicht verletzt. Unser Bild zeigt den Vizekönig bei seiner Ansprache auf dem Balkon des Regierungsgebäudes von Addis Abeba. (Pressephoto, K.)

Sowjetspione in Schweden

Das erste Bild des Norwegers Beloonen, durch dessen Verhaftung die norwegische Polizei ein ausgedehntes sowjetrussisches Spionagesystem aufdeckte. (Weltbild, K.)

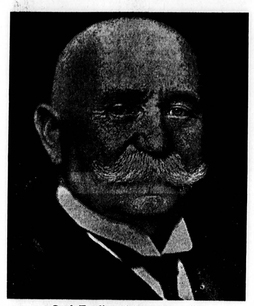
Britische Zerstörer begeben sich zur Küstenkontrolle

Eine britische Zerstörerflottille hat Malta verlassen und sich in die Gewässer von Spanien begeben, um dort die Küstenkontrolle zu übernehmen. (Associated Preß, K.)

Der Zeppelin-Ritt

Auf dem kleinen Marktplatz leuchten die Buchen. An der Wirtshausmauer sitzen in langer schwarzer Reihe die Bauern hinterm Weine. Schweigsam und doch vergnügt blinzeln sie auf die besonnte Wiese vor dem Hause, wo die Burschen und Mädel sich zum Geblase der Dorfmusik drehen. Um den Krieg, den vor fünf Tagen Kaiser Napoleon III. den Preußen erklärte, scheinen sich die Teilnehmer wenig zu kümmern.

Warum denn auch? Summen und Zirpen tönt von den Feldern, die friedlich in der Sonne liegen. Wirtschlau und wollenlos wälzt sich ein



Graf Ferdinand von Zeppelin
(Pressephoto, K.)

klarer Sommerhimmel über die Dächer und Hügel. Nirgends ist auch nur das leiseste Anzeichen eines Gewitters zu sehen, sei es eines himmlischen oder eines kriegerischen.

Da hebt der fette Wirtshaushund, der fast auf den Steinstufen liegt, den Kopf, steht mißbilligend auf, schüttelt sich, knurrt und wedelt zögleich. Was in der Hundesprache etwa heißt: „Es kommt etwas. Ich weiß bloß noch nicht, ob ich bellen oder wedeln soll." — Da ist das Etwas auch schon da. Eine Staubwolke fegt zum Dorfeingang herein. Galoppschlag und Waffenklirren ist zu hören. Ehe noch irgend jemand begreift, daß das der Krieg ist, der da kommt, jagt auch die Wolke schon zum Wirtsgarten herein, löst sich auf und ist plötzlich ein Rudel von Reitern. Ein Kommando ertönt, und im nächsten Augenblick zwitschern ein Dutzend badischer Dragoner ebensoviele aufpeitschende Trimbacher Bauernmädel im Kreise herum. Den Musikanten fallen Maßkrug und Trompeten aus den offenen Mäulern. Erst nach einer Weile beginnen sie wieder.

Doch da macht schon das Kommando „Aufsitzen" dem Zauber ein Ende. Die Dragoner stürzen an ihre Pferde zurück, springen in die Sättel und wischen zum Garten hinaus.

So hat für Trimbach im Elsaß der Siebziger Krieg begonnen.

Am Morgen dieses nämlichen 24. Juli 1870 hatte der Hauptmann Ferdinand Graf Zeppelin, Generalstabsoffizier einer württembergischen Kavalleriebrigade, den Auftrag erhalten, mit einer Offizierspatrouille den nördlichen Zipfel des Elsaß zu erkunden. Im Morgengrauen ritt er los. Mit vier badischen Leutnants und sieben Dragoner. Gerade als der erste Sonnenstrahl sich im Rhein spiegelte, schlugen die Hufe der ersten deutschen Patrouille in Feindesland.

Eine Stunde später waren Wälle, Tore und Mauern zu sehen. Lauterburg, die erste französische Stadt. Glück muß man haben: das Stadttor stand offen. Im Marsch-Marsch-Tempo brauste die Patrouille zum Tore hinein. Die französischen Gendarmen und Finanzer, die verschlafen in der Torfahrt saßen, fuhren auf, griffen zu den Waffen und — waren überritten, ehe noch ein Schuß aus den Läufen fuhr. Da war die deutsche Patrouille auch schon zum anderen Tor hinaus. Soviel wußte sie nun: Lauterburg war noch vom Feinde frei.

So ging es weiter nach Neuweiler. Wo eben, als Zeppelin eine Proklamation des dritten Napoleon vor der Mauer des Spritzenhauses reißt, ein Gendarm und ein Lancier um die Ecke klappern. Der Lancier wird vom Pferde gehauen. Der Gendarm bettelt um Gnade, liefert die Papiere aus, die wertvolle Angaben über den französischen Grenzschutz enthalten. Fröhlich tradt die Patrouille tiefer ins feindliche Land.

Nichts rührt sich ringsum. Nur die Hummeln über den Wiesen brummen. Da klingt Tanzmusik von einem Kirchdorf herüber. Zeppelin hat Sinn für Humor. Seine Reiter haben sich brav gehalten. Belohnung muß sein. So kommt es zum Trimbacher Tänzlein.

Als der Abend dieses ersten Tages in feindlichem Lande sich niedersenkt, überfällt die Patrouille nach einem Bahnhof, zerstört die Apparate, nimmt Depeschen an sich. Dann taucht sie in das Dunkel des Schönebürger Forstes, wo sie die Nacht verbringt. Nur ein Leutnant und zwei Dragoner müssen noch zurück nach Karlsruhe reiten. Zeppelin ahnt schon, daß der kommende Tag ein anderes Tänzlein bringen wird als das Trimbacher Tanzen. Wer weiß, ob es morgen noch möglich sein wird, Meldung nach Hause zu schicken.

Doch dieser Tag beginnt glücklich. Was ihnen am Morgen zuvor in Lauterburg gelungen, gelingt jetzt in Wörth, das sie in vollem Lauf durchjagen, ehe die Torwachen noch ans Schießen denken. Aber auf den Feldern und Hügeln, über die vierzehn Tage später die erste große Schlacht dieses Krieges tobt, merkt Zeppelin, daß er mit seinem Husarenstreich von Wörth in ein Wespennest gestochen hat. Ringsum wimmelt es plötzlich von französischer Kavallerie. Dennoch wagt er einen neuen Streich. Fast vor den Augen zweier französischer Reiterregimenter überfällt er abermals einen Bahnhof. Doch der Versuch, auch das Städtchen Niederbronn zu durchreiten, mißlingt. Niederbronn ist voll von französischen Truppen. Die Franzosen beginnen die verwegene Patrouille zu jagen. Wie die Spürhunde rotieren die feindlichen Reiter die Gegend ab. Die Lage beginnt bedenklich zu werden. Zeppelin wählt den abgelegenen, nur aus ein paar Bauernhäusern und einem Wirtshaus bestehenden Weiler Scheuerlenhof, den er von mittlerischen Studienreisen kennt.

Mit aller soldatischen Vorsicht rastet die Patrouille im Wirtshaus von Scheuerlenhof. Während Pferde und Mann futtern und trinken, stehen draußen, Karabiner im Arm, die Posten. Es ist ja anzunehmen, daß der Ritt der Deutschen nach dem einsamen Weiler von den Franzosen beobachtet wurde. Es ist auch so. Eine Eskadron Chasseurs à cheval hat den Befehl bekommen, die Unruhestifter abzufangen.

Da gellt auch schon der Alarmruf eines Postens. Als Zeppelin mit seinen Leuten in den Hof stürzt, sind sie schon umzingelt. Ein ungleicher Kampf beginnt: 9 Mann gegen 150. Es kommt, wie es kommen muß. Ein Leutnant fällt — als erster Deutscher dieses Krieges — ein zweiter wird schwer verwundet. Die Dragoner müssen sich ergeben. Nur der Führer der Patrouille entkommt.

In dem Getümmel gelingt es Zeppelin, durch eine Hintertüre in den Wirtsgarten zu kommen. Hier hält eine Magd ein französisches Chargepferd. Zeppelin springt in den Sattel, setzt über einen Zaun, einen Bach und jagt in den nahen schützenden Wald. Dort haltert er seinen Gaul an einen Stamm an und klettert in die Krone eines hohen Baumes. Er wird Zeuge, wie ein Teil der feindlichen Reiter seine Patrouille in die Gefangenschaft abführt. Aber er sieht auch, wie der Rest der Eskadron auf das Wäldchen zu galoppiert und es zu umstellen beginnt. Doch sie finden ihn nicht. Der Gaul, der vernünftigerweise bei der Annäherung der anderen Pferde nicht wiehert, steht im Dickicht, der Hauptmann sitzt oben auf dem Baum und sieht die Franzosenhelme zwischen den Stämmen und im Jungholz gestiefelt.

Endlich verschwinden die Reiter. Aber sie sperren ringsum alle Straßen und Wege. Auf eine solche Vedette stößt Zeppelin, als er vorsichtig aus dem Wald ins Freie reitet. Ein Zurück ist nicht mehr möglich. Da jagt Zeppelin mitten durch die Vedette und galoppiert gegen Westen. Stundenlang sind die feindlichen Reiter hinter ihm her. Bis sie im Dunkel des Abends und in einem losbrechenden Gewitter seine Spur verlieren. Aber noch ist Zeppelin nicht gerettet. So wagt er sich in ein Bauernhaus, das französische Roß im Stall und ahnt nicht, wes die Nacht in seinem Hause verbringt. Er freut sich auf einen ausgiebigen Morgenschwatz mit dem französischen Wachtmeister. Um ihn ja nicht zu verlaumden, steckt er schon beim ersten Tagesgrauen die Nase aus dem Fenster. Da vergißt er für die nächste Viertelstunde das Maul zu schließen. Denn was sich drüben am Stalle gerade auf das französische Chargepferd schwingt und ein freundliches „Guten Morgen" ruft, ist ein deutscher Offizier. Dem Bauer steht das Maul noch offen, als der Deutsche schon ferne über die Felder jagt.

Am Nachmittage erreichte Zeppelin wieder den Rhein.

Fast vierzig Jahre später war der Name dieses tapferen Offiziers in aller Munde. Damals, als bei Echterdingen eine Gewitterböe sein Luftschiff von den Ankern riß, es in Flammen aufgehen ließ und der Schmerz über diese Katastrophe zum ersten Male wieder die Herzen aller Deutschen einte.

Alfons v. Czibulka.

Strupp und ich sind gute Freunde

(Weltbild, M.)

Die Wette der Kaiserin

Wieder einmal erwartete man am Hof der Kaiserin Maria Theresia ein freudiges Ereignis. Mit dem ihr eigenen, köstlichen Freimut fragte da eines Tages die prächtige, mütterliche Herrscherin einen ihrer Hofherren: „Na, was glaubens: ob's wohl ein Sohn wird oder eine Tochter?"

Worauf der Hofherr sich beeilte, zu versichern: „Sicher ein Prinz, Majestät!"

„Und ich wette zwei Dukaten", lachte die hohe Frau, „daß wir wieder eine Prinzessin bekommen!" Natürlich nahm der Hofherr die Wette unterthänigst an. Die Kaiserin aber gewann, denn eine Prinzessin kam zur Welt.

Da geriet der arme Kammerherr in arge Verlegenheit. Keiner bietet gerne einer Kaiserin zwei Dukaten an! Doch wie sich aus der Affäre ziehen? Da kam dem verlegenen Kammerherrn der derzeitige Hofkomponist Metastasio zu Hilfe. Dem hatte er seine Verlegenheit geklagt.

Nun, galt aber dazumal der Hofbrauch, daß bei der Tauffeier ein kleines Festspiel aufgeführt wurde! Pietro Metastasio übernahm die Sache und versprach, die Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit des bedrängten Hofherrn auszuführen.

Wie aber lachte die schöne Kaiserin, als man bei dieser Gelegenheit die kleine Oper Metastasios aufführte, die den bezeichnenden Titel trug: „Die Wette". Allgemeiner Jubel aber brach los, als folgende Arie gesungen wurde:

„Die Tochter solcher Kaiserin
macht den Verlust mir leicht,
Hat doch die ganze Welt Gewinn,
Wenn sie der Mutter gleicht!"

Nächtliche Rettung / Von Miliana Jank

Miliane Jank ist in der Geschichte des alpinen Sports berühmt geworden durch ihre Alpenüberquerung auf Skiern, die ihr als der ersten Frau gelang. Sie hat viele Gipfel im europäischen und amerikanischen Hochgebirge erstiegen. Hier erzählt sie von einer Nacht in den Olympic Mountains.

Im Gebiet der Olympic Mountains führte mich mein Weg durch eine tief verschneite Klamm. Ich mußte die Nacht dazu benützen, um sie hinter mich zu bringen, denn drüben auf der anderen Seite warteten drei amerikanische Skiläuferinnen auf mich, die ich zu führen hatte.

Im Scheinwerferlicht meiner Sturmlampe warf mein Körper einen geisterhaften Schattentanz über die Eiswand hin. Mein wirrliches Ich war so vom Dunkel verschlungen, daß ich immer wieder den Schatten auf dem Eis anstarrte, als ob er es sei, der sich mit großen langen Beinen und Armen vorwärts tastete.

Die Wände der Klamm waren glatt wie Marmor und neigten sich zu dem Lichtkegel, wie wenn sie gierig daraus wären, seine Helle in sich hineinzutrinken. Kerbe um Kerbe schlug ich ins Eis. Um jeden Schritt vorwärts mußte ich kämpfen wie um ein Stückchen Seligkeit. Die Steigeisen griffen nur schwach in die harte Masse ein.

Die Einsamkeit war um mich und in mir wie ein riesiges lauerndes Tier. Von tief unten hörte ich den wilden River rauschen. Die gespenstische Vision von dem rasenden, stürzenden, polternden Gewässer kürzte um so deutlicher an meinen Augen vorüber, je unbarmherziger die Härte und Glätte des Eises meine Vorwärtsbewegung hemmte. Das Rauschen des Flusses klang wie Hohn. Verlassener, preisgegebener konnte sich kein Mensch fühlen. Die Nacht war mein Kerker.

Eine Stufe nach der anderen schlug ich ins Eis, nun schon mit zusammengebissenen Zähnen und sogar mit Tränen in den Augen. Die Tücke des Objektes und die Tücken der Nacht hatten Macht über mich bekommen. Der Fluß höhnte, der Riesenschatten auf der Eiswand höhnte — ich war machtlos, wehrlos und, wie ich glaubte, fast auch schon kraftlos. Aber wie Automaten, bis zu deren Triebfedern und Triebkräften die Hemmungen des Gehirns nicht reichten, verfuhren die Arme und Beine ihren Dienst. Sie entwickeln, trainiert und erzogen, in solchen Situationen wie Diener, die sich selbständig gemacht haben, ihre eigene Intelligenz.

So balancierte ich durch die Klamm von Stufe zu Stufe. Stufen schlagen und die Stiefer immer wieder nachholen — ich war gleichsam selbst Zuschauerin, während Arme und Beine die ihnen gelehrten und anerzogenen Funktionen ausübten.

Plötzlich meinte ich, daß meine Augen — ja, auch sie waren noch unermüdlich tätig — mir aus dem Kopf treten wollten. Denn was sahen sie?! Frisch geschlagene Stufen im Eis, die von der anderen Seite kamen! Ich fiel mit meinem ganzen Körper über sie wie über Symbole des Lebens, wie über Zeichen und Wunder, die mir sagen wollten, daß ich nicht allein in der dunklen, unwirklichen, einsamen Eiswelt wäre. Erst als ich dies ausgekostet hatte, kam mir zum Bewußtsein, daß hier jemand abgestürzt sein müßte. Und dann sprach mich Unterbewußtsein zu mir: Abgestürzt oder nicht — ein Mensch ist da, irgendeiner leidet mit dir die Einsamkeit der Nacht. Und ich fühlte, wie mir das Blut zum Kopf drang.

Dann schrie ich, wahrscheinlich war es mehr ein Jubeln als ein Schreien. Denn ich wußte, es war noch ein Leben außer meinem in dieser Einsamkeit, in dieser Finsternis, in diesem Rauschen des Rivers und Glitzern des Eises enthalten. Oder war es schon vernichtet? Dann würde das Nichts auch über mich kommen!

Nein, das Leben lebte: eine männliche Stimme antwortete mir aus dem Abgrund. Man merkte ihr an, wie die Zähne des Rufenden zusammenschlugen, wie die Zunge schon schwach und die Lippen erstarrt waren. Die Stimme rief: „My dear! My dear!" Es war das Jammern eines Knaben.

Ich antwortete: Wo die Stiefer seien und der Eispickel, ob der junge Herr verletzt sei und noch einiges andere. Am liebsten hätte ich gleich eine Konversation mit dem Jüngling da unten geführt. Er aber wußte nur eine Antwort: „My dear! My dear!"

An der Repschnur ließ ich mein Stirnlicht hinab. Als ich sie wieder heraufzog, waren die Stiefer drangebunden. Alle anderen Dinge fehlten. Sie waren wohl im River. Ich mußte lachen. Es wurde hell um mich herum. Ich wurde ganz wach, ganz stark: ich werde ihn zu mir heraufziehen.

Wieder stiefte die Repschnur mit dem Licht in die Tiefe, dazu gebunden trat auch mein Eispickel die Fahrt in die Finsternis an. Ich rief hinunter, der junge Herr möge sich nicht allzu sehr auf die dünne Schnur verlassen, sie sei zu schwach für einen starken Mann. Er möge den Eispickel zum Stufenschlagen benützen.

Er folgte wie ein braver Junge. Eine Viertelstunde zog und hielt ich, und er schlug Stufen und kletterte zu mir herauf. Ich hatte also Zeit genug, mir meine Vorstellung von ihm zu machen: Blond war er wahrscheinlich, blond mit vielen, wirren Haaren, schlank — großer Mund, große Augen, große Hände. Ein Student wahrscheinlich, der sich zuviel zugemutet hatte oder unvorsichtig gewesen oder überhaupt ein Pechvogel war.

Ich muß bekennen, ich war, während ich ihn am Seil, also sein Leben in meiner Hand hielt, verliebt in ihn. Ich stellte mir vor, wie ich ihn verbinden, pflegen und bemuttern würde. Die Nacht hatte ihn mir geschenkt. Ich war verlöhnt mit der Nacht.

Endlich war es soweit, gleich mußte er über die Eskante erscheinen. Schon hörte ich ihn schwer atmen. Mein Herz klopfte — nicht nur von der Anstrengung, am Seil.

Jetzt war er da. Mir wurde plötzlich schwindelig vor den Augen. Mein Herz schlug sehr schnell, ich wurde ganz schwach. Ganz groß, ganz offen wurden meine Augen. Vor mir stand der fliegende Holländer vom Pacific", der Admiral vom Navy Department.

„Meine Schwadron wartet auf mich", sprach er nun mit tiefer, mit ganz tiefer Stimme. „Und niemand weiß, wo ich bin."

„Er ist Deutsch-Amerikaner. Er ist vor drei Jahren herübergekommen, aber —"

Ich schaute den Admiral lachend an, wir kannten uns ja. Er war ein großer, stattlicher Mann, echter Westamerikaner, mit weißem, fliegendem Haar. Er war verwundet, hatte ein Loch im Schädel. Ich zog ihn an das Ende der Eiswand und verband ihn. Sein Gesicht hatte er schon vergessen, er dachte an das Geschwader . . .

Er liebte die Berge vom Pacific, die Berge, die wie Denkmale zweier Welten die von Asien kommenden und nach Asien gehenden Schiffe grüßen, wenn sie durch die Strait of Juan de Fuca fahren.

Wir feilten uns an und fanden den Weg ins Hell? . . . .

August Mattusch macht eine Schwarzfahrt

Roman von Otfried von Hanstein

5. Fortsetzung

Sie trafen in Berlin ein, und Erna Bull, die ganz apathisch alles mit sich geschehen ließ, wurde zunächst im Präsidium eingeliefert.

Als sie das Haus wieder verließen, hat der Kriminalrat Wendhausen darum, ihm seinen Wagen noch auf ein paar Stunden zu leihen. Er wollte noch eine kurze Spazierfahrt machen.

„Eine Spazierfahrt?"

„Kriminalisten machen immer Spazierfahrten, wenn sie einer Spur nachgehen, über die sie vorläufig noch nicht reden wollen. Wo kann ich Sie so um 11 Uhr sprechen?"

„Ich bin zu Hause."

In Wendhausens Erstaunen rief der Kriminalrat dem Chauffeur zu:

„Nach Saarow—Pieskow."

„Was Neues?" fragte der Direktor gespannt.

„Weiß ich noch nicht. Sagen Sie mal, Herr Direktor, was ist denn eigentlich der Perlenschmuck wirklich wert?"

„Sehr viel. Ich habe ihn jetzt erst wieder von einem Sachverständigen prüfen lassen, weil ich ihn neu versichert habe. Die Perlen sind ganz besonders schön, und in der Fassung befindet sich neben kleinen Steinen in der Schließagraffe ein sehr großer, ganz klarer Brillant mit etwas bläulichem Schimmer, der den Wert noch vergrößern soll. Es ist ein altes Erbstück, meine Frau entstammt einer früher sehr reichen Familie. Die Versicherung hat den Wert des ganzen Schmuckes auf eine Viertelmillion Mark festgesetzt. Ein Preis, der natürlich jetzt nirgends zu erzielen wäre. Allerdings hat mir vor dem Kriege der amerikanische Juwelenspezialist Woodrow Coof die gleiche Summe geboten."

„Weiß Ihre Gattin eigentlich von der ganzen Sache?"

„Zum Glück nicht. Als ich damals in Swinemünde war, habe ich sie und meine Tochter nach Bremen begleitet. Sie haben am folgenden Sonntag eine längere Gesellschaftsreise nach dem warmen Süden angetreten. Es ist ein Segen, daß sie die ganze Sache nicht miterlebt hat."

„Sehr schön, jetzt möchte ich gern Ihre Hausangestellte noch einmal sprechen."

„Aber gern," sagte Wendhausen und klingelte.

Else Wessen, ein frisches, lebensfustiges, junges Mädchen mit verängstetem Gesicht, wurde gerufen und sah den Kriminalrat vollkommen unbefangen an.

„Sagen Sie mal, wissen Sie genau, wann Sie an jenem Sonnabend das Haus verlassen haben?"

„So etwa um 4 Uhr. Es war 1/45, als ich auf dem Bahnhof Friedrichstraße war."

„Und von da sind Sie sofort nach Fürstenwalde gefahren? Sie wollten ja wohl nach Markgrafpieske?"

„Nein, ich bin erst am Abend gefahren," gestand das Mädchen.

„Warum denn?"

„Ach Gott, das war eine ganz verkorkste Geschichte."

„Erzählen Sie doch einmal," forderte der Kriminalrat auf.

„Ich habe nämlich einen Freund, wir wollten zusammen nach Markgrafpieske, weil ich ihn meinen Eltern vorstellen wollte, denn wir wollen im Frühjahr heiraten. Als ich auf den Bahnhof kam, sagte er aber, daß er in der Nacht Dienst hätte und nicht mitkommen könnte. Da sind wir denn den Nachmittag über in einer Tanzdiele gewesen, und ich bin erst um 8 Uhr gefahren."

„Was ist denn Ihr Freund, daß er Nachtdienst hat?" — „Kellner." — „Wo denn?" — „Eigentlich ist er schon seit langer Zeit stellungslos, er hilft nur ab und zu mal aus. An dem Sonnabend war er im Zoo. Da ist er oft, wenn etwas Besonderes los ist."

„Haben Sie vielleicht eine Photographie von ihm?" — „Warum denn?" — „Ich nur so. Ich möchte mal wissen, wie er aussieht."

„Ich habe keine."

Köllner zog das Bild des Doktor Schwarz aus der Tasche, das bei seiner Verhaftung in Köln gemacht worden war.

„Ist das vielleicht Ihr Freund?"

Das Mädchen, das anfing, befangen zu werden, lachte hell auf.

„Nee, so ein feiner Herr ist er ja nun doch nicht!"

„Wie heißt er?"

„Fred Hunter."

„Das klingt ja so amerikanisch?"

„Er ist Deutsch-Amerikaner. Er ist vor drei Jahren herübergekommen, aber —"

Köllner lachte.

„Dann ist ja alles gut, Fräulein Else. Weiter wollte ich nichts von Ihnen wissen."

Das Mädchen ging wieder hinaus.

„Glauben Sie denn etwa —" fragte der Direktor.

„Gar nichts — nur — man muß eben alles beobachten. Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten. Lieb wäre es mir, wenn ich Sie so etwa in einer Stunde noch einmal sprechen könnte. Wahrscheinlich habe ich mich wieder geirrt. Ich dachte nur — das Mädchen hatte ja auch einen Schlüssel —"

„Herrgott, wollen Sie denn alle meine Dienstboten zu Verbrechern machen?"

„Denke gar nicht daran," lachte Köllner. „Die Else ist ganz sicher keine Verbrecherin. Also, auf Wiedersehen."

Köllner fuhr zum Präsidium und ging in das Einwohnermeldeamt. Dort fragte er nach Fred Hunter. Die Personalien lauteten:

„Fred Hunter, Berlin O, Krautstraße 9, Kellner. Vor drei Jahren aus Amerika zugereist. Drüben wegen Diebstahl vorbestraft. War hier einmal in Verdacht, an einem Pelzdiebstahl im Esplanadehotel beteiligt zu sein, wurde aber freigesprochen."

Eine halbe Stunde später war der Polizeirat im Personalbüro des Zoo-Restaurants und ließ sich beim Direktor melden.

„Eine Frage," begann er. „Können Sie mir vielleicht sagen, ob Sie am Sonnabend, den 2. Dezember, einen Aushilfskellner namens Fred Hunter beschäftigt haben?"

Der Direktor holte die Bücher und stellte fest, daß Hunter tatsächlich an jenem Abend beschäftigt worden war.

„Der Mann war also in der ganzen Nacht bei Ihnen?" fragte Köllner.

„Die Kellner treten um 7 Uhr an und waren in dieser Nacht bis 6 Uhr morgens beschäftigt."

„Es ist also sicher, daß Hunter während der Nacht das Haus nicht verlassen hat?"

„Ausgeschlossen. Das wäre gemeldet worden."

„Macht es Ihnen sehr viel Arbeit, wenn Sie noch feststellen, wann Hunter sonst in den letzten vier Wochen etwas beschäftigt war?"

Der Direktor verglich die Listen.

„Am 2. November — Fest der jungen Künstler. Am 8. November beim Ball der Auslandsdeutschen. Dann an jenem Sonnabend, den 2., und gleich wieder am Sonntag, dem 3. Dezember."

„Danke verbindlichst."

Köllner war einigermaßen enttäuscht, und seine Hoffnungen schmolzen schon wieder zusammen. Diesen Hunter zu verhaften, hätte gar kein Zweck gehabt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Einbruch in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag verübt worden. Allenfalls wäre auch denkbar gewesen, daß es erst in der Nacht vom Sonntag auf Montag geschehen wäre. Aber gerade für diese beiden Nächte hatte Fred Hunter ein tadelloses Alibi. Auch am Sonnabend nachmittag war er mit dem Mädchen in der Tanzdiele gewesen. Das Mädchen machte ganz gewiß nicht den Eindruck, als ob sie von etwas wisse.

Trotzdem fuhr Köllner noch einmal zu Wendhausen.

„Noch eine Frage," begann er. „Allerdings muß ich vorausschicken, daß ich wahrscheinlich wieder auf dem Holzweg bin. Wann hat denn eigentlich Ihre Frau Gemahlin den Schmuck zum letzten Male getragen?"

„Das ist gar nicht so lange her. Wir haben am — warten Sie doch mal, ich muß in meinem Notizbuch nachsehen — richtig, am 8. November das Fest der Auslandsdeutschen im Zoo mitgemacht. Sie wissen wohl, daß ich an gewissen großen südamerikanischen Konzernen beteiligt bin. Da muß ich oft schon meiner dortigen Freunde wegen etwas repräsentativ auftreten. Sonst pflegt meine Frau das kostbare Stück sehr selten zu tragen."

„Danke verbindlichst, jetzt störe ich sie heute nicht mehr."

„Darf ich fragen, ob Sie wirklich eine andere Spur haben?"

„Vorläufig weiß ich noch gar nichts, alles sind Kombinationen. Immerhin — sobald ich etwas Bestimmtes weiß, erhalten Sie Nachric

„Wollen Sie heute nacht mit mir nach Hamburg?“

„Ich muß eigentlich morgen wieder in der Bank sein. — „Lassen Sie sich noch einmal vertreten. Ich vermute, daß wir morgen in Hamburg den großen Schlußakt in Ihrer Sache erleben.“

„War es wirklich Mattusch?“

„Ich glaube nicht, aber weiter wird nichts verraten“, lachte Zöllner. „Schuld an der ganzen Sache ist wahrscheinlich Ihre Frau Gemahlin.“ — „Nanu?“ — „Weil sie auf dem Ball der Auslandsdeutschen die kostbare Kette getragen hat.

Zehntes Kapitel.

Nach einer mehr als dreistündigen Fahrt hielt das Auto, in dem Direktor Wendhausen, der Kriminalrat und Oberwachtmeister Schneidereit saßen, vor dem Hotel Reichshof in Hamburg. Es war spät in der Nacht. — Zöllner nannte seinen Namen, und der Portier sagte, die Herren würden bereits erwartet. „Ich habe ein Beratungszimmer für Sie freigehalten“, setzte er hinzu. Der Herr, von dem Sie erwartet wurden, war Kriminalkommissar Manteuffel. Die Herren machten sich miteinander bekannt. — „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, wenn es sich um Dick Black handelt. Er will morgen früh 7 Uhr nach Bremen abreisen. Ich habe es von dem Portier seiner Pension erfahren.“

Zöllner packte die Bilder vom Fest der Auslandsdeutschen aus. — „Ist das Black?“ fragte er und reichte ihm ein kleines Photo. Der Kommissar prüfte es sehr genau mit der Lupe. „Eigentlich eine unglaubliche Unverschämtheit“, sagte er. „Natürlich ist er das. Nur das kleine Schnurrbärtchen und das Monokel sind hinzugekommen und — das kann man auf dem Bilde aber nicht genau erkennen, vielleicht etwas gefärbtes Haar.“

„Mister Brown war grauhaarig“, warf Wendhausen ein.

„Black ist noch blond. Nun schließlich, da wir Black hier in Hamburg durchaus nichts nachsagen konnten, und er hier auch nichts auf dem Kerbholz hat und außerdem in Berlin überhaupt noch nie, wenn man so sagen darf, „gearbeitet“ hat, war ja die Gefahr nicht so groß. Wie denken Sie sich denn nun die Sache? Haben Sie wirklich derartige Beweise gegen ihn, daß sich eine Verhaftung rechtfertigen läßt?“

„Das kommt vorläufig vollkommen darauf an, ob es gelingt, den Mann zu überrumpeln und ihn zu veranlassen, daß er zugibt, dieser Brown zu sein. Tut er das, dann haben wir schon gewonnen. Dann besteht zunächst ein Zusammenhang zwischen ihm und dem Doktor Schwarz. Selbstverständlich ist es jetzt zur Nachtzeit nicht möglich, in der Pension nach ihm zu fragen. Vielleicht ist es gar nicht schlecht, daß er morgen nach Bremen fährt. Man muß nur dafür sorgen, daß in dem Abteil, in dem er reist, niemand anders sitzt als er, Direktor Wendhausen und ich. Sie, lieber Herr Kollege, Wachtmeister Schneidereit und wenn möglich zwei kräftige Beamte müßten im Nebenabteil sitzen, für den Fall, daß Black ungemütlich wird. Ich bin aber überzeugt, daß er sich in sein Schicksal ergibt, wenn er sieht, daß wir sein Spiel durchschaut haben.“

„Herr Kriminalrat“, wandte der Kommissar ein, „um etwas Derartiges in Szene zu setzen und um mir die Erlaubnis zu erwirken, Sie mit zwei Beamten zu begleiten, müßte allerdings ein ganz bestimmter Verdacht —“ Zöllner richtete sich auf. —

„Ich kann Ihnen nur eines sagen: in dem Augenblick, in dem Black zugibt, Mister Brown zu sein, ist der Beweis gegeben, daß Black und kein anderer die Perlenkette des Direktors Wendhausen gestohlen hat und daß dieser sogenannte Doktor Schwarz sie nach England bringen sollte.“

„Dafür haben Sie Beweise?“ fragte der Kommissar noch immer mißtrauisch.

„Sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach auf dieser unterhaltsamen Fahrt nach Bremen das Geständnis aus seinem eigenen Munde hören. Jetzt aber möchte ich Ihnen den Schlachtplan, den ich mir ausgedacht habe, erklären. Sie, Herr Direktor Wendhausen wiesen die Hauptrolle im ersten Akt.“ — „Ich?“ wunderte sich Wendhausen. — „Ja — wir müssen den Mann übertrumpeln. Ich denke mir die Sache so: wenn wir gemütlich zusammen im Abteil sitzen, warten wir zunächst, bis der Zug abgefahren ist. Dann kann er uns in keinem Fall entwischen. Wenn es so weit ist, sehen Sie, lieber Direktor, den Mann ein wenig warmal scharf an und erkennen in ihm Mister Brown Er wird es zunächst bestreiten wollen, aber Sie reden ruhig weiter. Sie hätten sich doch in Berlin auf dem Ball der Auslandsdeutschen kennengelernt und ich sei der Direktor Zöllner von der Augsburger Maschinenfabrik. Sie möchten uns gerne miteinander bekannt machen. Sind wir soweit, dann ist Ihre Rolle zunächst zu Ende, und Sie verlassen unter einem Vorwand das Abteil, um im Nebenabteil den Kollegen Manteuffel zu verständigen, daß wir soweit sind und er in Bereitschaft stehen soll. Das machen Sie doch sicher ausgezeichnet.“ Zöllner stand auf.

„So, meine Herren“, sagte er, „ich denke, jetzt gehen wir alle zu Bett. Also, Herr Kollege — zwei Beamte — das Bahnpersonal verständigen, daß wir allein bleiben wollen. Halten Sie es für nötig, daß ich noch einmal mit auf das Präsidium komme?“

„Aber nein!“ wehrte der Kommissar ab.

Dann fuhren die drei Herren mit dem Lift in die oberen Stockwerke, wo Zöllner drei Zimmer belegt hatte. Vor der Tür blieb Wendhausen noch einmal stehen. — „Ich glaube, ich werde nicht schlafen“, sagte er. — „Sind Sie Jäger?“ — „Auch das.“ — „Also! Dann nehmen Sie an, daß Sie morgen eine ganz besonders interessante und aufregende Jagd mitmachen.“ — „Auf einen Menschen.“ Zöllners Gesicht war hart.

„Nein. Auf ein gefährliches Raubtier, das nur zufällig das Aussehen eines Menschen hat. Denken Sie daran, daß dieser Schuft, wenn ich recht habe, sich nicht scheut, einen anständigen Mann und ein anständiges Mädchen zu vernichten. Denn, was aus Erna Bull würde, wenn der Plan gelungen wäre, das ist kaum auszudenken. Gute Nacht, Herr Direktor. Ich erwarte Sie um 6 Uhr im Frühstückszimmer.“ — Am nächsten Morgen waren die Herren sehr zeitig auf dem Bahnhof. Einen Augenblick trafen Zöllner und Manteuffel noch mit-

Die ersten Frühlingsboten

(Scherl Bilderdienst)

einander.

„Alles in Ordnung“, sagte der Kommissar.

„Dann also: Getreunt marschieren und gemeinsam schlagen, heißt ja wohl die strategische Regel.“

Zöllner nahm den entschieden sehr erregten Wendhausen am Arm, wanderte mit ihm auf dem Bahnsteig auf und ab und sprach sehr lebhaft auf ihn ein. Schneidereit tat, als kenne er die beiden gar nicht.

Kurz vor 7 Uhr warf Manteuffel, der auch auf und ab ging, Zöllner einen bedeutsamen Blick zu.

„Da kommt er“, sagte er leise.

„Das ist er doch nicht?“ — „Denken Sie sich einen Schnurrbart und ein Monokel dazu, außerdem weißes Haar.“

Black ging jetzt dicht an ihnen vorbei.

„Er kann es sein“, sah Zöllner zu.

„Er ist es! Ich kann beschwören.“

Black wurde vom Zugführer in ein Abteil zweiter Klasse geleitet, setzte sich sofort in eine Fensterecke und versteckte sich, ohne sich auch nur einmal umzusehen, in eine Zeitung. Er sah auch kaum auf, als zuerst Wendhausen und dann Zöllner einstiegen und die beiden Türecken einnahmen. Zuletzt stieg Schneidereit in das Abteil und setzte sich Black gegenüber in eine andere Fensterecke. Auch er versteckte sich sofort in eine Zeitung.

Der Zug verließ die Bahnhofshalle. Wendhausen hatte Herzklopfen wie ein junger Examenskandidat. Endlich gab ihm Zöllner einen Wink.

Er stand auf und tat, als wolle er etwas aus seiner Reisetasche im Netz nehmen, zufällig sah auch Black auf, und Wendhausen machte eine verbindliche Geste.

„Sie verzeihen“, sagte er, „ich habe doch die Ehre, mit Mister Brown aus Newyork —“ Black zuckte zusammen.

„Ich weiß nicht —“ Wendhausen wurde kühner.

„Aber natürlich! Wir haben uns doch auf dem Ball der Auslandsdeutschen in Berlin kennengelernt. Sie erinnern sich wohl — Bankdirektor Wendhausen. Ich freue mich wirklich, Sie wiederzusehen. Gestatten Sie, daß ich vorstelle: Herr Direktor Zöllner von der Maschinenfabrik Augsburg, der im Begriff steht, mit der „Steuben“ nach Amerika zu fahren.“ — In seiner Erregung hatte Wendhausen so rasch gesprochen, daß Black gar keine Zeit blieb, ihn zu unterbrechen, und jetzt fiel Zöllner ein.

„Ich freue mich wirklich, Mister Brown. Sie wissen, daß ich ein Angebot von Ihrer Firma bekam. Ich bin zum Abschluß bereit, und nun ist es ja ein glücklicher Zufall, daß ich Sie hier treffe. Es wäre schön, wenn wir in Bremen noch Zeit füreinander hätten. Ich bin bereit, sofort einen größeren Betrag Anzahlung zu leisten.“

Black hatte sich rasch gefaßt. Er war froh, daß dieser Mann nicht auf der „Bremen“ reiste. Jedenfalls schien es ihm zu spät zu sein, jetzt noch zu bestreiten, daß er Brown sei.

„Es freut mich sehr“, sagte er unsicher. „Ich hatte Sie allerdings nicht erkannt, Herr Direktor — freilich — über die Geschäfte bin ich nicht so genau unterrichtet, denn ich bin ja bereits über zwei Monate in Europa.“ — „Sie sind doch Mister Ben Brown?“ erkundigte sich Zöllner.

„Bedaure, ich bin nur der Bruder.“

„Trotzdem. Reisen Sie auch mit der „Steuben“?“

„Nein, mit der „Bremen“.“

„Dann sind Sie zwei Tage früher da, um so besser wird es sein, wenn Sie im Bilde sind.“

Wendhausen erhob sich und murmelte, er wolle sich ein paar Zigarren aus dem Speisewagen holen. Er ging hinaus und traf auf Manteuffel, der im Gang stand. — Drinnen im Abteil lehnte sich Zöllner behaglich zurück. „Sie sind doch ein außerordentlich tüchtiger Mann, Mister Brown.“ — „Ich? Eigentlich gar nicht. Der Tüchtige ist mein Bruder.“ — „Sie unterschätzen sich. Im Gegenteil! Sie, ja gerade Sie haben eine geradezu phantastische Leistung vollbracht!“

„Ich? Welche denn, wenn ich fragen darf?“ wunderte sich Brown. — „Nicht wahr, Sie sind doch jetzt zwei Monate in Deutschland?“ — „Allerdings, aber ich habe gefaulenzt.“ —

„Sehen Sie, und obgleich Sie zwei Monate in Deutschland sind, Mister Brown, habe ich erst gestern die Nachricht aus Newyork bekommen, daß die beiden Mitinhaber der Firma Brown & Sönderland seit sechs Monaten Newyork nicht verlassen haben. Sie haben also die ganz außerordentliche Tat begangen, gleichzeitig in Newyork und in Deutschland zu sein.“

„Das ist ein Irrtum“, stammelte Brown.

„Ganz recht, das ist ein Irrtum. Nämlich, daß Sie Mister Brown sind. Sie sind ganz einfach der Einbrecher Dick Black und haben am 3. Dezember in der Villa des Direktor Wendhausen einen Einbruch verübt.“ Im Gesicht Blacks zuckte es, er sprang auf, da sah er, daß der bisher harmlos ihm gegenübersitzende Herr, der Oberwachtmeister Schneidereit, einen Revolver aus seiner Tasche gezogen hatte und ihm schußbereit vor die Nase hielt.

Zöllner tat dasselbe, und gleichzeitig standen drei Herren in der geöffneten Abteiltür.

„Ich bin der Kriminalrat Zöllner aus Berlin, diese Herren sind alle von der Polizei.“

Black hatte sich wieder gefaßt.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Sie sind Dick Black.“ — „Habe ich vielleicht behauptet, daß ich es nicht bin? Sie haben behauptet, ich wäre Mister Brown.“

„Black, jetzt seien Sie einmal vernünftig. Sie sind doch ein kluger Mann und müssen einsehen, daß Sie gegen fünf Leute von der Polizei nichts ausrichten können.“ — „Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen. Na, ich bin Dick Black. Warum nicht? Habe ich etwa in Deutschland etwas Strafbares begangen?“ — „Den Einbruch bei Direktor Wendhausen.“ — „Unsinn“, knurrte Black. — „Wieso Unsinn? Das war doch ein sehr gutes Geschäft.“ — „Ich kenne doch den Direktor gar nicht.“ — „Doch, Sie haben ihn ja auf dem Ball im Zoo kennen gelernt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Ihr früherer Komplize Fred Hunter, der damals vor vier Jahren in Chikago zusammen mit Ihnen verurteilt wurde, und der an jenem Abend im Zoo Ausbilfskellner war. Sie auf den Direktor aufmerksam gemacht hat. Sie haben dann den Einbruch verübt und den Schmuck dem sogenannten Doktor Schwarz zugesteckt, der ihn nach London bringen sollte, weil Sie selbst sehr genau wissen, daß die Polizei Sie beobachtet.“ — „Das ist alles heller Wahnsinn.“ Black lachte gezwungen. „Sehen Sie, Fred Hunter hat gestern bereits gestanden. Ich habe hier das Protokoll“, sagte Zöllner. — „Möchte wissen, was Fred Hunter gestehen könnte.“

„Sehr einfach, daß er Sie auf den Schmuck der Frau Direktor Wendhausen aufmerksam gemacht hat, den sie auf jenem Ball trug. Sie wissen natürlich, daß der Juwelensammler Cook scharf auf diesen Schmuck ist.“ — „Keine Ahnung. Ich weiß nicht einmal, wo die Villa des Direktors ist.“ — „Und doch haben Sie sich von jenem Fred Hunter den Schlüssel zu der Villa verschaffen lassen. Sehen Sie, der Mann hat nun einmal nicht solche Nerven wie Sie. Er hat zugegeben, daß er an jenem Sonnabend, dem 2. Dezember, mit dem Dienstmädchen des Direktors Wendhausen, der Else Wehlen, in der Arizona-Diele getanzt hat.“

„Was geht es mich an, wo Hunter tanzt!“ — „Es wird Sie schon noch interessieren. Für Hunter war es nämlich nicht schwer, dem Mädchen seinen Schlüssel aus der Tasche zu nehmen, einen Augenblick zu verschwinden und Ihnen den Schlüssel zuzustecken. Sie warteten draußen und haben schnell einen Abdruck gemacht, nach einer Stunde haben Sie sich noch einmal mit Hunter getroffen, und der hat dann dem Mädchen den Schlüssel wieder in die Tasche gesteckt.“

„Hunter ist ein Esel“, preßte Black hervor. — „Nein, nur nicht ein ganz so gerieebener Halunke wie Sie. Wollen Sie jetzt etwa noch leugnen, daß Sie bei Direktor Wendhausen eingebrochen haben, wollen Sie behaupten, daß Sie den Schlüssel nur für Ihre Sammlung haben wollten?“

Black machte ein verbissenes Gesicht und antwortete nicht. „Nun also! Sie sehen, der Schmuck ist ein Objekt von etwa einer viertel Million. Nicht wahr, für so ein „Geschäft“ kann man schon einige Unkosten riskieren. Sie wollten die Sache diesmal ganz vorsichtig anfassen. Sie mußten, daß Sie den Schmuck so leicht nicht über die Grenze bringen konnten. Deshalb wurde ein ganzer Apparat aufgebaut. Der Hauptbeteiligte war dieser Doktor Schwarz, von dem Sie mir hoffentlich sagen werden, wer er ist.“ — „Ich kenne keinen Doktor Schwarz“, sagte Black. — „Weil er wahrscheinlich einen anderen Namen hat. Es hat doch wirklich keinen Zweck, daß Sie uns das Leben so schwer machen. Wollen Sie wirklich, daß wir erst durch Gegenüberstellung mit Hunter und dem Portier des Hotels Eplanade festitellen, daß Sie Black und Brown sind? Wollen Sie leugnen, daß Sie mit dem Doktor Schwarz ständig korrespondiert haben? Ebenso werden Sie nicht bestreiten, daß Sie ihm in jener Nacht den Betrag von zweitausend Mark gezahlt haben, oder wollen Sie, daß wir erst Ihre Handschrift mit dem in unseren Händen befindlichen Einzahlungszettel vergleichen?“ —

(Schluß folgt)

Das Gesicht der Nation

Von Universitäts-Professor B. Bartmann

Nationen in jener geprägten und fest gefügten Form, wie sie im heutigen Europa einander gegenüberstehen, hat es keineswegs zu allen Zeiten gegeben. Nicht nur das politische Gefüge der Staaten hat sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung mehr oder weniger spät gebildet, auch die nationale Sonderart etwa des Deutschen, des Italieners oder des Franzosen ist erst sehr allmählich entstanden. Genau genommen ist das Gesicht der Nation auch heute noch in dauernder **Wandlung** begriffen, indem es sich überall da neu ausprägt, wo sich das geschichtliche Geschehen **neue** Formen schafft.

In der bildenden Kunst gibt es so etwas wie ein ausgeprägtes Gesicht des deutschen, des französischen, des englischen oder italienischen Menschen etwa seit dem Zeitalter der großen Staufenkaiser. Gewiß gab es auch vorher schon ein Eigenwesen und eine besondere geschichtliche Rolle der Kunst bei den verschiedenen europäischen Völkern und Landschaften. Was sich aber erst im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert künstlerisch formt und nach Art und Charakter sondert, sind Gestalt und Gesicht des Menschen und der geistige Gehalt der verschiedenen Nationen, deren Ausdruck sie sind.

Hier seien einige **Beispiele** herausgegriffen, die sämtlich aus der Zeit stammen, die das „Gesicht der Nation“ in der künstlerischen Gestaltung erstmalig deutlich offenbarte. Was sich in einem einzigen Kunstwerk spiegelt, ist natürlich nie das Gesicht der Nation als Ganzes, wohl aber drückt es in besonderen Fällen eine **typische** Haltung aus, die auch in anderen geschichtlichen Epochen immer wiederkehrt und die daher ganz besonders charakteristisch ist.

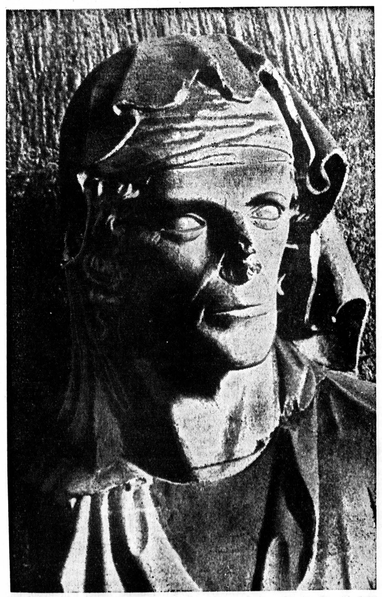
Zunächst zwei Muttergottesstatuen: eine Französin, eine Italienerin. Die Madonna vom Südportal der Rathedrale von Amiens, die „Vierge dorée“, entstanden um etwa 1250, ist „große Dame“ in einer modisch-vorbildlichen Form, wie sie erst die Gotik des 13. Jahrhunderts geprägt hat. Ein Menschentum, das sich jeder Bewegung, die der Körper vollzieht, bis ins letzte bewußt ist — das aber auch seine Wirkung sehr genau kennt und um diese Wirkung besorgt ist. Das lässige Stehen, die schräge Neigung des Kopfes, das geistreich zugespitzte Lächeln des Mundes und vor allem das etwas preziöse Heben der Hand mit der selbstgefälligen Bewegung der lässigen Finger, selbst noch die gelöste Fassung des Faltenwurfes, dies alles konnte so nur auf französischem Boden entstehen und nirgendwo anders.

Die Madonna des Giovanni Pisano im Dome von Prato ist etwa zwei Generationen später schon im beginnenden 14. Jahrhundert entstanden. Auch hier lebt der Geist ganz im Bewußtsein des Körpers und seiner Bewegung. Aber diese Bewegung ist nicht die leichte, lässige, noch ganz im Flusse befindliche der französischen Figur, sie ist vielmehr angespannt in den Gelenken, wie der rechte Oberarm und die rechte Schulter zurückgenommen sind, während Antlitz und Blick sich ganz zum Kinde auf der linken Seite hinüberneigen, wie sich das rechte Knie dann wieder nach vorn schiebt, und wie über dem so bis ins letzte aktiv gemachten Körper dann die Falten des Gewandes sich ziehen! In die Haltung der französischen Figur gewissermaßen tänzerisch, so ist die der italienischen, wenn ich so sagen darf, fechterisch: sie hat sich in Positur gebracht, die Gelenke sind in Spannung, die Glieder zu jeder Art von Bewegung in betonter Bereitschaft.

Statt einer **deutschen** Madonna aus diesen Jahrzehnten möchten wir hier Frauengestalten aus dem 13. Jahrhundert herausstellen, die in gleicher Weise einen wesentlichen Charakter der Nation zu repräsentieren vermögen, die so adäquat Gestaltung sind, wie kein anderes Frauenbild jener Zeit, und deren Adel nun auch ganz **deutsch** ist — und deutsch sein heißt hier in völlig anderer Weise wie bei den Franzosen und Italienern aus dem **Geiste heraus** existieren. Die sybillische Gestalt der **Elisabeth im Bamberger Dom**, zwischen 1235 und 1240 entstanden, ist **heroischer** Art. Eine Frau, die nicht mit dem Körper, die völlig im Geiste lebt; aller Ausdruck drängt den in die Ferne gerichteten Blick der Augen über den ausgehagerten Wangen empor. Die Spannung liegt nicht in einer körperlichen Bewegung, sondern im völlig Seelischen, das sich hier zu letzter sittlicher Höhe erhebt. — Eine andere Frauengestalt dieser gleichen Blütezeit deutscher Plastik, die **Naumburger Uta**, ist weniger einem menschlichen Ideal von allgemeiner ethischer Gültigkeit als der mit neuem psychologischen Tiefblick erfaßten **Wirklichkeit** nachgeformt. Wie weit ist aber auch diese ganz deutsche Frauengestalt von denen des französischen und italienischen Geistes entfernt, wie lebt auch sie ganz in einer **seelischen** Stimmung, die alles Körperliche weit hinter sich läßt!

Adel des Herzens prägt sich in diesem Antlitz der Uta von Naumburg aus (Mitte des 13. Jahrhunderts)

Das typisch französische Gesicht Josef (Kathedrale zu Reims) um 1240



Gläubigen Mut und kämpferische Entschlossenheit spiegelt das Gesicht der Elisabeth (sog. Sybille) aus dem Bamberger Dom (um 1240)

Eine der ersten Plastiken, die das Wesen des **deutschen** Menschen spiegeln (Kaiser Otto, Meißener Dom, um 1270)

Aus dem Kreise des Naumburger Meisters ist auch die Gestalt des Kaisers **Otto im Meißener Dom** hervorgegangen. Man muß den Kopf des deutschen Fürstenbildes — das natürlich in keiner Weise Portrait des ja schon Jahrhunderte vorher Verstorbenen ist — mit einem französischen, wie dem des prachtvollen „Joseph“ an der Westfassade der **Kathedrale zu Reims** vergleichen, um mit einem Schlage nicht nur die Charaktere, sondern fast schon das lebendige geschichtliche Schicksal der beiden Nationen zu spüren. Der **Deutsche**, unbekümmert und ganz seiner eigenen Empfindung lebend, seelisch ganz aufgeschlossen — der Franzose bewußt, geistreich und im Vollgefühl einer inneren Sicherheit, deren wesentliches Element das Gesellschaftliche ist. Dieser Joseph ist ein Ahne typischer Franzosenköpfe, wie die spätere ihrer Nation: etwa Heinrich IV., der von Franz Hals gemalte Descartes oder Voltaire auf den Schultern trugen.

Bei den Figuren der Künstler **romanischer Rasse** gibt es ein außerkörperlich-seelisches im Grunde kaum. Das **Bewußtsein** beseelt das Körperliche, die Bewegung, das Mienenspiel, fast möchte man sagen: der Körper selbst ist sich aller sichtbar gezeigten Formen bewußt. Für die deutschen Bildhauer dagegen liegt das Seelische jenseits der Form. Die Form drückt es zwar aus, aber es erschöpft sich nicht in ihr, es besteht eine Spanne zwischen Körperlichem und Geistigem, das Bewußtsein scheint abseits zu weilen. Die Unmittelbarkeit dieser Gesichter ist ganz deutsch, unnachahmlich für Fremde und im höchsten Grade individuell — daher tritt sie in der Kunst dieses Jahrhunderts auch nur in einigen wenigen Meisterleistungen höchsten Ranges zutage.

Deutschsein im Sinne der hier gezeigten Gestalten ist nicht einfach ein naturgegebener Zustand. Vielmehr ist das „Natürliche“ immer nur ein Rohstoff, der nach einer seiner ganzen Art gemäßen **Gestaltung** verlangt. Eine Tätigkeit an sich selbst, eine Selbstgestaltung zum Deutschen hin, ist Voraussetzung. Dieses Deutschen als solchen war man sich im 13. Jahrhundert gewiß noch nicht begrifflich bewußt. Die Bildhauer schufen einfach im Dienste der Kirche etwas, was dem menschlich-religiösen Bedürfnis der Zeit entsprach. Aber eben dabei entdeckten sie gleichsam ihr eigenes Wesen, und was sie gestalteten, ist gerade in seiner Unbewußtheit **deutsche** Kunst geworden und hat das Gesicht unserer Nation deutlicher ausgeprägt, als alles, was in späteren, bewußteren Zeiten entstand.

Photos (4) Wissenschaftliche Nachrichtenzentrale.

Welt der Frau

Ein Mädel will heiraten

Berufspläne, die damit zusammenhängen

Vor zwei Jahren wollte mein Mädel ganz etwas Besonderes werden, denn sie fühlte alle Talente in sich, Weltumwälzendes zu leisten. Inzwischen hat sie sich selbst kennengelernt und weiß, daß ihre natürliche, praktische Veranlagung sie zu ganz anderen Aufgaben bestimmt hat. Sie will heiraten. Was tut eine Mutter mit ihrer 15jährigen Tochter, die erklärt, daß sie später auf jeden Fall heiraten, daß sie ihren eigenen Haushalt führen und möglichst einen „Stall voll Kinder" haben wolle?!

Ich muß schon sagen, daß ich recht erfreut über diese klare Zielsetzung meines Mädels war, nur ist es noch zu früh für diesen Weg, und überdies ist das Erreichen des Zieles nicht von ihr allein abhängig. Es läuft nicht alles im Leben so, wie wir es möchten, und ich bin der Meinung, daß man für alle Fälle gerüstet sein muß. Wir haben dann zusammen sehr ernsthaft überlegt, welche Tätigkeit mein Mädel am besten vorbereitet für ihre spätere Hausfrauenarbeit und ihr trotzdem Möglichkeiten für einen ausfüllreichen Beruf gibt. In eine Haushaltungsschule kann ich sie nicht schicken, weil das Geld für eine Ausbildung einfach nicht da ist. So haben wir uns den Kopf zerbrochen und dabei das Nächstliegende übersehen. Jetzt sind wir beide froh, daß wir die Lösung gefunden haben: Mein Mädel wird — hoffentlich — später Hausfrau und Mutter werden, vorerst aber wird sie „geprüfte Hausgehilfin".

Es war mir in letzter Zeit schon oftmals aufgefallen, daß im Anzeigenteil unseres Kreisblattes immer wieder „erfahrene Hausgehilfinnen" gesucht wurden. Woher sollen aber die „erfahrenen" Kräfte kommen, wenn sie nicht vorher Gelegenheit hatten zu lernen?! Dazu ist eine Lehrzeit nötig, wie zu allen anderen Berufen auch. Mein Mädel wird also — wenn alles klappt — zu Ostern den Lehrvertrag für eine 2jährige hauswirtschaftliche Lehre unterschreiben. Zwar wird es mir schmerzlich sein, sie hergeben zu müssen, aber ich freue mich für sie, daß sie in einen neuen, größeren Kreis hineingestellt wird, daß sie sich eingliedern muß und lernt, der Gemeinschaft zu dienen. Sie soll kochen und backen, waschen und bügeln, ausbessern und alle Hausarbeiten lernen. Sie wird sehen, wie man geschickt einkauft, wie man richtig adrechnet und wie man Kinder gut betreut. Sie muß natürlich außerdem die Berufsschule besuchen und in ihrer Fachklasse mit den anderen Mädeln zusammen die theoretische Ergänzung zu der Ausbildung im Haushalt bekommen. Nach zwei Jahren kann sie die Prüfung ablegen und hätte dann die Möglichkeit, unter Anrechnung dieser zwei Jahre den Ausbildungsweg der Kindergärtnerin einzuschlagen. Aber das wird wieder allerlei Mittel erfordern, und ich denke mir, sie wird lieber einige Jahre als Hausgehilfin tätig sein, mit ihrem Gehalt sparsam umgehen und sich eine Grundlage für die Aussteuer schaffen.

Ach, es klingt, als ob der Weg schon ohne Hindernisse vor uns läge, so sehr haben wir uns darauf gefreut und uns in Gedanken auf diese Lösung eingestellt. Doch ich schrieb vorhin: „wenn alles klappt", d. h. wenn wir erst eine „Lehrstelle" gefunden haben. Wir haben uns genau nach allen bei der Ortsgruppe der Deutschen Frauenwerkes Abteilung Volkswirtschaft Hauswirtschaft erkundigt und wurden von dort an die Berufsberatung verwiesen, um uns eine Lehrstelle nachweisen zu lassen. Große Enttäuschung: Es liegen zu wenig Meldungen von Hausfrauen vor, und die wenigen sind schon an andere Mädels vergeben.

Die Hausfrauen scheuen sich anscheinend, einen jungen, ungelernten Menschen zu sich zu nehmen, der im Anfernen zwar manche Mühe, aber später in der Arbeit und Erziehung sicher manche Freude machen wird. Sie bekommen ein frisches, arbeitswilliges Mädel ins Haus, das aufnahmefähig ist, das ihnen allmählich eine wertvolle Hilfe wird und dabei außer Verpflegung und Wohnung keine Kosten verursacht. Außerdem sollte man immer daran denken, daß es bitter nötig ist, durch Aufnahme von Lehrlingen einen qualitativ hochwertigen Nachwuchs an Hausgehilfinnen zu schaffen. Wie gern würde ich selbst mein Mädel im ersten Jahr anlernen, wenn ich nicht täglich ins Büro gehen müßte, um uns beide durchzubringen!

So haben mein Mädel und ich nach schwere Sorgen, ob wir bis Ostern eine Lehrfrau mit einem entsprechenden Haushalt und möglichst kleinen Kindern finden werden. Wenn nicht, so schaffen wir uns ein Jahr Frist für weitere Entscheidungen, indem mein Mädel ins „Hauswirtschaftliche Jahr" gehen wird. Hier brauchen wir zwar auch eine Art Lehrfrau, nämlich die „Hausfachmutter", aber sie ist hoffentlich leichter zu finden. Hier braucht das Mädel nicht nach einem festen Lehrplan unterrichtet zu werden, das „Hausjahrmädel" kommt als zusätzliche Kraft für ein Jahr ins Haus und lernt nur die allgemeinen Grundbegriffe der Hauswirtschaft kennen. Das hauswirtschaftliche Jahr soll einen jungen Menschen zur Freude an hauswirtschaftlicher Tätigkeit erziehen. Das Mädel bucht nach einem Jahr allerdings keine Berufsausbildung für sich, aber sie hat den Grund gelegt zu einer hauswirtschaftlichen Allgemeinbildung, die für das Leben immer wichtig ist.

Hauswirtschaftliches Jahr oder hauswirtschaftliche Lehre — beide bringen mein Mädel aus unserer Zweisamkeit heraus und stellen sie in die Gemeinschaft, der zu dienen sie lernen soll. Noch hoffe ich, daß sich bis Ostern Hausfrauen als Lehrfrauen melden und daß mein Mädel mir Ostern 1939 den Lehrbrief der „geprüften Hausgehilfin" bringen kann.

Familie und Heimatliebe

Das Kindesg engste und erste Heimat ist das Heim. In ihm wird alle Heimatliebe grundgelegt. Darum ist es so wichtig, daß jedes Kind seine feste Verwurzelung und tiefe Geborgenheit im Schoß der Familie daheim erfährt; daß es eine ungerreißbare durch Bande des Blutes und der Neigung gefügte Gemeinschaft dort erlebt.

Heimerlebnisse schaffen den Boden und machen ihn aufnahmefähig für die späteren Heimaterlebnisse. Geben wir darum unseren Kindern recht viel davon mit in schönen und heimeligen häuslichen Feiern und Festen. Pflegen wir nach Kräften die Geschwistergemeinschaft, die erste Erlebnisse blutsverwandter Bindung gibt. Lassen wir alten Heimatstolz wachsen im Gefühl heimatlichen Besitzes, wie es die eigene Scholle bringt, auch wenn es nur ein kleiner Garten ist, in dem das Kind arbeiten und ernten kann. Wecken wir frühzeitig in der Jugend auch schon das Bewußtsein, verantwortliche Glieder einer werteschaffenden Geschlechterkette zu sein. Wir gern hören sie von ihren Vorfahren und dem, was sie erstrebten und leisteten! Auf schöne Weise auch läßt sich der Sinn für Tradition in ihnen pflegen, wenn Vater oder Mutter — oder besser noch, beide gemeinsam — über die ersten Lebensjahre ihrer Kinder ein Tagebuch führen, in das diese in späteren Jahren dann selber wichtige oder ihnen liebwerte Ereignisse ihres Lebens eintragen.

Wo so der Heimatliebe der Boden bereitet ist, geht diese zur rechten Zeit auch ohne viel Zutun als schöne Blüte aus ihm hervor. Denn wie sich der Lebenskreis des Kindes erweitert, dehnt es seine Erfahrungen und Empfindungen mit auf den größeren Bezirk aus. Daneben aber wird ein sich der Gemeinschaft verantwortlich fühlendes Elternhaus auch bewußt die Liebe zur Heimat pflegen. So gern hören die Kinder aus der Geschichte ihrer Heimat, zuerst in der ihrer Welt gemäßen Form der Heimatsagen und -legenden. Die Zehnjährigen aber bringen auch schon der Heimatgeschichte ein rges Interesse entgegen.

Wie herzerquickend ist es, die Heimat gemeinschaftlich zu erwandern! Viel mehr wieder müssten in unserer Zeit die Familienwanderungen aufkommen. Und planvoll vorbereitet muß eine solche Wanderung sein. Wie manche frohe Stunde der Gemeinsamkeit kann man damit erfüllen, wenn zuvor das Stück Heimat, das man erwandern will, auf der Karte der Heimat des näheren betrachtet wird, wenn man die Geschichte seines Werdens, vielleicht auch geologisch, studiert, nach Heimatdenkmälern und Sagen Umschau hält! Dann geht man mit offenen Augen und bereitem Sinn, und alles Geschaute haftet viel fester, weil es to mancherlei Anknüpfungspunkte findet. Eine neue Seite erhalten dann auch die Heimatlieder, die wir unterwegs erklingen lassen. Und die Mutter verstummt nicht, den Kindern die Liebe zu den Blumen und Tieren der Heimat, zu ihrer gewohnten oder friedlich-stillen Natur ins Herz zu legen. Der Vater aber läßt sie Stolz spüren, schauen, was heimatlicher Fleiß an Werken der Arbeit und Kunst geschaffen oder was von treuen Heimatsöhnen an alter, ehrwürdiger Ueberlieferung genaut.

So blüht Heimatliebe nicht nur in den Herzen der Kinder, sondern auch im Gemüt der Erwachsenen aufs neue auf. Das tut unseren Tagen recht not.

Klara Wirtz

Blumenpflege im März

Frühlingsahnen erfüllt jetzt alle Lebewesen: Menschen, Tiere, Pflanzen. So regt es sich jetzt auch in Garten, Feld und Wald; Knospen schwellen und bereiten sich zum Oeffnen vor. Aber nicht nur die Pflanzen, die draußen leben, sondern auch die innerhalb unserer vier Pfähle, fühlen das Ahnen des Frühlings. Das sind unsere grünen Hausgenossen, die den Winter entweder mit uns im Zimmer zubrachten oder mit einem Aufenthalt im Keller zufrieden sein mußten. Und erfüllt von diesem Frühlingsahnen erwacht in ihnen allen jetzt auch die Lust zu neuem Wachsen. Sie recken sich und strecken sich und möchten an Größe wieder zunehmen. Sie suchen wieder mehr als im Winter das Tageslicht. Darum müssen wir sie jetzt so nahe wie möglich ans Fenster stellen und sie nicht hinter Vorhängen traurig sein lassen. Sonst recken sie sich die Hälse aus und machen lange, schlangenartige Triebe zum Fenster hin. Besonders im Keller unsere Pelargonien und Fuchsien machten das vielleicht schon so. Wir schneiden alle solche Pflanzen mit krautartigen Trieben jetzt stark zurück. Dadurch werden sie verjüngt; vielleicht wird mancher unter uns sie darum beneiden.

Aber wenn sie wachsen wollen, müssen sie auch genügend Nahrung in der Erde ihres Blumentopfes finden. Darum ist jetzt die beste Zeit, sie umzupflanzen. Die richtige Erde dafür holen wir uns vom Gärtner. Die schnellwachsenden, wie Pelargonien, Fuchsien, Zimmerlinden, Nelken, Calla, Gummibaum, abgeblühte Alpenveilchen, Amaryllis werden in jedem Frühjahr in

(Deike M)

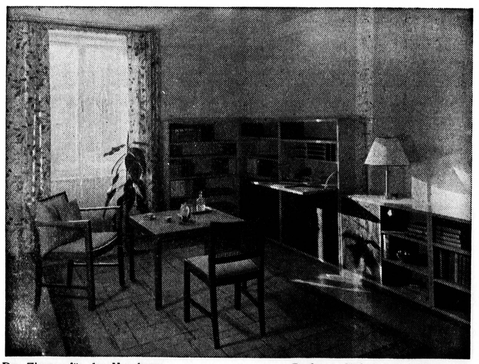
etwas größere Töpfe umgepflanzt. Langsam wachsende, wie Palmen, Azaleen, Kamelien, Farnekräuter, Ananasgewächse (Billbergia, Bromelia) in jeden zweiten oder dritten Jahre. Bei allen Topfgewächsen und Pflanzen in den Balkonkästen, die wir nicht umpflanzen, nehmen wir wenigstens die oberste Erdschicht vorsichtig fort und ersetzen sie durch neue nahrhafte Erde. Der mischen wir, besonders für Pelargonien und Fuchsien, etwas Hornspäne als Düngemittel bei. Von diesen beiden Pflanzenarten, aber auch von Zimmerlinden, Flinkem Heinrich (Tradescantia), Fleißigem Lieschen und manchen anderen kann man Stecklinge machen. Mit scharfem Messer schneidet man dafür „halbweiche" Triebe unter einem Blatt ab und steckt sie in einen mit sandiger Erde gefüllten Blumentopf an den Rand. Den stellen wir ins Zimmer aufs Fensterbrett. Bald werden die Stecklinge Wurzeln schlagen und lustig weiter wachsen. Wer Begonienknollen vom vorigen Sommer hat, pflanzt sie jetzt in Töpfe, damit sie wieder zu treiben beginnen. Abgeblühte Hyanzinthenzwiebeln aus Gläsern oder in Blumentöpfen werden im nächsten Winter nicht wieder blühen. Aber fortwerfen wollen wir sie deswegen doch nicht. Sie werden jetzt im Keller „trocken gelegt". Mitte Mai kann man sie in den Garten pflanzen, aber so tief, daß die Erde über ihnen ungefähr 15 cm hoch liegt. Und dort werden sie blühen. Und nun noch eins: Laß deinen Balkon nicht so lange ohne Blumen. Hol dir an einem milden Frühlingstage schöne Stiefmütterchen vom Gärtner und pflanze sie in deine Balkonkästen. Dort sind sie dann Künder des kommenden Frühlings.

Ein kleines Zimmer für Vater und Sohn

Zehn bis zwölf Quadratmeter Raum können genügen, um dem heftigen Wunsch des Hausherrn oder des heranwachsenden Sohnes nach einem eigenen Zimmer zu entsprechen. Die Wohltat, ab und zu außerhalb des Familiengetriebes, das nicht immer reibungslos sein kann, mit sich allein zu sein, macht sich belohnt durch größere Friedfertigkeit, sichtbares Behagen und steigert die Bereitschaft zur Teilnahme und zur Gestaltung des Familienlebens in der übrigen Zeit.

Das eigene Zimmer sollte sich aber auch wirklich jeder nach seinen Neigungen einrichten dürfen. Gewiß wird das manchmal zu eigenwilligen Lösungen führen, über die indessen die Hausfrau lebenserfahren ohne Pedanterie hinweggehen muß. Sehr begehrt ist zum Beispiel eine „häusliche Werkstatt", in der Vater oder Sohn ohne Rücksicht auf einen teuren Teppich, empfindliche Möbel und eine eben geplättete Tischdecke ihre praktische Begabung entfalten können. Im eigenen Hause wird häufig ein Kellerraum für diesen Zweck ausgestattet. Die Unterstützung des Mannes in seiner praktischen Tätigkeit durch Schaffung eines geeigneten Arbeitsraumes wird nicht zuletzt dem Haushalt selbst, in den es immer etwas auszubessern gibt, zugute kommen. Etwas unterlicher, aber immer noch ein Raum, in dem es förmlich „nach Arbeit riecht", ist auch das häusliche Atelier, etwa eines Malers, eines Architekten, eines Photo-Amateurs. Hier ist es erlaubt, Dutzende von Farbtuben und Pinseln, oder zahllose der braunen Photoflaschen und Mensuren herumstehen zu lassen. Wohnen heißt ja auch: in seiner Wohnung arbeiten, seinen Liebhabereien nachgehen zu können, viel zu sehr ist uns dieser Begriff abhanden gekommen, viel zu rücksichtsvoll sind wir alle in Bezug auf die Unantastbarkeit der Wohnung geworden, wir passen uns an, anstatt die Wohnung sich uns, auch hierin drückt sich falscher Repräsentationswille aus.

In den meisten Fällen natürlich — der Hausfrau zum Trotz — wird das Herrenzimmer seinen sehr normalen und in keiner Weise beunruhigend eigenwilligen Ausdruck finden. Es wird meistens wie ein Bücherzimmer aussehen, wird gekennzeichnet sein durch eine Reihe schöner Bücherregale und durch eine gemütliche Sitzecke mit einigen bequemen Sesseln. Gemütlichkeit und Harmonie werden ausgehen nicht nur von den weichen kleinen Teppich in der Mitte, der das schöne hellschimmernde Parkett nicht ganz zudeckt, nicht nur von den duftigen lustigen Leinengardinen und der Tüllzwischengardine, sondern vor allem von den halb offenen, halb verschließbaren, aus gutem Holz gebauten Bücherregalen, die geschickt um eine Ecke herumführen, dann in halber Höhe abklingen als anmutige Unterbrechung fürs Auge, und die so gar nicht großsprecherisch und eitel, ohne unbedingsame Pedanterie, die Bücher bald liegend, bald stehend, einfach sachlich, so wie sie eben aus der Hand des Lesenden abgelegt wurden, anordnen.



Das Zimmer für den Hausherrn

Professor Hillerbrand / (Deike M)

Das Sieb auf eigenen Füßen

(Deike M)

Wieder einmal ist das Ei des Kolumbus gefunden worden: Nämlich ein Sieb, das nicht nur zum Einhängen in ein Gefäß eingerichtet ist, sondern das einen eigenen Halt hat und so hoch steht, daß man die Schüssel darunter schieben kann. Der Aerger, daß man bei flachen Schüsseln das Sieb noch in der Schwebe halten muß, hört auf. Dieses Preßsieb besteht aus einem starken Metallring und drei Füßen aus sehr stabilem, verzinntem Draht. Schiebt man die Enden der Drahtfüße in die am Ring befindlichen Oesen, so hat man einen Dreifuß geschaffen, in den man das runde Sieb einhängen und darunter eine beliebige Schüssel, die das Passiergut auffängt, stellen kann. Man hat beim Durchrühren volle Bewegungsfreiheit und braucht nicht zu befürchten, daß der Siebboden in den durchgerührten Erbsbrei oder das Apfelmus hinein hängt. Man fragt sich, wie so oft, warum ist dieser praktische Gegenstand nicht schon früher erfunden worden? Der Packung sind außer dem Dreifuß zwei Siebe, mittel und grob, und eine Passierrolle beigefügt.

Der einsame Weg

Wanderfahrten in U.S.A. / Von Hans O. Lange

Ohne Paß über die Grenze

Im nordöstlichen Mexiko, im Staate Coahuila, liegt inmitten Prairie und Felsenbergen „Ventura", winzige unbedeutende Station der National Railways of Mexico. Nur zweimal am Tage halten in dieser Einöde Personenzüge, um Wasser zu nehmen auf ihrem Wege von der fernen Sierra nach der Grenze der Vereinigten Staaten. Das Stationsgebäude besteht aus einem schuppenähnlichen Verschlag, der zugleich als Dienstzimmer, Schalterraum und Schlafstube des Vorstehers dient, der feinerseits Dienstleiter, Telegrafist, Schalterbeamter und Gepäckträger in idealer Personalunion verkörpert. Vor dem Bretterverschlag stand eine kleine gelbgestrichene Bank, die den Warteraum der Station „Ventura" darstellte.

Auf dieser Bank saß an einem Herbstnachmittag unter der glühenden südlichen Sonne ein junger Mann von etwa 25 Jahren, damit beschäftigt, das gesamte Inventar seiner Hosentaschen vor sich auszubreiten. Mit sorgenvoll gefurchter Stirn, die wenig zu dem offenen munteren Gesicht paßte, überprüfte er sein gesamtes Hab und Gut, das aus einem zusammenlegbaren Gilette, einer Zahnbürste, einem winzigen Stück Seife, einem Messer und einem nicht ganz einwandfreien

Der Verfasser unserer Serie als Tramp

Taschentuch bestand, in das einige zerdrückte mexikanische Dollarnoten eingebunden waren.

„Das also ist die Bilanz eines mehr oder weniger arbeitsreichen Lebens!" murmelte der junge Mann vor sich hin, wobei er kritisch an seiner Bekleidung herunterblickte. Die obenerwähnten Toilettartikel, eine Khaki-Hose, ein ebensolches Hemd, eine graue Sportmütze sowie 18 Dollar mex, das war alles, was er sich soweit erübrigt hatte. Nicht übermäßig viel! Die achtzehn Dollar waren zwar ausreichend, um sich in Mexico weitere 14 Tage auf die faule Haut zu legen; wenn man aber wie dieser unternehmungslustige junge Mann nach den Staaten hinüberwollte, dann mußten sie nicht einmal ausreichen, ihn bis an die Grenze zu bringen. Ein Weilchen starrte er auf die verstaubten ränkigen Palmen, die als einzige Vertreterinnen mittelamerikanischer Flora ein kümmerliches Dasein führten, dann erhob er sich mit einem Ruck und ging in den Bretterverschlag, um mit dem nur mit Hemd und Unterhose bekleideten Stationsvorsteher Verhandlungen über eine Fahrgelegenheit anzuknüpfen. Die feinen irdischen Mitteln entsprachen.

Das Ergebnis war, daß am Abend der deutsche Staatsangehörige Frank Finselhofer den nach der USA-Grenze bestimmten Personenzug besteigen konnte, und zwar bezog er die Kabuse, eine Art Hundehaus auf vier Rädern am Schwanzende des Zuges. Seine Fahrtgenossen waren drei Mexikaner, zwei Schafscheer und vier mollige Hunde, die zeitweise, sei es aus Heimweh oder vor Hunger, ein durchdringendes Geheul anstimmten.

Eine „nette" Gesellschaft

Am nächsten Morgen passierte der Zug den Rio Grande und damit die Grenze. „Estados Unidas" bellte draußen der Kondukteur, „Alles aussteigen!" Frank blickte aus dem Fenster und sah nichts als einen Haufen schmutzigweißer Kalkhütten. Eine Floge und ein verschlafener Telegraffist waren das ganze Empfangskomitee. Von der gefürchteten Grenzpolizei keine Spur. Bei einem dürftigen Frühstück im „Waldorf-Restaurant", einer schmutzverkrusteten Holzbude voll undefinierbarer Gerüche, erfuhr Frank von dem schmierigen japanischen Wirt, daß der einzige zurzeit dienstuende Einwanderungsoffizier durch plötzliche Erkrankung ans Bett gefesselt sei und sein Vertreter erst in den Mittagsstunden erwartet werde. Frank, der wenig Wert darauf legte, seine Bekanntschaft zu machen, lenkte seine Schritte nach dem Güterbahnhof, um hier einen Zug nach Osten abzuwarten.

Die Fahrt nach San Antonio verbrachte er mit einem halb Dutzend Hobos auf einer Gondola, einem offenen Frachtwagen. Das war eine Gesellschaft von Vogelscheuchen, wie sie Frank bisher noch nie vor Augen gekommen war. Selbst in seinem gewiß nicht allzu elegannten Wanderdreß nahm er sich neben dieser ungewaschenen, zerfetzten und hungrig blickenden Meute wie ein wahrhafter Kavalier aus. Ein einäugiger hagerer Kerl mit einem Geierprofil stieß ihn an und meckerte, während ein eitzig entzündetes Auganlied über der leeren Augenhöhle schauerlich aufs und niederklappte: „Hast Glück gehabt, daß die Immigration (Einwanderungspolizei) nicht in dem Kaff war!" Frank zuckte gleichgültig die Achseln — er war glücklich durchgeschlüpft und von seinen neuen Reisegenossen würde ihn bestimmt niemand preisgeben.

An San Antonio

Gegen Abend tauchten hinter dem hohen Prairiegras die ersten Lichter von San Antonio auf. Während der Frachtzug gemächlich zwischen den auf Nebengleisen abgestellten Waggonreihen dahinrollte, stieg einer der Hobos einen Warnungsruf aus. Zwei Bahnpolizisten schritten rasch auf ihren Wagen zu, doch kletterten die Vagabunden und mit ihnen Frank mit affenartiger Geschwindigkeit vom Waggon herunter und schlugen sich seitwärts in die Büsche.

Die erste Nacht im Lande seiner Sehnsucht verbrachte Frank in einem sogenannten „Arbeiterhotel", einer zweifelhaften Spelunke im Negerviertel, die er aus Sparsamkeitsgründen gewählt hatte. Es wurde eine unruhige Nacht, die Wanzen bissen wie toll, zwischen seinen Zehen hatten sich Sandflöhe eingenistet, die ihn scheußlich peinigten und aus einem der benachbarten Zimmer drang das trostlose Weinen eines Kindes, dessen Vater vielleicht betrunken in irgend einer Gosse lag. Bereits beim ersten Morgengrauen stand er auf und flüchtete hinaus in die klare und reine Morgenluft.

Bis zur Mittagsstunde wanderte Frank in San Antonio herum, befah sich das französische Viertel, dessen fröhlich bunte Häuschen in kleinen, ganz unamerikanisch gewinkelten Gassen standen, geriet dann verlockenden Düften an ein Frühstückslokal für Schwarze, in dem am frühen Morgen bereits das Grammophon den neuesten Schlager herausjurgelte und ging dann des Kontrastes halber in das ausschließlich Weißen vorbehaltene Lokal. „For Whites only" stand auf einem Schild. (Nur für Weiße.) Hier war es aber langweilig und nach dem Genuß einer Tasse Kaffee spazierte Frank auf der Alameda unter, dem Prunkplatz der Stadt, an dessen Westseite sich das nicht minder prunkvolle gotische „Haus der Medizinischen Wissenschaft" baumbuch erhob. Lange saß er auf einer Bank unter Palmen und Sikomoren, horchte mit halbem Ohr auf das Schwadronieren der zahllosen Mexikaner und fragte sich im Stillen, weshalb er wohl eigentlich aus Mexiko herübergekommen sei. Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen azurblauen Himmel herab, die Luft war frisch und trocken und die Arbeitslosen zeigten nicht die verbissenen trostlosen Gesichter, die man in anderen Großstädten zu sehen gewohnt war. Diese Stadt mußte entschieden ein entzückender Aufenthalt für einen Reiseschriftsteller sein, der mit 4—5stelligen Schecks eines Pressesyndikates und vielen, mit bunten Zetteln beklebten Koffern hier des Weges käme. Aber war es etwas für einen jungen Mann, der den Tag mit Nichtstun verbringt, wo er des Nachts wohl schlafen wird und des Morgens mit Bestrafungen über die nächste Mahlzeit aufwacht?

Später stand Frank nachdenklich vor der riesigen Eisenbahnkarte des Südwestens der USA, die in der Bahnhofshalle angebracht war. Nach einer Richtung würde er sich zu entscheiden haben. Im Süden lagen die Golfstädte Houston und Galveston, von denen er noch wenig Gutes gehört hatte, und New Orleans, das eine Lockung war. Dallas und Oklahoma interessierten ihn nicht, blieb also nur noch die Weststüste, via El Paso und Phönix. Da es ihm zur Erreichung dieses Zieles am Fahrgeld mangelte, mußte er, wie schon so oft, danach trachten, als Schwarzfahrer auf Güterzügen die enorme Strecke zu bewältigen.

Schwarzfahrt durch die Prairie

Nachts, als er in einem leeren Fruchtwagon der Texas and New Orleans-Linie durch das sanftgewellte Grasland dahinrollte und durch die Ventilationsluken in den prächtigen Sternenhimmel hinausstarrte, dachte er daran, wie er vor einem halben Jahr mit einem Oestamker nach Tampico gekommen war. Dort war er, seinem Wanderstieb folgend, „über die Seite" gegangen, wie man es nennt, wenn einer ohne Abmusterung das Schiff verläßt und wollte sich nach Mexico City durchschlagen. Da die mexikanischen Mittelstaaten aber gerade mal wieder eine Revolution durchmachten, wurde er von seiner Route abgedrängt und geriet nach Nordosten, wo er von einem Deutschen, der dort als Landmesser arbeitete, halb verhungert aufgefunden und als Gehilfe angenommen wurde.

Da ihm die unruhigen politischen Verhältnisse auf die Dauer nicht zusagten, beschloß er eines schönen Tages, nach USA zu gehen. Außer einem ausländischen Seemannspapier und dem deutschen Seemannsbuch besaß er keinerlei Ausweis, der ihm zum Aufenthalt in irgend einem fremden Lande berechtigt hätte. Doch das focht ihn wenig an, wußte er doch von zahllosen Stellen, die sohrelang in den Vereinigten Staaten ohne einen Fetzen Papier gelebt hatten. Allerdings mußte er aber auch ständig auf der Hut vor der Einwanderungspolizei sein, die ihn umgehend deportieren würde.

Ueber diesen Betrachtungen war Frank eingeschlafen und erwachte erst, als ihn Niemand unsanft aus Schlenbein trat. Zum Glück war es aber kein Bremser, der gekommen war, um ihn an die frische Luft zu befördern, sondern ein Tramp, der in der Nähe der letzten Station aufgesprungen war und gleichfalls an die Weltküste wollte, bevor die Regenzeit der Südstaaten hereinbrach. Aus dem üblichen Woher und Wohin der Kameraden von Schienenstrang entspann sich bald eine angeregte Unterhaltung, aus der Frank erfuhr, daß Mack, wie sich sein neuer Waggonsitz nannte, Radier war, der über die Großen Seen des Nordens nach Chicago gekommen und von dort nach Detroit getrampt war, wo er einige Monate in den Fordwerken arbeitete. Als Individualist, wie er sich stolz bezeichnete, mißte er den Fordismus und das „laufende Band" ablehnen; was Ford an Erholungsstätten und Spielplätzen biete, sei kein Aequivalent für die Unterdrückung und Geschnitzelung der geistigen eigenpersönlichen Betätigung. Frank ließ das auf sich beruhen und hat um Auskunft über die Existenzmöglichkeit im Westen, die ihm bereitwillig erteilt wurde. Der Westen und insbesondere Californie, duselte Mack, werde alljährlich bei Beginn des Winters von den sogenannten Schneevögeln überlaufen, die aus allen Teilen der Union herbeiströmten, um hier fern von allen Unbilden härteren Klimas angenehm zu überwintern. Die Folge sei natürlich ein Ueberangebot billiger Arbeitskräfte, was zwangsläufig dazu führe, daß die Löhne von Jahr zu Jahr sinken. Dazu seien die meisten Städte des Westens, insbesondere Los Angeles „weit offene Städte", in denen die Tarife der Gewerkschaften nur auf dem Papier ständen; in der Praxis setze der Unternehmer die Löhne fest. Vom Standpunkt des Arbeitsuchenden gesehen sei der Westen also „harter Boden".

El Paso, Grenzstadt zwischen Mexico und Texas, die die beiden Schwarzfahrer am Morgen ausgehungert und durchfroren erreichten, entpuppte sich als ein häßliches Industrienest. Hauptsächlich wurden hier Mexikaner beschäftigt, die allabendlich über die internationale Brücke nach Juarez nach Hause eingen. Arbeitsuchende hatten nicht die geringste Chance, hier Arbeit zu bekommen. Frank und Mack hielten sich nicht lange hier auf, sondern gondelten mit dem nächsten Frachtzug weiter nach Phönix in Arizona.

Auf der Baustelle

Am lieblichen Phönix, der Hauptstadt von Arizona, hatten Frank und Mack im größten Hotel der Stadt eine Woche lang Teller abwaschen, der eine tags, der andere nachts. Als sie am Freitag ihren Wochenlohn erhielten, warfen sie ihre wenig männliche Arbeit hin und opferten jeder bei einem Stellenvermittler drei Dollar, wofür sie eine Arbeitsanweisung als Helfer auf einer Baustelle in Xenias Callentes erhielten. Als sie nach fünftündiger Fahrt durch die Steppe dort ankamen, fanden sie statt der erwarteten Stadt lediglich einige Holzschuppen vor. Ein chinesischer Koch, der auf einem umgestülpten Eimer sitzend Kartoffeln pellte, nickte gleichmütig in Erwiderung des Willkommensgrußes der Beiden. Der Fahrer, der sie im Auftrage des Stellenvermittlers in einem alten Fordkarren hergefahren hatte, ging mit den Arbeitsanweisungen zum Boß (Bauleiter), um ihm die Ankunft der neuen Arbeiter zu melden. Nach zwei Minuten kehrte er zurück, nickte ihnen zu zum Zeichen, daß alles allright sei und kurbelte seinen Wagen an, um in Richtung Phönix zu entfernen. Nun verschwand Mack im Büro des Boß und kam gleichfalls nach wenigen Minuten zurück mit zwei Messingmarken in der Hand.

„Der Kerl war ein Deutscher, aber nicht sehr höflich" meinte er. „Stellt Du, der Hattisch von Stellenvermittler in Phönix, der uns die drei Bucks abgenommen hat, nimmt alle acht Tage Leute für diesen Verein hier an und der Boß schmeißt sie dann am Zahltag wieder raus. Die Gebühr teilen sich die beiden Hohlunken. Hire and fire (nimm an und schmeiß raus!) nennt man das hier. 15 Dollar die Woche Lohn, 15 Dollar für Verpflegung und nix extra für die Wanzen. Wir sollen gleich anfangen!"

Als die Beiden abends totmüde die Schlafbaracke aufsuchten, mußten sie sich erst mal an die „Atmosphäre" gewöhnen, die dort förmlich greifbar wallte. In der einen Ecke stand ein bis zur Weißglut erhitzter Kanonenofen, der die ganze Nacht hindurch in Gang gehalten wurde, sind doch die Steppnächte eisig kalt. Die Fenster waren zugenagelt, nach dem Grundsatz, daß warmer Mief besser ist als frische Luft. Im allgemeinen ging es unter den zwei Dutzend Arbeitern, die hier hausten, ziemlich ruhig zu, nur hier und da fand ein harmloser Faustkampf statt oder es warf jemand eine ausgetrunkene Schnapsflasche an den Ofen, wo sie krachend zerschellte. Den Löwenanteil der Unterhaltung bestritt gewöhnlich „Shorty", der Senior der Kolonne. Shorty, ein kleiner dürrer Irländer mit einem Terriersemmurrbart, hatte Amerika von der Aurora Borealis bis hinunter zum Feuerland bereist, hatte in der Fremdenlegion gedient, im Weltkrieg war er als Sanitäter bei Chateau Thierry dabeigewesen und nun war er hier mitten in der Arizona-Steppe hängen geblieben. Shorty war ein geschworener Feind aller Politik, die er als Schwindel bezeichnete. Die größte Wut hatte er auf die Bolschewisten, wie man drüben die Kommunisten und Anarchisten bezeichnet.

Gewöhnlich kam es dann zu erregten politischen Auseinandersetzungen, da die vernünftig Denkenden unter den Arbeitern Shorty beipflichteten, denn es war sattsam bekannt, daß im Verlauf von Lohnkämpfen und Streiks immer wieder durch radikale Elemente schwere Sabotageakte verübt wurden, von der Unbrauchbarmachung von Landmaschinen bis zur Brandlegung in den Riesenwäldern des Nordwestens. Wenn die Auseinandersetzungen in Tätlichkeiten auszuarten drohten, holte Tony, der Italiener sein Banjo hervor und stimmte irgend ein Wanderlied an, in das dann bald alle friedlich vereint einstimmten. Ihr Lieblingslied war „Worüber sind die Tage, als mein Herz war jung und froh", ein schwermütig-ergreifendes Negerlied, das nichts zu tun hatte mit dem, was in Europa als Negerunsit verzapft wurde.

Während Mack bereits nach einer Woche die Arbeitsstelle verließ, blieb Frank einen ganzen Monat, bis er genug zusammengekratzt hatte, um mit dem Ueberland-Bus nach Los Angelos fahren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Freund Mack, ein echter Tramp und Gefährte Frank Inselhofers. Photo (2) H. Otto Lange.

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne
Chlorodont

Zum 20. Todestag Graf Zeppelins

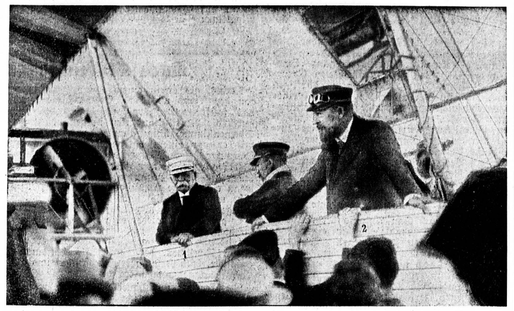
Der „Narr von Echterdingen"

„Ich bin müde und möchte schlafen gehen ..." - Volksaufruf auf einer Grammophonplatte

Mitten in den Wirren des Weltkrieges starb am 8. März 1917 Ferdinand Graf von Zeppelin, der Erfinder des Starrluftschiffes, dessen unvergängliches Werk ihn unter die größten Genies aller Zeiten einreihte.

Wenn heute der schimmernde Riesenleib des Zeppelin-Luftschiffes in majestätischem Fluge über Erdteile und Weltmeere hinwegzieht, wird an Millionen Menschen die Erinnerung an den Mann erweckt, der dem Starrluftschiff seinen Namen gab. Ursprünglich für die Militär-Laufbahn bestimmt, nahm Graf Zeppelin, der am 8. Juli 1838 zu Konstanz geboren wurde, nach zahlreichen Abenteuern und Auszeichnungen im amerikanischen Sezessionskrieg 1863, und in den Feldzügen von 1866 und 1870/71, im Jahre 1891 seinen Abschied.

Bereits seit dem Jahre 1873 hatte sich Graf Zeppelin mit dem Bau eines „Luftfahrzeuges" in seinen Grundzügen beschäftigt. Kaum von den Pflichten des Militärdienstes befreit, setzte der hartnäckige Schwabe mit Hilfe eines Ingenieurs Kober seine Idee in die Wirklichkeit um und ließ sie am 31. August 1895 unter der Nummer 98 580 patentamtlich schützen. „Gegenstand der vorliegenden Erfindung", so lautet die diesbezügliche Patentschrift, „bildet ein lenkbarer Luftfahrzug, der im wesentlichen dadurch gekennzeichnet ist, daß er aus mehreren hintereinander miteinander verbundenen Fahrzeugen besteht, von denen eines das Triebwerk enthält, während die übrigen zur Aufnahme der zu befördernden Lasten dienen". Wohl kaum ein Zeitgenosse, der nichts davon weiß, vermag in dieser in typischem Patentdeutsch gehaltenen Verlautbarung die Urform des heutigen stolzen



Graf Zeppelin (1) und der heute weltbekannte Luftschiffführer Dr. Eckener (2) in der damals noch offenen Führergondel des ersten Luftschiffes. (Sennecke, K.)

Die Trümmerstätte 1908 bei Echterdingen

Zeppelins und „fliegenden Grandhotels" zu erkennen.

Gewogen und zu leicht befunden

Nun wurde durch Kaiser Willhelm II. eine Sachverständigenkommission berufen, die das für undurchführbar gehaltene Projekt Graf Zeppelins zu prüfen hatte. Als die Zusammensetzung dieser Prüfungskommission noch nicht feststand, trat Graf Zeppelin beim Neujahrsempfang aus der Reihe der Generale heraus unaufgefordert vor den Kaiser hin und bat ihn, den Geheimrat Helmholtz zum Vorsitzenden des Sachverständigenausschusses zu ernennen. „Warum gerade den?", fragte der Kaiser erstaunt. „Weil er mein größter Gegner ist", gab Graf Zeppelin kurz und bündig zur Antwort. Diesem Freimut hatte es der geniale Erfinder zu verdanken, daß sich Helmholtz später für ihn einsetzte, jedoch nicht verhindern konnte, daß dafür andere Widersacher das Projekt zu Fall brachten. Nunmehr darauf angewiesen, selbst die Gelder für die Verwirklichung seiner phantastischen Pläne aufzubringen, gründete der Graf eine „Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" mit einem Kapital von 500 000 Mark, wovon mehr als die Hälfte aus seinem Privatvermögen stammte.

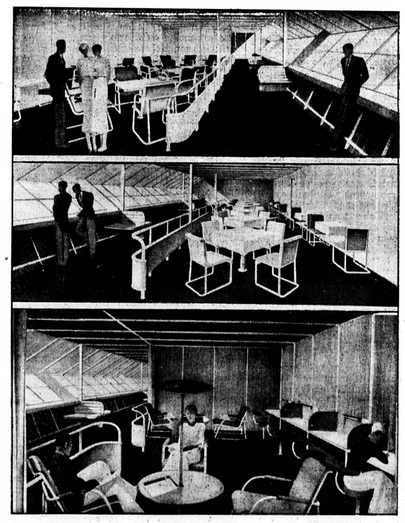
Der erste Aufstieg von „L. Z. 1" am 2. Juli 1900 bewies im Prinzip die Richtigkeit seiner Ideen, doch mußte das Luftschiff wegen technischer Mängel wieder abgetragen werden. Gegen Ende des Jahres 1905 startete „L. Z. 2" zu seiner Jungfernfahrt, wurde jedoch am 17. Januar 1906 nach einer Notlandung bei Kißlegg durch Sturm völlig zerstört. Am 9. Oktober 1906 unternahm das dritte Luftschiff seine Probefahrt. Jetzt endlich trat ein Stimmungsumschwung unter den mißtrauischen Sachverständigen ein. Die Militärverwaltung erwarb „L. Z. 3" als Heeresluftschiff, das bis zum Jahre 1913 Dienst tat. Am 4. August 1908 trat Graf Zeppelin mit „L. Z. 4" seine berühmt gewordene Fernfahrt über Basel — Straßburg, Speyer, Mannheim, Mainz, Worms und Stuttgart an, die im ganzen deutschen Volke unbeschreibliche Begeisterung auslöste.

Doch bei Echterdingen vernichtete eine elektrische Entladung das stolze Schiff, das zu so großen Hoffnungen berechtigte. Noch im selben Monat erließ Graf Zeppelin, indem er eine Grammophonplatte besprach, eine für die damalige Zeit unerhörte technische Neuerung, einen Aufruf an das deutsche Volk, der in den prophetischen Seherworten gipfelte: „Meine Luftschiffe werden bald zu den betriebssichersten Fahrzeugen zählen, mit welchen weite Reisen bei verhältnismäßig geringster Gefahr für Leib und Leben der Insassen durchführbar sind." Die Aufforderung des „Narren von Echterdingen", wie man Graf Zeppelin damals gerne bezeichnete, sollte nicht ungehört verhallen. Eine Nationalspende erbrachte den Betrag von sechs Millionen Mark, womit der finanzielle Grundstock zur „Luftschiffbau Zeppelin G. m. b. H." gelegt wurde.

Der Zeppelin als Nußknacker

In der Abteilung „Geschmacksverirrungen" des Stuttgarter Landesgewerbemuseums kann man heute noch die ungeheure Popularität feststellen, die Graf Zeppelin und sein Werk in jenen Jahren genossen. Eine geschäftstüchtige Andenkenindustrie brachte nicht nur den genialen Erfinder als — Streichholzmännchen heraus, sondern gab auch Briefbeschwerern, Aschenbechern und Zimmeruhren die Form von Starrluftschiffen. Aus dem Gerippe des bei Echterdingen verunglückten „L. Z. 4" aber wurden — Suppenlöffel gegossen. Graf Zeppelin selbst hatte jahrelang auf dem Büfett seines Eßzimmers einen Nußknacker stehen, der ihn darstellte und aus dem Holz des Birnbaums geschnitzt worden war, an dem „L. Z. 5" im Jahre 1909 bei Göppingen „strandete". Der Weltkrieg und die spätere Nachkriegszeit brachten dem Zeppelinbau einen ungeheuren Aufschwung. Leider hat der geniale Erfinder die meisten Großtaten seiner Luftschiffe während des blutigen Völkerringens 1914/18 nicht mehr erlebt.

Einen Tag vor seinem Tode empfing Graf Zeppelin seine treue Lebensgefährtin, die auf die Krankheitsnachrichten hin sofort von Stuttgart an das Krankenbett geeilt war, mit den vorwurfsvollen Worten: „Warum bist du hierhergekommen und hast die weite Reise nicht gescheut? Dachte dich bald ganz hergestellt zu überraschen!" Um die Mittagsstunde des 8. März 1917 ging dann Graf Zeppelin still und ohne eigentlichen Todeskampf in die Ewigkeit hinüber. „Ich bin sehr müde und möchte schlafen gehen", waren die letzten Worte des genialen Erfinders.



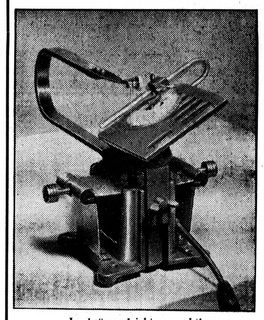
Die Innenräume des LZ Hindenburg (WV-Archiv)

Ein erfüllter Bastlertraum

Die Freude am eigenen Werken und Schaffen hat das Basteln wieder mehr in den Vordergrund treten lassen. Nicht nur in den Schulen, im Werkunterricht, im Modellflugzeugbau, auch in Heim und Haus läßt man dem liebhabermäßigen Arbeiten mit Messer, Feile und Säge erhöhte Pflege angedeihen. Für den Maschinenbau ist das ein Grund geworden, sich wieder mehr mit den Arbeitsgeräten zu beschäftigen, die dem Bastler für seine Zwecke zur Verfügung stehen. Ein Schmerzenskind darunter ist die Laubsäge, die einerseits gerade in der Holzbearbeitung mit die wichtigste Rolle spielt, anderseits in ihren seitherigen Ausführungen mit gewissen Mängeln behaftet ist. Das Sägen mit der Handsäge ist mühsam und kostet manches Sägeblatt; der Handkurbelantrieb läßt nur eine Hand frei, der Fußantrieb macht auch kein wirklich ruhiges Arbeiten und eine gute Führung des Schnittes möglich. Und Laubsägen mit elektromotorischem Antrieb sind gewöhnlich für den Bastler unerschwinglich.

Für den sogenannten Verwendungszweck muß aber eine Sägemaschine klein und billig sein, wenn sie den hier gestellten Forderungen entsprechen soll und sie muß auch möglichst einfach in Arbeitsweise und Aufbau sein. Rasche hin und her schwingende Bewegungen, wie man sie hier braucht, lassen sich am einfachsten mit einem von Wechselstrom erregten Magneten erzielen. Ein Wechselstrom pulsiert ständig zwischen Null und seinem Höchstwert hin und her, er läßt also in einem Magneten einzelne, rasch aufeinanderfolgende Stöße entstehen, die eine Stahlmembran in Schwingungen zu setzen vermögen. Auf diesem Grundgedanken haben die Ingenieure der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft eine neue Elektro-Kleinsäge durchgebildet, die auf der Leipziger Technischen Messe zum ersten Male gezeigt werden wird und die eine interessante Lösung der gestellten Aufgabe darstellt.

Die neue Kleinsäge hat also keinerlei sich drehenden Teile, sie besteht im Grunde nur aus einem Wechselstromanker, und einem schwingenden Anker, der das Sägeblatt in Schwingungen versetzt. Die Säge schwingt beim Betrieb 6000 mal in der Minute hin und her. Diese sehr rasche Bewegung bringt eine hohe Schnittgeschwindigkeit mit sich, sie ist viermal



Laubsägen leicht gemacht!
Eine praktische Neuerung für Bastler ist eine auf der Leipziger Messe erstmalig gezeigte elektrische Kleinsägemaschine, die auf magnetischem Wege arbeitet. (Werkbild.)

so hoch wie bei Laubsägen mit Elektromotor-Antrieb. Daher können auch die feinsten Sägeblätter benutzt werden, und es ist erstaunlich, wie leicht und schnell ein Brett auch mit den schwierigsten Schnörkelzeichnungen bewegt werden kann, ohne daß ein Sägeblatt dabei zerreißt. Man kann Sperrholz bis zu 18 mm, weiches Holz bis zu 50 mm und Metall bis zu 2 mm Stärke sauber und ohne Grat mit der neuen Kleinsäge schneiden.

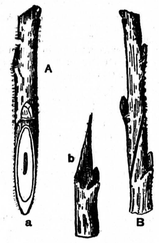
Uebrigens läßt sich die Leistung der Maschine in ziemlich weiten Grenzen verändern; man kann nämlich ihren Hub, das heißt die Weglänge, die das Sägeblatt bei jeder einzelnen Schwingung macht, zwischen 2 und 7 Millimeter verändern. Bei dünnen Brettern arbeitet man mit kleinem Hub, um gegebenenfalls langsam zu sägen, bei starken Brettern verwendet man entsprechend stärkere Sägeblätter und stellt den Hub größer ein. Auch der Vogel läßt sich verstellen, und zwar so, daß zerbrechene Sägeblätter noch bis auf eine Länge von 80 mm eingespannt und so benutzt werden können.

Die Befestigungsschraube des Sägeblattes hat eine Riffelung wie eine Feile erhalten, so daß man mit dem Gerät auch Flächen feilen, Holzkanten abrunden und ähnliche Arbeiten ausführen kann. Für Arbeiten mit verschiedenen Schnittwinkeln an geraden, kreisrunden oder verschnörkelten Teilen hat man ein besonderes Zusatzgerät entwickelt, das an Stelle des Tisches in die Maschine eingesetzt und mit ihr befestigt wird. Die Maschine wiegt nur 9 kg, ist also leicht tragbar. Rundfunkstörungen ruft sie nicht hervor.

Haus, Hof und Garten

Die Technik des Umveredelns

Wenn gesunde Obstbäume bis zum mittleren Alter zu wenig gute Früchte tragen oder alljährlich stark von bestimmten Krankheiten befallen sind, dann kann oftmals ein Umveredeln zu einem besseren Erfolge führen. Die alte Krone des Baumes wird im Laufe des Herbstes oder Winters abgeworfen. Dabei läßt man einige Zweige als Zugäste stehen, die für die Ernährung des Baumes sorgen, ehe die Reiser der neuen Sorte Laub entwickeln. Kräftige, einjährige Triebe, die im Keller



Zeichnungen: Stumborg M

Abbildung 1. Das Kopulieren
A a Edelreis von vorne, b Kopulationszweig zurechtgeschnitten. B Ausführung der Veredlung

oder an der Nordseite des Hauses im Freien in feuchtem Sand eingeschlagen wurden und von einem Baume der gewünschten Sorte stammen, dienen als Edelreis.

Wie bei jedem anderen Veredeln ist auch beim Umpfropfen das Wesentliche, daß die Kambiumschichten, also die dicht unter der Rinde liegenden wachstumfähigen Gewebe von Edelreis und Unterlage, zusammentreffen. Die Abbildungen zeigen uns verschiedene Wege, auf denen das Edelreis in die richtige Stellung zur Unterlage gebracht werden kann. Wenn Edelreis und Unterlage gleich stark sind, dann wendet man das auf Abbildung 1 gezeigte Kopulieren an. Das Anpassen des Reises gelingt noch besser mit Gegenzungen, die man durch entsprechende Schrägschnitte in Reis und Unter-

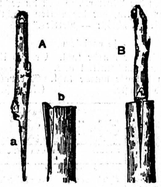


Abbildung 2. Pfropfen unter der Rinde
A a Edelreis von der Seite, b Spalt in der Unterlage. B Ausführung der Veredlung

Abbildung 3. Geißfußpfropfen
A a Schnitt am Edelreis, b Schnitt an der Unterlage. B Ausführung der Veredlung

lage anbringt. Bei stärkeren Zweigen wendet man das auf Abbildung 2 erläuterte Pfropfen unter der Rinde an. Man kann diese Veredlungsart noch verbessern, indem man die Rinde der Unterlage nur nach einer Seite hin löst. An der anderen Seite wird das Edelreis geradegeschnitten, so daß es hier an dem festen Rindenteil der Unterlage anliegt. Gelibte Baumwarte wenden auch das Ritzpfropfen an, wobei außer dem Kopulierschnitt noch auf der Vorderseite des Edelreises und auf den beiden Seiten die Rinde so abgeschnitten wird, daß die Kambiumschicht bloßliegt. Dadurch wird die verwachsende Fläche vergrößert. Ist nun oder die Unterlage wesentlich stärker als das Edelreis, dann wird das Geißfußpfropfen vorgenommen, das die Abbildung 3 gut erläutert. Ungeübte nehmen auch das auf Abbildung 4 gezeigte Spaltpfropfen vor, das aber weniger zu empfehlen ist, da die Unterlage eine größere Verwundung erhält, die schwerer verheilt und so auch eine Eingangsstelle für Krankheiten bietet.

Sind die Pfropfköpfe nicht stärker als 6 Zentimeter, so genügt das Aufsetzen von zwei Reisern; sind sie stärker, so nimmt man mehr, da dann die Schnittflächen schneller verheilt. Alle Wunden der Unterlage wesentlich stärker als das Edelreis, dann mit Baumwachs. Der Bastfaden wird im Frühsommer aufgeschnitten, damit das Dickenwachstum nicht gehemmt wird.

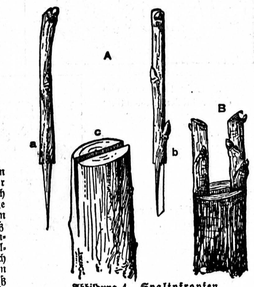


Abbildung 4. Spaltpfropfen
A a Edelreis von vorne, b Edelreis von der Seite, c Spalt in der Unterlage.
B Ausführung der Veredlung

Die Pflege der Azalien

So soll der Heckenschnitt erfolgen!

Zeichnung: Blumberg M
Heckendurchschnitt

Die Azaleen wollen im zeitigen Frühjahr ihre Blüten entfalten. Sie stehen den Winter über in einem kühlen Zimmer bei nur wenigen Grad Wärme. Bei niedriger Temperatur überdauern sie die trüben Winterlage am besten, und sie werden hier nicht auf den Einfall kommen, ihre Blütenknospen vorzeitig abzuwerfen. Auch Schädlinge, wie z. B. der Thrips, siedeln sich hier nicht so leicht an wie in der trockenen Luft geheizter Zimmer. Wenn aber die Knospen aufbrechen wollen, dann können die Pflanzen wärmer gestellt werden, wir können sie ins Wohnzimmer holen, um rechte Freude an den Blüten zu haben. Wenn diese nun wieder welk geworden sind, dann beginnen neue Triebe zu wachsen. Vorher aber setzen wir die Pflanzen in einen wenig größeren Topf um. Die neue Erde — eine gute mit etwas Sand vermengte Laub- oder Heideerde soll es sein — wird fest eingebracht, der Topf soll beim Hochheben der Pflanze am Stamm nicht abfallen. Von Juni an stehen die Azalien dann im Garten mit halb in die Erde versenktem Topf. Und nun ist es zur guten Knospenentwicklung wichtig, auf eine gleichmäßige Feuchtigkeit der Azalie zu achten. Die Erde darf niemals scharf austrocknen, soll aber natürlich auch nicht ständig naß sein. Letzteres bewirkt ein Gelbwerden der Blätter. Wenn es Herbst werden will, dann kommen die Pflanzen wieder ins ungeheizte Zimmer, wo sie bei möglichst gleichmäßiger Temperatur stehen sollen. Das sind die wichtigsten Forderungen der Azalie, deren Beachtung sie mit jährlichem Blühen belohnt.

Im praktischen Wink

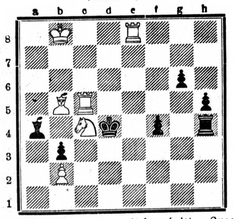
Ein Dauerbesen

Zeichnung: Blumberg M

Einen ausdauernden Schrubb- und Fegebesen kann man sich folgendermaßen leicht herstellen: Man nimmt zwei rechteckige Bretter von 35 Zmtr. Länge, 10 Zmtr. Breite und 3 Zmtr. Stärke und bohrt durch beide Bretter, 4 Zmtr. von jedem Ende entfernt, an beiden Seiten ein Loch. Durch diese Löcher wird ein Schraubenbolzen geführt, damit man die beiden Bretter zusammenschrauben kann. Zwischen die Bretter werden Birkenreiser gelegt und dann fest zusammengeschraubt. In ein Brett wird für den Stiel ein Loch gebohrt, sehr schräg von oben nach unten. Der Stiel wird dann noch mit einer Holzschraube über dem Loch am Brett festgeschraubt. Wenn die Reiser abgenutzt sind, werden die Bretter auseinandergeschraubt und neue Reiser eingelegt.

Buttergewinnung aus Rahm von Ziegenmilch. Vor der Verbutterung soll der Rahm nicht zu lange aufbewahrt werden. Am Tage vor dem Verbuttern wird er zur richtigen Säuerung gebracht werden. Die günstigste Rahmtemperatur auf 15 Grad erwärmt und ihm Dickmilch aus Vollmilch zusetzt. Dabei rechnet man auf 15—20 Teile Rahm 1 Teil Dickmilch. Der Rahm soll einen lieblich sauren Geschmack haben und muß vor dem Verbuttern auf eine dafür günstige Temperatur gebracht werden. Die günstigste Rahmtemperatur für die Verbutterung beträgt im Sommer 10—12 Grad, im Winter 14—16 Grad. Die Buttermaschine soll höchstens bis zur Hälfte gefüllt werden. Für den Ziegenhalter gibt es drei Arten von Buttermaschinen. Wer nur ein oder zwei Ziegen hat, kann sich mit der Glas- oder Blechbuttermaschine begnügen. Leistungsfähiger sind die aus Eichenholz hergestellten Buttermaschinen mit Handkurbel und Uebersetzung. Ganz neuzeitlich ist die Stahlbuttermaschine mit 3—5 Liter Inhalt. Die Holz- und Stahlbuttermaschinen sind bei einer Haltung von drei und mehr Tieren vorzuziehen. Beim Buttern selbst beginnt der Rahm nach kurzer Bearbeitung zu steigen. Dabei nimmt er eine Beschaffenheit an, die der Schlagsahne ähnlich ist. Bei weiterer Bearbeitung fängt der Rahm an, leise zu rauschen und wird dann geselbig. Sobald die bekannten kleinen Körner entstanden sind, setzt man dem Rahm ungefähr 10 Pzt. kaltes Wasser zu und buttert weiter. Die Butterkörner werden dann bald in kleinen Klumpen zusammenhängen. Jetzt gießt man den in Butterklümpchen und in Buttermilch zerfallenen Rahm durch ein Sieb. Bei größeren Buttermaschinen wird die Buttermilch durch den Auslaßhahn herausgelassen, der unten angebracht ist. Hier kann das erste Waschen der Butter auch schon im Buttersaß erfolgen. Man gießt einfach kaltes Wasser in die Buttermaschine und dreht langsam weiter. Nach diesem ersten Waschen in der Maschine werden die Butterklumpen herausgenommen. Sie kommen dann in eine Schüssel, wo sie mit einem, noch besser mit zwei Holzspachteln durchgeknetet werden. Dabei ist das Wasser öfters zu erneuern. Darauf wird die Butter auf einem Brett breit ausgedrückt und mit gutem, trockenem feinkörnigen Salz bestreut. Auf 500 Gramm Butter rechnet man 10 Gramm Salz. Nun wird die Butter ganz kurze Zeit zusammengeknetet und bleibt ein paar Stunden an einem trockenen Orte liegen. Erst dann wird restlos ausgeknetet, um das in der Butter befindliche Wasser so gut wie möglich zu entfernen. Mehr als 10 Pzt. Wasser darf gesalzene Butter nicht enthalten.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: (13). Weiß (6): Kb8; Te5 u. e8; Ld5; Sf5; Bb6. — Schwarz (7): Kd4; Dh4; La4; Bb3. f4, g6 u. h5.

Silbenrätsel.

Aus den 23 Silben:
am — bi — do — fall — ger — is — kas — ku — ku — la — land — ment — mur — na — ne — no — ro — pel — reep — sprin u — ur — wi

sind 10 Wörter zu bilden deren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, zwei Wintersportvergnügungen ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Schachfigur, 2. männlicher Personenname, 3. dänische Insel, 4. Naturerscheinung, 5. Hängelampe 6. Befehl 7. Teil des Schiffes, 8. Stadt in Italien, 9. belgische Festung, 10. Urkunde.

Silbenumstellungsrätsel.

Aus den 10 Silben
ber — burg — ge — ger — he — in — la — ra — ra — wart

sind 5 zweisilbige Wörter zu bilden.

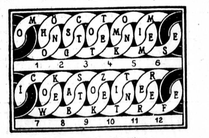
Hierauf sind die Silben dieser Wörter zu umstellen — die letzte zuerst, die erste zuletzt.

Die Endbuchstaben dieser neuen Wörter ergeben alsdann, aneinandergefügt, eine Naturerscheinung.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Nebenfluß der Seine. 2. Bezeichnung für München. 3. Wortgefüge, 4. metallhaltige Gesteine. 5a. Speicher 5b. Weg. 6. Nebenfluß der Elbe. 7. Stadt in Ostfriesland. 8. männlicher Name. 9. Hirschart, 10. Markgraf der Ostmark. 11. Flur im fränkischen Bauernhause. 12. europäische Hauptstadt 14. Stadt in Böhmen. 15. adeliger Mensch — Die Diagonale A—B nennt ein christliches Symbol.

Ringrätsel.



(Gesetzlich geschützt.)

In jedem der zwölf Ringe befindet sich ein Wort von sechs Buchstaben mit nachstehender Bedeutung, das im Uhrzeigersinn zu lesen ist. Durch die Verschlingung der Ringe zu einer Kette sind zwei Buchstaben verdeckt, die, hintereinander gelesen, einen Spruch ergeben müssen. Wortkünne: 1. Spiel mit Steinen, 2. Bauernsiedlung, 3. Besitzer, 4. Verschlingung von Fäden, Seilen usw. 5. Stumpfpflanze, 6. Sprach- und Singlaut, 7. Gleisanlage, 8. kokfbares Seidenzeug, 9. Schulzimmer, 10. Hochschullehrer, 11. mittelalterlicher reitender Krieger, 12. andere Bezeichnung für Meerbusen.

Bilder-Rätsel.

Buchstabenrätsel.

Ein Land in Europa hat sieben Zeichen,
Von diesen muß du das letzte kreichen,
Die andern laß dreimal anders stehn:
So werde daraus, was im Ei zu sehn;
Dann werde daraus ein Teil von Haus;
Auch werde ein deutscher Dichter daraus.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Se5—a4, Th5×e5; 2. Dd3—b3 matt. — a) 1. . . . . Kb5—c4; 2. Db3—e6 matt. — b) 1. . . . . Se3—c4; 2. Sa4—c3 matt. — c) 1. . . . . beliebig; 2. Sa4—b6 matt.

Wie groß ist das Luftschiff? Jawohl, Franz hätte die Länge des Luftschiffes feststellen können, wenn man ihn auf das Kinofeld gelassen hätte. An dem Schatten nämlich. An ihm konnte er sehen, daß das Luftschiff ohne Vorwärtsbewegung war. Nun werden orioleste Gegenstände Schatten, dessen Größe nach dem jeweiligen Stand der Sonne wechselt. Anders dagegen, wenn Gegenstände senkrecht zur Erdoberfläche stehen. Sie werfen, wenn die Sonne ebenfalls senkrecht steht, einen in der Größe gleichlangen Schatten. Demnach brauchte Franz nur den Schatten abzuschreiten.

Silbenrätsel: 1. Wermut, 2. Epos, 3. Rode, 4. Kalif, 5. Summe, 6. Augsburg, 7. Gera, 8. Emil 9. New York, 10. Wurzel, 11. Igel. — Wer klagen will, klage nicht.

Bilderrätsel: Geduld ist bitter, aber ihre Frucht ist süß.

Kreuzworträtsel: Es bedeuten: Von links nach rechts: 1. Lair, 5. Visa, 9. Arno, 10. Aden, 11. Ries, 12. Lena, 13. Testament, 15. Elefstall, 22. Nola, 23. Aboi, 24. Odem, 25. Ende, 26. Nana. 27. Lein. — Von oben nach unten: 1. Warthenon, 2. Arie, 3. Ines, 4. Rokk, 5. Palm, 6. Idee, 7. Senn, 8. Anatolien, 16. Soda, 17. Glen, 18. Lama, 19. Tael, 20. Ahne, 21. Lodi.

Charade: Mißtrauen.

Kleiner Schwindel mal zwei

Von Paul Glaßmann

Er betrat den Tanzraum im Café „Vaterland" — er, ein Hanseaten-Typ, wie er im Buche, oder vielmehr im Tonfilm steht: groß, schlank, gut gewachsen, mit gepflegtem, an den Schläfen leicht ergrauten Haar, einen Siegelring mit auffallendem Stein an der linken Hand — kurz, der Mann, der alle Mädchenherzen höher schlagen läßt, und den die anwesenden Herren im Lokal auf mindestens tausend Mark Monatseinkommen taxierten.

Auch Agnes hatte ihn sofort erspäht, die blonde, schlanke Agnes, die bis halb fünf Uhr in dem großen Kontorhaus am Alsterdamm an der Schreibmaschine gesessen hatte. Kein Wunder, daß sie fast ein wenig Herzklopfen bekam, als er — einige Minuten später — auf ihren Tisch lossteuerte und sie mit tadelloser Verbeugung zum Tanz aufforderte. Er sprach wenig während des Tanzes, auch tanzte er nicht übermäßig gut, dagegen war Agnes emsig bemüht, sich seinen Schritten anzupassen und gleichzeitig geistreiche Konversation zu machen. Viel zu schnell war der Tanz zu Ende, und sie war mehr als zufrieden, als er sie fragte, ob er zum nächsten Tanz wiederkommen dürfte.

Sie erfuhr, daß er nicht aus Hamburg sei, nur auf einige Tage hier — wichtiger Geschäfte halber natürlich, sehr wichtiger Transaktionen wegen, die ihn jedoch nicht den ganzen Tag in Anspruch nehmen.

Während des nächsten Tanzes fragte er sie, ob er an ihren Tisch Platz nehmen dürfte, was sie nach einigem Zögern zugestand. Sie kamen dann auf das Polo-Turnier zu sprechen, das tags zuvor in Flottbek seinen Anfang genommen hatte.

„Ich liebe das Polo-Spiel über alles", gestand sie ihm, was sie eigentlich auch kein Wunder ist. „Mein Vater ist nämlich einer der bekanntesten Hamburger Polospieler, und ich bin von Kind auf selbst immer viel geritten."

„Ihr Herr Vater nimmt also gewiß auch Teil am Turnier? "

„Leider nein, er hat neulich beim Training den Arm gebrochen."

„Oh, das ist ja sehr bedenklich. Ich saß ihn übrigens gestern auf dem Polo-Platz mit dem Arm in der Binde! Und Sie, Gnädigste, wären dann also Fräulein Hellkamp? "

Das war ja nun fatal, daß der Mann ausgerechnet im Polo-Klub bekannt war! Ein Glück, daß er wenigstens diesen Hellkamp nicht persönlich zu kennen schien! Agnes wurde es heiß und kalt vor Schreck, als sie sah, wie sie sich vergaloppiert hatte, und sie konnte es nicht verhindern, daß sie einige Sekunden lang rot anlief wie ein geschältes Schulmädchen.

Der Fremde betrachtete sie einen Moment verwundert, dann sagte er zu ihr, in seiner langsamen, gewählten Sprechweise:

„Mein liebes Fräulein, wenn Sie schon aufschneiden wollen, dann sollten Sie es etwas vorsichtiger und etwas geschickter tun. Der Polo-Spieler Hellkamp bin nämlich ich. Wie Sie sehen, habe ich auch den Arm nicht gebrochen, und eine Tochter in Ihrem Alter habe ich erst recht nicht; ich bin nämlich unverheiratet."

Agnes wäre vor Scham am liebsten in den Erdboden versunken. Gottseidank war wenigstens der Tanz gleich zu Ende. Sie murmelte undeutlich etwas von Händewaschen, und rannte mehr als daß sie lief zur Garderobe.

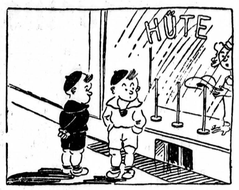
Die Musik begann den nächsten Tanz, und er wartete immer noch vergeblich an ihrem Tisch auf Agnes. Nach einer Weile kam der Kellner abkassieren. „Der Herr zahlt auch den Kaffee für die Dame, die weggegangen ist?" Er lächelte und zahlte.

Uebrigens hieß er nicht Hellkamp, sondern Hinrich Hansen und hatte in seinem Leben noch nie ein Polo-Spiel gesehen. Er stammte aus Harburg und war Buchhalter mit dreihundert Mark Monatsgehalt.

Etwas übertrieben??

Die Entführung

„Das hast du nun von deiner blöden Romantik!"



„Mutter kommt gleich, eben holen sie den letzten Hut aus dem Fenster!!"

„Ihre Frau hat nur eine kleine Grippe, aber ich kann mir den blauen Fleck am Rücken nicht erklären!"

„Seit sie krank ist, liegt sie auf dem Hausschlüssel."

„Dieser letzte Hut gefällt mir aber gar nicht, der kommt nicht in Frage!"

„Das ist doch Ihr Hut, gnä' Frau!"

„Dein Haar hat sich aber sehr gelichtet, Karl, wahrscheinlich von deinen Hüten!"

„Nein, von deinen Hüten!"

Hervorragend gehalten

Ludwig Börne befand sich in seinem zwanzigsten Lebensjahr mal in der Gesellschaft einiger älterer Herren und wurde gegen seinen Willen in ein Gespräch verwickelt. Einer der Herren, der sich mit seinem Standpunkt nicht durchsetzen konnte, denselben aber um so heftiger vertrat, fuhr den jungen Börne, der seine Meinung geschickt zu vertreten wußte, mit folgenden Worten barsch an: „Als ich noch so ein junger Mensch war wie Sie, war ich noch ein recht großer Esel!"

„Da haben Sie sich aber ganz hervorragend gehalten!" antwortete Börne kurz und verließ die Gesellschaft.

★

Lehrer: „Nun, Kurt, warum habe ich dich vorhin einen kleinen Dummkopf genannt?"

Kurt: „Weil ich noch nicht so groß bin wie Sie, Herr Lehrer!"

„Heinrich, wie gefällt dir mein neuer Strohhut?"

„Fabelhaft, als wäre er dir aus dem Kopf gewachsen!"

★

Mutter: „Ich glaube, der junge Mann hat ernste Absichten mit Ella."

Vater: „Meinst du?"

Mutter: „Ja; erfindet Ella in einem billigen Kleid immer schöner als in einem teuren."

Vor Zeugen

„Warum machtest du solchen Lärm, als Fritz dich im Wintergarten küßte? Riefst du um Hilfe?"

„Nein, um Zeugen!"

Der Grund

„Warum bist du denn eigentlich so ein Pessimist?"

„Ja, weißt du — ich habe mal einem Optimisten Geld geborgt . . ." (Tidens Tegn.)

★

„Du, Martha, ich muß dir was sagen! Ich bin überzeugt, unser Junge war bei meinen Sachen und hat mir eine Mark aus der Hosentasche genommen!"

„Aber, Albert! — Wie kannst du so was sagen? Vielleicht denkst du sogar, ich war es!"

„Nein! Durchaus nicht! — Das übrige Geld hat er drin gelassen!"

★

„Ach, Herr Doktor, meine Frau leidet stark an Schlaflosigkeit! — Oft liegt sie bis zwei Uhr nachts wach im Bett! — Was kann man dagegen tun?"

„Kommen Sie früher nach Hause, Herr!"

★

Ein Betrunkener steigt in eine Taxe, stolpert, fällt gegen die andere Tür, rollt heraus, steht auf, geht zum Chauffeur und fragt: „Was habe ich zu zahlen?"

★

„Mutterle", sagt die kleine Agnes, „der Mann, der die Tische macht, heißt doch Tischler?"

„Ja", sagt die Mutter, „da hast du recht."

„Und der Mann, der die Betten macht", folgert die Kleine, „heißt — Bettler."

Je nachdem

Ein Engländer wurde kahl. Er gab Unsummen für Haarwuchsmittel aus.

Auch ein Schotte wurde kahl. Der verkaufte Kamm und Bürste. (Neue Z. Z.)

Herdfeger putzt Herdplatten

Hastreiter's Kräuterkuren gegen Kropf u. Basedow Tee zum Trinken und Umschläge Umschl. u. gitterfrei. Tausende von Erfolgsberichten. Verlangen Sie kostenlos Broschüre Nr. 7 Friedr. Hastreiter Gauting bei München

Hermannschule Kath. Privat-Lehranstalt. Gegr. 1891 Bad Meinberg 11 a. Teutoburgerwald Gymn. u. Real v. VI.-OII. Staatl. Lehrpl. Kl. Klassen. Mäß. Preise. Erste Referenzen. Haushalt d. Schwestern Prosp. durch die geistliche Leitung.

Heiraten

Vertrauensstelle ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Gebr. Dieckhoff Stoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei ins u. zurück. Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 3

Jg. Rheinwein 20 Ltr. 12.— Mk. frei Haus. HEINR. HUTH GEISENHEIM a. Rhein

Raucher Einzige Abzeichen Präm. m. gold. Medaille Ausgezeichnet Nürnberg 1926 Nürnberg 3 W. 4/5

Kaffeehändler verdienen gut mit Weser-Kaffee Bremen A 2 Postfach 468 Ford Sie Angebot!

Kathol. Ehe d. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billige Jahrl. mehrere 1000 Mitglieder Streng verschwiegen Neuland-Bund R Herne i. W., Mühlenstr. 7

Jg. Herr, 32 J., 1,72 gr., dklblond., solid. Ersch., in sicherer Stellung, i. mittelg. Industrieort (Ostelb.) m. ein. gesiß. Gutdenken v. 7500 RM, wünscht die Bekanntschaft einer lieb., charaktervollen Dame, bld., 22 bis 28 J., zwecks bald

Heirat

Jg. Mann, 26 J., 1,78 gr., bld., schl., Raum., gebildet, m. etw. Landwirtsch. u. Nebenverdienst, sucht eine liebe, gute Lebensgef. m. etwl. Aufzucht, Char., froh., heit. Gemütes zwecks baldiger

Heirat

Ehe. Vermög. od. event. Einheirat angenehm Offerten mit Bild erb. unt. Nr. 7/120 a. „Der 7. Tag" Paderborn. Bild. Bito zurück

kennen zu. lernen Musterer u. etw. Barvermög. erw. Heil. Angeb. erb. unter Nr. 7/119 a. „Der 7. Tag", Paderborn.

Damenbart Radikalbeseitigung (Kh. Haare durch Nichtwiederkommen. Garantie. Diskret. Erprobt. Kosmetikum. Ausführl. Broschüre gegen Rückporto. Elektrolyse Dr. Hoffmann, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 88 (Ecke Savignyplatz)

Rosette Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt, ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 6.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, bester 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück Willy Rantzsaffel, Gänsemasterei, Neutrebbin 93c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858. Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen d. „7 Tag" Bezug. Nur so wird den Interessenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" haben Erfolg gehabt

Herdfeger putzt schnell und gründlich

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn, Hannover 3504.

Kaufen Sie jetzt ein neues Fahrrad! Schreiben Sie an uns! Unser Vorschlag gefällt Ihnen. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Allen hat er geholfen

Millionen von Menschen in allen Weltteilen und Sprachen kennen ihn u. kaufen ihn immer wieder Weshalb? Weil er zuverlässig hilft. Erkältungen und Schnupfen beseitigt und seit über 60 Jahren die beliebte Einreibung ist bei Rheuma, Gicht, Ischias, Erkältungen und weil sein charakteristischer Geruch, die Nerven erfrischt u. die Atmungswerkzeuge anregt. Es gibt nicht besseres als ANKER-PAIN-EXPELLER den allein echten! Reiben Sie sich kräftig damit ein u. halten Sie die eingeriebene Stelle mit einem wollenen Tuch od. mit uns. Ankerlichtwatte warm. Sie werd. von d. wohltuenden Wirkung überrascht sein

Verlangen Sie die kostenlose Broschüre „Der Krankenfreund" (Ratgeber f. Kranke u. Gesunde)

F. Ad. Richter & Cie. AG. Chem. Werke, Rudolstadt i. Thür.

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg

. . . je öfter Sie inserieren, um so bekannter wird Ihr Geschäft

Herdfeger reinigt u. poliert zugleich

Tabunga Lotzbeck! 1/2 Liter Herausgeber: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Nehmen Sie Rücksicht auf Ihre Ohren! bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie „AKUSTIKA" schalldurchlässige Ohrpfropfe aus Tierhaar für 30 u. 80 Pfg. in Apoth., Drog. kauft.

Nähmaschinen von Ritter besonders gut. Ab 124.- RM Ritter Paderborn (Dom gegenüber)

Gr. 40/46 5.90 Einkaufsberater für die ganze Familie in Deutschlands größtem Schuhmodenbuch. 100 Seiten Auswahl. 661 günstige Angebote. Heute eine Postkarte, freisendet sonst es übermorgen! Preisbeispiel: Arbeitsstiefel, naturbraun Spaltrindleder mit dicker, schwer. Langgummisohle. Absatzreisen. Größe 40-46 Mk. 5.90 Speier Überlanddienst Frankfurt (Main) n 147

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ostergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 36: 31 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

8. Jahrg. – Nr. 11 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 14. März 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Neuer Roman

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Heimkehr in die Jugend

Wie jung man einmal war und wie alt man eigentlich ist, läßt sich nur in wenigen Augenblicken der Erschütterung erleben. Zeit ist wie die Fläche des Meeres, die jede Streckenschätzung des Auges täuscht. Nur hin und wieder, wenn ein Segel leuchtet, eine schroffe Klippe starrt, ein Windstoß dunkle Furchen zieht, ermessen wir Abstände..

Nur wenn ein Weggenosse aus der Reihe sank, wenn wir vor einem plötzlichen Grabhügel begreifen, daß der fröhliche Jargon des Lebens, blankes Lachen und Händedruck, nicht über die Erde reichten — befällt uns kindliches Befremden, und wir haben das beklemmende Gefühl, bald eine neue Sprache lernen zu müssen . . .

Mitunter treffen wir einen Freund, den wir lange Jahre nicht sahen, neugierig forschen wir in seinem Gesicht, finden Bekanntes wieder, entdecken völlig neue Lebensfurchen und Schicksalslinien, denken: — Aha, so siehst du jetzt aus — plötzlich, mit untrüglicher Sicherheit, spiegeln wir uns in seinen Augen und wissen es: — So sehe ich jetzt aus . . .

Mitunter kommen wir vielleicht in eine Stadt, die unsere Kindheit beherbergte oder sonst eine wichtige Station unseres Lebens war. Wir gehen verwundert durch die Straßen, die damals viel abenteuerlicher und steiler waren, der Löwe vor dem Rathaus ist zusammengeschrumpft, die Welt scheint kleiner geworden, vom Kirchturm bis zur Badewanne, in die wir mit Mühe hineinkletterten, auf derem dampfenden Wasserspiegel unsere Flotte schwamm, und die uns nun klein und reparaturbedürftig von oben anblickt.

So ungefähr empfing mich vor ein paar Tagen die Stadt, in der ich meine erste Schulzeit verlebt hatte. In meiner Erinnerung stand sie großartig wie die Burg der Burgunden, alle Straßen waren geheimnisvolle Kriegspfade gewesen, die Kartoffelkeller im Johannisviertel waren geheime Versammlungsplätze des schwarzen Gerichtes, in denen nichtsahnende Stiefbrüder zu martialischen Strafen verurteilt wurde. So wurde einverrätherischer Quintaner dazu verurteilt, mit einer Zweigroschenrolle Bindfaden umwickelt, zwanzig Minuten im Bach zu liegen. Er bekam einen Schnupfen und wir drei Stunden Karzer, seliges Martyrium!

Da lagen nun die Herrstraßen unserer Kriegszüge und sahen nach gemeinem Kopfpflaster aus, da waren alle die Stützpunkte unserer Verteidigungen, Vorgärten und Hausflure; diesen Kanaldeckel hatte ich einst gegen dreifache Uebermacht gehalten. Und wie fantastisch sieht das alles heute aus, wie die schlechte Kopie eines himmlischen Kunstwerkes . . . Ist diese Stadt eingeschrumpft? Prospekte und Artikel sagen, sie sei gewachsen. Telefonzellen sind aus dem Pflaster gesprossen, die drei alten Benzwagen, die seit Menschengedenken vor dem Bahnhof standen, haben Junge gekriegt, die Linie 7 der Straßenbahn heißt jetzt Linie 9. Das ist doch immerhin Fortschritt? Ah, ich erinnere mich der aufgeregten Freude, die mir eine Fahrt auf dem Vorderperron der Linie 7 bedeutete! Den Frankfurter Berg hinunter und vor allem bei Regenwetter! Möglichst dicht beim Schaffner. Die Tropfen prasselten in rascher Abfahrt in mein Gesicht und erhöhten das Glücksgefühl rasender Geschwindigkeit. Und dann kurz vor der Kurve, wo an einem Draht über die Straße ein rundes Blechschild mit einem „H" hing, Urzelle aller Verkehrsampeln, kreischten die Bremsen, der tollkühne Schaffner spielte mit unser aller Leben, allein das Schild warnte, und langsam entlief er den Wagen aus Bremsenhaft in schnell und schneller werdende Talfahrt. Diese Fahrten waren damals für mich der Superlativ aller Geschwindigkeit. Ich sehe sie wieder, die alte, gelbe Linie 7, alias 9.

Kommt der Frühling? (Photo: Hehmke-Winterer)

Da kann es jetzt in den Straßen vor der Stadt geschehen, daß uns, die wir mit irgendeiner Alltäglichkeit, einem Aerger, einem Streit, einem Mißerfolg die Seele uns beschwerten, ein Jauchzen aus Kindesmund in die bessere Wirklichkeit zurückreißt. Wir hemmen den Schritt, schauen über den grünen Zaun in den kleinen Garten, darin die junge Mutter mit ihrem Kinde spielt. Auf ihre Schulter hat sie es gehoben und zeigt ihm so die Welt, die in der schüchternen Anmut der frühen Märzensonne daliegt. Wieviele Wunder, wieviele Schönheit gibt es doch für so blanke, schaulustige Augen! Wieviele Dinge sind unbegreiflich und groß in den kaum erwachten kindlichen Gedanken! Und vom glückvollen Ueberschwang des kleinen Herzens kommt Jauchzer um Jauchzer . . .

Wir stehen, staunen und lächeln. Die Schatten, fliehen und mit einemmal ist die Welt wieder schön. Wir entdecken die Schneeglöckchen hinter dem Zaun, wir fühlen den lauen Wind und atmen den würzigen Duft der knospenschwellenden Hecke. Wir hören noch einmal das Jauchzen des Kindes, und wie wir uns umschauen, ist die ganze Welt vom blassen Glanz der Märzensonne überschüttet . . .

Ach, Himmel, dieser langsam heranlärmende Wagen, diese vorsichtig dergab rutschende Tram, ist das elektrische Sturmgefährt meiner Jugend? Bin ich selbst etwa schneller geworden? Schlug das Knabenherz nicht rascher, rannte man nicht hinter jedem Hunde drein, atmete man nicht den halben Tag mit aufgeregt aufgesperrtem Mund? Nein, wir sind langsamer geworden, wir sitzen in Auto und Flugzeug, wir rasen bedächtigen Herzens hinter donnernden Motoren durch die Welt, aber wir sind aus dem Rhythmus der Körpergeschwindigkeit gefallen und von Kindern und Hunden durch eine Kluft getrennt! . . .

Ich ging den Frankfurter Berg zu Fuß hinab, ich verlor nicht viel Zeit dabei. Und sah die lieben Läden wieder, die Gummitotten der Frau Poligkeit, den dunklen Papierladen

von Bunsendahl, wo wir die Oktavheftchen, Stundenpläne und Abziehbilder von märchenhafter Schönheit erstanden. Hier um die Ecke wohnte der Sohn des reichen Holländers von Keerel. Er fuhr unvorsichterweise mit seinem Ziegengespann durch unser Hoheitsgebiet, wurde vom Bock geboben und mußte im Hof bei Zacharias Pabst Stecken zuschneiden, während unser Generalkommando eine Spritztour unternahm.

Und dort oben, hinter dem schmalen Fenster in Nummer 18, gründeten wir den Verein „Atlantic". Mitglied konnte werden, wer das dreizehnte Lebensjahr vollendet hatte, ein selbstverfaßtes Gedicht einreichte und die hundert Meter unter 14 Sekunden lief. Es war dies die physische und geistige Elite des Viertels und die erste saftige Schmeckerei, mit der ich mich je geschmückt habe. Ich weiß, daß mein Gedicht „Der Klabautermann" hieß und daß meine Zeit 13/4 war.

Immer tiefer, mit jedem Schritt auf diesem Pflaster der Erinnerung, gehe ich in meine Jugend hinein und wundere mich dabei, daß ich mich dessen so haarklein erinnere und daß ich eigentlich nicht mehr ergriffen bin. Viele meiner damaligen Freunde sind tot. Viele habe ich auch wiedergetroffen. Manche sind fast unverändert, bis auf Ausmaße und Bartwuchs, manche haben sich gänzlich von ihrer Jugend losgelöst und sind das Gegenteil ihrer früheren Skizze. Zarte Gesichter sind weich oder grob verschwommt, derbe, pralle Kindergesichter zu feinen, präzis gezeichneten Köpfen geworden. Ich traf sie in Berlin, in Hamburg, im Ausland wieder. Ich versuche den Schicksalslinien meiner Freunde in Gedanken zu folgen, und komme immer wieder, wie auf Seitenwegen, die eine Heerstraße umflechten, zu mir und meinem eigenen Weg zurück. Hier stehe ich, Stirn gegen Stirn mit meiner Jugend. Ich stehe wie in einem Zentrum und blicke auf mein Leben, das wie ein tönender, farbenmischender Kinderkreisel um meinen Kopf summt. Das Summen wird leiser und leiser. Lärm und Scheingewinn des tagtäglichen Lebens fallen ins Wesenlose. Die wahren, die echten, die Forderungen und Ziele der Jugend stehen auf aus der Erde, auf der sie geträumt und beschworen wurden, und fragen: wie weit kamst du? — Und langsam geht man weiter und steht auf einmal vor einem Baum im Garten, vor einem alten Haus, vor dem Bild einer Mutter und fühlt nur dieses: Das Haus war größer, der Baum war mächtiger, das Bild war stärker und ich bin älter . . .

Und geht die Treppe hinan. Das Treppenhaus ist frisch gemalt. Der Pinsel ging über die gekreuzten Schwerter hinweg, die Wilhelm und ich in die Wand krazten, als wir an meinem zwölften Geburtstag unser Blut zu unverbrüchlicher Treue mischten. Drei Jahre darauf stahl Wilhelm meine Skier und schrieb mir später aus Afrika, er habe sie verkauft, um die ersten Zehnpfennige für ein Wanderer- und Abenteurerleben zu beschaffen, er habe genug in Büchern gelesen, er wolle ein Tramp werden, und ich möge ihm verzeihen. Ich habe ihm verziehen und ihn beneidet. Später hat mir eine Dame, die aus dieser Kleinstadt nach Alexandrien heiratete, berichtet, daß sie ihn abgerissen und elend in Kairo wiedergetroffen habe.

Ich öffne den alten Bücherschrank. Da hat die gute Mutter alle Hefte und Bücher, Dokumente und Waffen meiner Jugend verstaut. Da liegt der Zündplättchenrevolver, mit dem ich gefangengenommene Häuptlinge erschoß, und den Startschuß zum Prüfungssprint für die Kandidaten des „Atlantic" gab. Da liegen die mühevollen Uebungshefte, Ringkampf mit der Hydra der Wissenschaften, begonnen im sechsten Jahr meines Erdenwallens, Ausgang ewig ungewiß. „Der Storch hat lange Beine. Damit geht er im Salat. Und Frösche, er ißt sie." Liebe, ungelenke Zeilen, zwanzig Jahre und mehr vergingen, aber jetzt geht ihr den nie gehofften Weg in die Oeffentlichkeit! Da liegen die Versbramen des Tertianers, die Liebesbriefe des Sekundaners, es liegen die tausendjährigen Familienfotografien: Mutter und Vater, das Aufgebot der Tanten und Onkels in greisenhaft wirkenden Röcken und Hüten, Bärten und Dornrören, mit lieben, jungen Gesichtern. Eine Botanisiertrommel ist da. Ich öffne sie. Ein Schmetterling. Ich blase ihn an, und er zerweht zu Staub . . .

Per Schwenzen.

Besuche bei Hundertjährigen:

Wollen Sie hundert Jahre alt werden?

Interessante Beobachtungen eines französisch. Forschers — Optimismus, Wortkargkeit und Angelsport sollen „alt machen"

Der französische Arzt Jean de Vignes Rouges hat soeben ein Buch herausgegeben, in dem er das Geheimnis der Langlebigkeit zu enthüllen sucht. Dr. Rouges ist jahrelang durch Europa gereist, um Menschen, die hundert Jahre alt wurden, zu untersuchen und nach ihren Lebensgewohnheiten zu befragen.

Gibt es ein Rezept, nach dem man 100 Jahre alt werden kann? Schon oft ist diese Frage an die moderne Medizin gerichtet worden. Es gibt hierfür nur ein entschiedenes Nein. Denn es gibt in unserem Dasein vielzuviele Möglichkeiten, vorzeitig zu sterben, das heißt, durch irgendwelche Zwischenfälle eher abberufen zu werden, als es, an der Konstitution des Körpers gemessen, notwendig wäre. Dennoch ist es immer wieder interessant, sich mit Hundertjährigen zu beschäftigen und ihre Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen zu studieren.

Die neueste wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Langlebigkeit, das Werk des bekannten französischen Arztes Jean de Vignes Rouges, verdient insofern besondere Beachtung, weil dem Verfasser mehr als 400 Hundertjährige aus den verschiedensten Ländern Europas zu Untersuchungen zur Verfügung standen. Darunter vielleicht als die Interessanteste die derzeit älteste französische Staatsbürgerin Madame Ducasson, die im Juli dieses Jahres 106 Jahre alt wird. Sie wohnt in Toulouse, und ihr Vater war es, der als Schiffsproviantmeister der französischen Marine einst die sterblichen Ueberreste Napoleons I. von St. Helena nach Frankreich überführte.

Hören wir zunächst, was der französische Arzt auf Grund seiner jahrelangen Untersuchungen ganz allgemein über die Möglichkeit, 100 Jahre alt zu werden, sagt. Jean de Vignes Rouges hat nicht nur die Physiognomie und den Körperbau, sondern auch die geistige Einstellung, die Bildung und die Handschrift jener Leute studiert, die ein biblisches Alter erreichten. Und er hat darüber hinaus die Feststellung gemacht, daß das Erreichen eines hohen Alters im allgemeinen unabhängig ist von den geographischen Bedingungen, unter denen man lebt, von der Rasse oder dem Volk, dem man angehört, von der Umgebung, in der man sich befindet.

Trotz Armut und Sorgen hundertjährig

„Menschen, die 100 Jahre und älter werden", sagt der Forscher, „sind in der Regel das, was wir unter ‚Durchschnittsmenschen' verstehen. Sie haben selten ungewöhnliche und für die Menschheit wichtige Leistungen in ihrem Leben zu verzeichnen gehabt, sie waren keine komplizierten Naturen, sie waren weder leidenschaftlich noch sonderlich temperamentvoll, aber auch nicht das Gegenteil davon. Sie hatten keine überwältigenden Erlebnisse, ihre Phantasie war gemäßigt, ihr Ehrgeiz maßvoll, sie hatten zumeist keine Ahnung von dem, was Neid, Haß, Eifersucht oder Jähzorn ist. Die Liebe spielte in ihrem Leben eine verhältnismäßig bescheidene Rolle, dagegen haben sie sich stets durch eine besondere Art von Stillvergnügtheit und durch einen unerschütterlichen Optimismus ausgezeichnet."

Vielleicht ist diese Feststellung besonders bemerkenswert, daß die Erreichung eines hohen Alters keineswegs abhängig ist von äußeren materiellen Lebensbedingungen. Im Gegenteil, mehr als 80 Prozent aller Hundertjährigen, die der Arzt kennen lernte, haben ihr Leben in ärmlichen, häufig sogar in bedürftigen Verhältnissen zugebracht. Es scheint das Schicksal der Reichen zu sein, daß sie trotz aller Pflege und Sorglosigkeit, trotz der geschicktesten Aerzte, mit denen sie sich umgeben können, nur selten ein hohes Alter erreichen. „Man könnte daraus fast den Schluß ziehen", meint der Forscher, „daß eine reichliche und außerlesene Ernährung über das Leben verfürzt als verlängert." Mehr als hundert Greise und Greisinnen haben dem Arzt versichert, daß sie oft in ihrem Leben nicht satt geworden sind und manches mal Nahrungssorgen hatten. Man sagt zwar, daß die Sorgen manchen ins Grab bringen; daß dem nicht so ist, zeigt das Bekenntnis zahlreicher Hundertjähriger, daß sie von Kindheit an mit materiellen Sorgen zu kämpfen hatten und manche schlaflose Nacht aufbrachten, weil sie nicht wußten, wovon sie morgen leben sollten.

„Leute, die hundert Jahre alt werden", stellt Dr. Rouges weiterhin fest, „meiden die Stürme großer Leidenschaften, sie lieben nicht komplizierte oder riskante Geschäfte und sind vor allem keine Egoisten. Sie leben häufiger auf dem Lande als in der Stadt, sie ergötzen sich an der Natur und an ihrem Schweigen, sie können stundenlang, ohne sich zu langweilen, neben ihrem Hunde sitzen und die Landschaft genießen." Es ist eine verblüffende Tatsache, daß unter den Hundertjährigen sehr viele Angler sind. Auffallend wenige Vertreter geistiger Berufe befinden sich unter den Hundertjährigen, dagegen außerordentlich viele Menschen, die in ihrem Leben schwere körperliche Arbeiten verrichtet haben. Obwohl in der Regel die Frauen älter werden als die Männer, befinden sich unter den in Europa lebenden Hundertjährigen gleich viele Frauen und Männer.

Das Häkchen am letzten Buchstaben

Und wie sieht das Antlitz des Hundertjährigen aus, wenn man darüber eine allgemeine Erklärung abgeben kann? Der Forscher schildert den Typ des langlebigen Menschen folgendermaßen: Stirn nach hinten fliehend, zurückweichendes Kinn, Nase nicht übermäßig lang, breit gespaltener Mund. Haare etwas grob, rundliche Backen. Für die Schrift ist es charakteristisch, daß langlebige Leute die letzten Buchstaben ihrer Worte gern in eine Art Häkchen auslaufen lassen.

Ein Trost für die Freunde des Tabaks und Alkohols mag die Feststellung sein, daß eine Enthaltsamkeit auf diesen Gebieten durchaus kein langes Leben verbürgt. Ueber 70 Prozent der von Dr. Rouges untersuchten Hundertjährigen haben bis in ihr Alter hinein geraucht oder Bier und Wein getrunken, ohne allerdings dabei sonderlich unmäßig gewesen zu sein. Und wenn man einen der Alten fragte, wie er sein hohes Alter erreicht hat, so wußte jeder eine andere „Medizin", der 104jährige Yves Prigent gibt der Tatsache schuld, daß er 40 Jahre auf der hohen See zugebracht hat, eine greise Holländerin versichert, sie habe sich nur von Gemüse und Käse ernährt, während ein 100jähriger Schotte erklärt, nur Brot und Fleisch, das er zeitlebens genoß, hätten ihn zu einem solch hohen Alter verholfen. Nein, es gibt kein Rezept, um hundert Jahre alt zu werden . . .

Zum Gedenken an Königin Astrid
Am 16. April gibt die belgische Post eine neue Briefmarke mit dem Bildnis der Königin Astrid und des Prinzen Balduin heraus. Die mit einem Zuschlagswert versehene Marke wird in einer Serie von acht Werten erscheinen und zu Gunsten öffentlicher Einrichtungen verkauft werden. (Weltbild, K.)

Ueber die erwachenden Knospen streicht die Schneefe. (von Roebel, M.)

Dies nebenbei

Es ist bekanntlich eine harte Prüfung für hungrige Festteilnehmer, vor der angesetzten Mittagstafel lange Reden über sich ergehen lassen zu müssen. Das meinte auch der bekannte Glarner Schütze Böckle, der an einem großen französischen Bundesschießen teilnahm und in der Festhalle gelangweilt abseits der Herren saß, die durch ihre langen Reden in französischer Sprache das Essen verzögerten. Aber als einer der Redner geendet und der nächste sich bereits fertig machte, eine neue Rede zu beginnen, stand der Wackere ergrimmt auf und rief im schönsten Schweizerdeutsch laut über die Tafel: „Bringet ihr lieber alen öppis ufe Tisch, statt immer nur z'schnörre. Ihr schnörret ja alliwil, anstatt la särvierä. Ich pfeif' ech ufd die schöne Rede, we me derwäge nüt z'fräse hätt." Das ist ja kein Schützenfest, das ist ja Schnörrifest!" — Zur Erläuterung mag dienen, daß schnörren soviel wie schwatzen bedeutet. Natürlich verstanden die Franzosen nichts von diesen kräftigen Worten. Ein Zeitungsvertreter wandte sich daher an einen anderen Berner Schützen, um zu erfahren, was denn der Böckle gesagt habe. — Im Festbericht des nächsten Tages war dann zu lesen: „Im Namen der Schweizer Schützen toastete der Glarner Böckle in seinem Heimatdialekt auf Frankreich, dankte für den warmen Empfang und die überaus freundliche Behandlung, rühmte auch die großartige Organisation, den mustergültigen Schießbetrieb und vor allem die vorbildliche Bewirtung. Die prächtige, vom Herzen kommende Rede löste überall helle Begeisterung aus und dürfte dazu beitragen, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Nachbarländern noch enger zu knüpfen. Usw." — Jetzt fühlte sich Böckle wirklich als der Held des Tages, er wurde von allen gefeiert und brauchte nicht mehr so lange zu warten, bevor es etwas zu essen gab. Er war stolz darauf, es den Welschen einmal in ehrlicher deutscher Sprache gesagt zu haben.

*

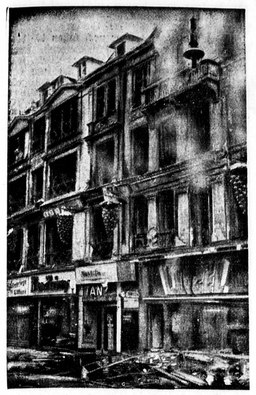
Die Einwohner New Yorks haben es gewöhnlich sehr eilig. Man weiß, daß es dort eine Art Schnellspeiselokale gibt, die es dem Besucher ermöglichen, seinen Hunger stehend in 10 bis 12 Minuten zu stillen. Aber auch das ist noch nicht schnell genug. Jetzt sind neue Wirtschaften eröffnet worden, die das Mittagsmahl in konzentrierter Form liefern. In einem Automat, der äußerlich die Gestalt eines Hahnes aufweist, fällt der Dollar des Hungrigen. Der Teller wird unter die Oeffnung gehalten und heraus läuft ein grünliches Etwas, das der Zusammensetzung nach aus Kartoffeln, Orangen, Aepfeln, Mohrrüben, Wasserkressen und rohem Spinat besteht. Mit dieser himmlischen Mischung soll dem Bedürfnis nach Vitaminen Rechnung getragen werden. Natürlich genügt das nicht. Wer den grünen Saft glücklich zu sich genommen hat, fühlt noch das Bedürfnis nach etwas Festem. Der automatische Hahn speit also noch ein Stück Speck aus. Wem auch das nicht genügt, der muß die Ernährungsflugblätter lesen, die in dem Lokal auf dem Tisch liegen. Es wird darin nachgewiesen, daß der grüne Saft zusammen mit dem Speck vollständig genügt, einen Menschen zu sättigen. Ob es gut schmeckt, oder nicht, das wird allerdings in den Flugblättern nicht gesagt. Der Gast soll sich sein eigenes Urteil bilden. Und wenn er das getan hat, wird er — schwerlich zum zweiten Male wiederkommen.

*

Vor einem Londoner Polizeigericht wurde in diesen Tagen wieder einmal ein originelles Urteil gefällt. Ein Lastwagenführer hatte die Gewalt über sein Fahrzeug verloren und dadurch einen Verkehrsunfall herbeigeführt. Vor Gericht erklärte der Angeklagte, daß er die Herrschaft über den Wagen in dem Augenblick erst verlor, als er zweimal niesen mußte. Tatsächlich fanden sich auch Zeugen, die bekundeten, daß der Chauffeur kurz vor dem Unfall zweimal nacheinander laut und vernehmlich geniest habe. Wenn der Angeschuldigte nun glaubte, dadurch straffrei auszugehen, so hatte er sich geirrt. Der Richter erkannte auf eine Geldbuße von zwei Pfund, für jedes Niesen also ein Pfund.

*

Als große Sensation wurde vor kurzem in Texas ein Gastspiel der „dicksten Damenkapelle der Welt" angekündigt. Jede der wackeren Trompeterinnen, die eine Gastspielreise durch die ganzen Vereinigten Staaten unternahmen, wog, so hieß es in der Ankündigung, garantiert zweieinhalb Zentner. In der Tat erwies sich das Auftreten der zehn gewichtigen Damen, die zusammen das stattliche Gewicht von 25 Zentnern aufwiesen, als eine große Publikumsattraktion. Niemand hätte gedacht, daß die Sache ein böses Ende nehmen sollte. Das Konzertpodium des Lokals, in dem die Kapelle spielte, zeigte sich nämlich diesen ungewohnten Anforderungen nicht gewachsen. Bereits am ersten Abend, als die korpulenten Musikladys aus vollen Hälsen einen flotten Marsch bliesen, gab es plötzlich einen großen Krach, und das Podium — brach zusammen. Mit ihm stürzten 25 Zentner Damenkapelle schreiend in die Versenkung, während das Publikum, das in dem Zwischenfall einen geschickten Regie-Einfall vermutete, vor Begeisterung tobte und auf die Tische hämmerte. Als aber die Hilferufe der wohlgenährten Musikantinnen kein Ende nehmen wollten, ging man daran, sie zu bergen. Dabei stellte sich heraus, daß der tragikomische Zwischenfall fünf Arm-, drei Bein- und zwei Rippenbrüche verschuldet hatte, von einer Reihe leichterer Verletzungen ganz zu schweigen. Die „dickste Damenkapelle der Welt" hat geschlossen den Besitzer des Lokals wegen fahrlässiger Körperverletzung auf Schadenersatz verklagt.



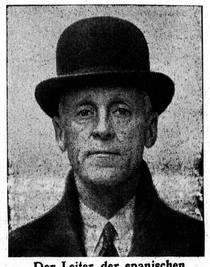
Großfeuer in der Friedrichstraße zu Berlin
In einem nahe dem Bahnhof Friedrichstraße gelegenen Hause brach ein Großfeuer aus, bei dem das Gebäude vom ersten bis zum dritten Stockwerk vollkommen ausbrannte. Darunter wurde die Einrichtung eines großen Verzinnungslokals völlig vernichtet. (Weltbild, K.)

Der Weltrundfunk-Verein tagt
In Berlin wurde die Tagung des Weltrundfunk-Vereins eröffnet, auf der 51 Rundfunkgesellschaften aus 39 Ländern vertreten sind. Der Präsident des Weltrundfunk-Vereins, Rambert, bei seiner Ansprache. Neben ihm Staatssekretär Funk und Reichssendeleiter Hadamowski. (Weltbild, K.)

Spatenstich zum Haus des Deutschen Rechts
Reichsminister Dr. Frank nahm in München den ersten Spatenstich für das „Haus des Deutschen Rechts" vor, zu dem bekanntlich gelegentlich der dritten Jahrestagung der Akademie für Deutsches Recht am 24. Oktober vor. Js. der Grundstein gelegt wurde. (Atlantic, K.)

Dr. Frick auf Skiern
Der Reichsinnenminister, der am 12. März seinen 60. Geburtstag beging, huldigt in Kemfenhausen (Bayern) dem Skisport. Vor ihm sein Töchterchen Renate. (Scherl Bilderdienst, K.)

Auf dem Film-Ball
Zu den festlichen Höhepunkten des Berliner Ballwinters gehört auch der Film-Ball, der die Tagung der Reichsfilmkammer abschloß. In den festlich geschmückten Zoosälen gaben sich alle Filmschaffenden ein Stelldicheln. Von links nach rechts: Zarah Leander, Willi Birgel, Carola Höhn, Direktor Lehmann, Willi Fritsch und Lilian Harvey. (Scherl Bilderdienst, K.)



Der Leiter der spanischen Landkontrolle
Englischen Meldungen zufolge ist Kapitän Malcolm H. S. MacDonald zum Leiter der Landkontrolle an der portugiesischen Grenze ernannt worden. (Scherl, K.)

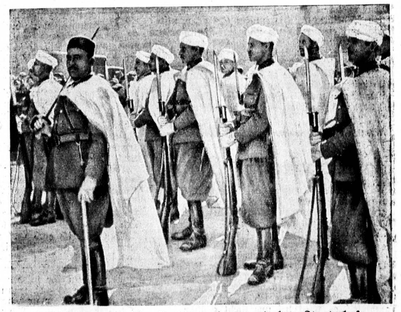
Die Geschwister Pausin geben Autogramme
Während des Eislaufabends im Berliner Sportpalast erntete das anmutige Wiener Geschwisterpaar erneut großen Beifall. Nach den Vorführungen umdrängten sie begeisterte Zuschauer mit der Bitte um ein Autogramm. (Atlantic, K.)

Historische Tage in Salamanca
Das erste Originalbild von der feierlichen Uebergabe des Beglaubigungsschreibens des deutschen Botschafters an den spanischen Staatschef im Rathaus zu Salamanca. Die Stadt trug an diesem Tage festlichen Schmuck. Unser Bild zeigt General Franco, den deutschen Botschafter Faupel und den spanischen Außenminister Sangrones im Rathaus nach der feierlichen Uebergabe des Beglaubigungsschreibens. (Scherl Bilderdienst, K.)

Eine Bolschewistenstellung nach dem Sturm
An der Landstraße Madrid—Valencia tobten bekanntlich erbitterte Kämpfe, bei denen es den nationalspanischen Truppen gelang, den Roten den Weg völlig abzuschneiden. Welche Bedeutung die Bolschewisten diesem Punkt beimaßen, veranschaulicht dieses Bild einer befestigten Stellung, das kurz nach der Eroberung aufgenommen wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die Einführung des italienischen Botschafters in Salamanca
Der neue italienische Botschafter Cantalupo überreichte dem spanischen Staatschef General Franco in Salamanca sein Beglaubigungsschreiben. Der klassische Renaissance-Platz in Salamanca bot bei dieser Feierlichkeit ein buntes Bild. Die Bevölkerung jubelte General Franco nach der Entgegennahme des Beglaubigungsschreibens mit großer Begeisterung entgegen. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die erste Frau Spaniens
Frau Franco, die Gattin des spanischen Staatschefs General Franco. (Scherl, K.)



In Salamanca, der Residenz des spanischen Staatschefs
Die marokkanische Leibwache des Generals Franco bei der Ablösung. (Scherl, K.)

Der Landstreicher / Von Ehrich Körding

Schweigend lag das weite Land, tauchte unter in der grauen Schwermut des naßkalten Tages. Totenstille herrschte. Die schlanken Pappeln, welche die Landstraße begleiteten, standen wie dunkle Rufe unter den Wolken, bis sie hinter einer fernen, bewaldeten Kuppe mutlos versanken.

Mit den kurzen, etwas müden Schritten des einzigen Tippelbruders, mit gesenktem Kopf, schritt ein Mann am Rande der Straße dahin, die Hände tief in den Taschen seines schäbigen Mantels.

„Du, Karl", knurrte er heiser vor sich hin. „du — heute hast du aber wirklich Pech! Nichts zu essen — keine Pfeife — — nichts!"

Er schüttelte betrübt den Kopf, schaute dann suchend über das graudämmernde Land. Plötzlich blieb er stehen, spähte angestrengt zur Seite, wo sich in einiger Entfernung ein kleiner Hügel erhob.

„Nanu — ist das nicht ein Stall, oder ähnliches? Wollen doch mal nachsehen."

Nach diesen Worten setzte er mit einem Sprung über den halb mit Wasser gefüllten Straßengraben, und wollte eben weitergehen, als ein kurzes Kuhbellen hinter ihm erklang.

„Mensch, ja — Karl, hatte wirklich nicht an dich gedacht. Warte nur, ich hole dich."

Und schon setzte er wieder über den Graben, bückte sich und hob ein kleines Hündchen hoch, das sich zitternd und leise winselnd zu ihm emporreckte. Dann sprang der Mann erneut hinüber und schritt quer über den kahlen Acker auf eine Art Schuppen zu, der sich verschwommen gegen den dunklen Himmel abhob. Während des Gehens schob er das Hündchen vorn in den weiten Mantel.

„So, Karl — nun ist's besser, was? Gemeines Wetter auch."

Als er den Stall, denn ein solcher schien es zu sein, fast erreicht hatte, blieb er zögernd, mit erhobenem Kopf stehen.

„Sag mal, Karl, riechst du nichts? Du — mir scheint — —"

Unterdrückt brummte er die Worte in seinen kurzen, krausen Bart, und ging dann zögernd, wie ein Hund schnuppernd, weiter.

„Nicht wahr, Karl — das riecht man doch — — ein Feuerchen!"

Nun stand er dicht vor dem kleinen Stall. Und hier — durch einen Spalt glomm flackernder Lichtschimmer. Der Mann pfiff leise durch die Zähne. Aha, dort schienen schon Gäste zu sein! Dann legte er das Gesicht gegen die Planken, um bald mit einem Lächeln zurückzutreten.

„Karl — da können wir reingehen. Die Jungs sind harmlos, werden uns aus ihrem Topf abgeben. Los."

Behutsam öffnete er die nur angelehnte Tür. Vor ihm war ein kleiner Raum, der nach hinten durch eine gelbe Wand aufgespaltenen Strohs abgegrenzt wurde. Und in der Mitte des freien Platzes saßen an einem Feuerchen zwei junge Leute. Sie saßen regungslos und starrten den Eintretenden mit tödlich erschreckten Gesichtern an.

„Aber Kinder", knurrte der Landstreicher gemütlich, „nu man nicht gleich solche Angst. Aber verdammt leichtsinnig seid ihr schon, Jungs." Er schüttelte vorwurfsvoll den struppigen Kopf. „Hier solch Feuer anzumachen, bei offener Tür."

Schweigend, mit angstvoll geweiteten Augen, sahen ihn die beiden an.

„Ihr scheint mir ja ein mächtig schlechtes Gewissen zu haben." Ruhig brummte der Mann die Worte, während er das Hündchen aus dem Mantel hervorholte und es dicht ans Feuer stellte. „So, Karl, nun laß dich erst mal trocknen." Er setzte sich den beiden gegenüber hin, musterte sie mit scharfen, erfahrenen Blicken. Hmhm, er kannte sich schon aus.

„Na", wandte er sich schließlich an den jüngeren der beiden, „sagt mal — wo seid ihr denn ausgebrochen, was?" Er kniff verschmitzt ein Auge zu, er kannte das alles.

Aber schweigend, verschüchtert saßen die beiden, rührten sich kaum. Sie mochten sechzehn und siebzehn Jahre alt sein, sahen heruntergekommen aus, mit ihren mageren, übermüdeten Gesichtern.

„Naja", brummte der Mann gemütlich, „schließlich geht's mich ja auch nichts an. Aber — ausgeknifften seid ihr. Habt wohl auch noch etwas Geld mitgenommen, was?"

Er sah, wie beide zusammenschraken, schaute ihnen schweigend in die jungen Gesichter, mitleidig, mit einem kleinen Lächeln. Dann aber wurde sein gütiges Gesicht wieder ernst.

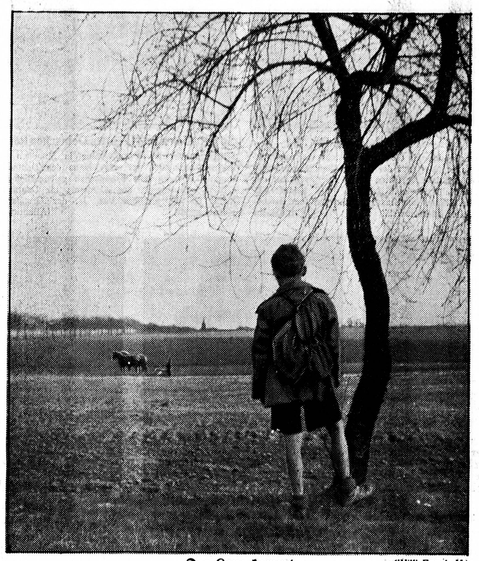
„Sagt mal — wollt ihr nicht lieber wieder zurück, nach Hause?"

„Nein!" Leise sagte es der Aeltere, um dann mit finsterem Gesicht zu schweigen.

Der Mann nickte. „Hm — nein! Ist natürlich eure Sache. Aber — ihr seht nicht aus, als ob ihr noch viel Freude an eurer Ausknieferei hättet. — — Warum seid ihr denn erst weggelaufen, was?" Er schaute beiden fest in die Augen, kein Ausweichen duldend.

„Wir wollten zur See!" Widerstrebend sprach nun der Jüngere, schwieg aber, als sein Kamerad ihn unsanft anstieß.

Der Landstreicher lachte knurrend in sich hinein. Dann kraulte er seinem Hund das zottige Fell. „Du Karl — hörst du das? — — Wollten auf die See, die beiden Jungs. Was — da lachst du sogar, als kleiner Hund!"



Der Lenz kommt (Willi Engel, M.)

Mit lustig zwinkernden Augen sah er auf, ließ sich durch die beiden finsteren Gesichter nicht stören.

„Was habt ihr denn da im Topf?" Er beugte sich vor, schnupperte gierig über dem Topf. „Aha — scheint sogar ein Hühnchen zu sein, Donnerwetter! Habts wohl — gefunden, hm?" Er lachte wieder vergnügt. „Paßt nur auf, daß man euch nicht bald fängt und rupft, ihr Anfänger!"

Die beiden saßen mit niedergeschlagenen Augen da, saßen nicht das mitleidige Kopfschütteln, mit dem der Mann sie wieder betrachtete.

„Natürlich möchtet ihr gern wieder nach Hause, zu Muttern, das sieht ein Blinder. Warum tut ihrs nicht?"

„Das geht nicht mehr!" Der Aeltere sagte es, fügte zornig hinzu: „Der Vater würde mir eine runterhauen — und seiner ihm auch!"

Da lachte der Landstreicher meckernd auf. „Schöne — kann ich verstehen — — natürlich. haben die Alten auch ganz recht — hehehe!" Er schlug sich mit der flachen Hand knallend auf den Schenkel. „Ihr seid gut!"

Dann nahm er die Blechdose vom Feuer. „Ich glaub' das Tierchen hier wird gar sein. Kommt, wollen teilen. Man kann besser reden, wenn man was im Magen hat. — — So, da hat jeder ein Stück. — — Komm, Karl, du sollst auch nicht länger hungern."

Schweigend aßen die drei, während Karl, das Hündchen, knackend die Knochen zerbiß. Es war nun ganz still, leise knisterte ihn und wieder das Feuer, der Wind lauchte oben durch das schadhafte Dach, gespenstisch tanzten Schatten an den Wänden.

„So", und der Landstreicher wischte sich mit dem Handrücken Mund und Schnauzbart ab. „Das hat gut geschmeckt. Und nun hört mal zu."

Er kramte suchend in den Taschen seines Mantels, brachte schließlich einige Zigarettenstummel zum Vorschein, die er den beiden anbot.

„Nicht? — Na, denn nicht. Aber Jungs, das kann ich euch sagen, den Stolz wird die Landstraße euch schon bald wieder abgewöhnen."

Er nickte mit ernstem Gesicht, hielt einen Stummel in die Glut des Feuers und paffte bald genießerisch vor sich hin.

„Nun will ich euch mal was sagen", hub er dann wieder an. „Und ihr könnt dann tun, was ihr wollt. Seht mal — — eben habt ihr gesagt, daß eure Alten euch eine runterhauen würden, wenn ihr wieder nach Hause kommt. Erstens wäre es gut, wenn sie es täten, zweitens aber — ist es noch garnicht raus, daß sie es tun werden. — — Ich war ja auch mal so jung und dumm — vor langen Jahren. Nur hatte ich keinen Vater, der mir mal eine runterhaute — — leider nicht. Da dachte ich auch, versuch mal dein Glück, kneif aus. — Jungs — das ist so leicht getan — — und die anderen haben einen vergessen — viel eher, als ihr denkt. Oder auch — sie wollen dann nicht mehr — niemand will mehr — man gehört nicht mehr dazu — — dann muß man sagen: es geht nicht mehr, nie mehr!"

Der Mann schwieg, brannte sich einen zweiten Stummel an dem winzigen Rest des ersten an, blies den Rauch sinnend ins Feuer. Still saßen die beiden, sahen mit verschlossenen Gesichtern auf den fremden Mann. Wieder sprach er dann monoton zu ihnen.

„Heute denke ich oft — — wärst du damals doch umgekehrt. Jungs, wenn mir doch jemand zugeredet hätte, in solchem Augenblick, wie ihr ihn jetzt erlebt. Wie gern würde ich heim gegangen — heim — — nach Hause."

Er nickte langsam und schwer vor sich hin.

„Komm her — Karl. Was, wir beide — — wir haben nur uns. — — — Ihr beide, Jungs, ihr denkt heute noch: wir wollen nicht zurückkehren. Aber es dauert nicht lange, dann müßt ihr denken: wir können nicht zurückkehren. Denn sein ihr heimatlos — — dann ist's zu spät."

Er verstummte. Immer noch saßen die beiden ihm gegenüber starr und schweigend. Aber der Mann sah, wie es in ihnen arbeitete, wie sie die Nähne zusammenbissen. Da kam ein kleines Lächeln in seine Augen, ein gutmütiges, weises Lächeln. Ja ja, er kannte das, alles.

„Und nun wollen wir uns hinlegen und die Sache mal beschlafen!" Er sagte es frisch, laut. Nur nicht kopfhängerisch werden, jetzt. Er stand auf, reckte sich.

„Ich will nun mal rausgehen, sehen, wie die Lage hier ist. Währenddem macht ihr das Feuer aus, aber vorsichtig!" Mit diesen Worten ging er hinaus. „Komm, Karl!"

Es war sehr dunkel. Die tiefziehenden Wolken schienen fast die Erde zu berühren. Langsam umschritt der Landstreicher den Stall, nach allen Seiten Umschau haltend.

Plötzlich zuckte er zusammen. Unterdrückte, ängstliche Rufe erklangen hinter der Bretterwand. Mit wenigen Sprüngen war der Mann an der offenen Tür. Das Stroh im Stall brannte lichterloh; Verzweifelt schlugen die beiden Jungen mit ihren Jacken in die immernde Glut. Mit einem einzigen, erfahrenen Blick sah der Landstreicher, daß hier alles vergebens war. „Raus, ihr beiden — raus!"

Zitternd standen die beiden nun neben ihm, ratlos in die Flammen starrend. Schon leckte es gierig durchs Dach, flatternd schossen helle leuchtende Funken empor.

Der Mann stand, schaute regungslos in das Feuer. Dann faßte er mit jeder Hand einen der Jungen, zog ihn zu sich heran, sagte hastig:

„Hört! Werdet ihr sofort nach Hause gehen — ohne Bobenken, auch die Prügel hinnehmen? Tüchtige Kerls werden?" Als die beiden nicht sofort antworteten, schüttelte er sie. „Los, wie ist's?"

„Geht doch nicht mehr — das Feuer — — man wird uns nun — —."

„Garnichts wird nun!" schnitt der Landstreicher die Widerede ab. „Aber rasch nun! Seht — dort drüben liegen die Höfe. Schon macht man Licht, seht ihr! Gleich kommen die Bauern — also, ihr lauft dorthin!" Er zeigte nach der entgegengesetzten Seite. „Ich werd' bleiben — hab' das Feuer angemacht — — los, nun macht, daß ihr wegkommt!"

Als die beiden noch unschlüssig bei ihm verharren, versetzte der Mann jedem einen harten Stoß. „Los — oder — —!"

Im Stall knisterte, brauste und zischte das Feuer immer stärker. Hoch schlugen nun die Flammen aus dem Holzdach, Garben von Funken stoben wie Sterne durch das nächtliche Dunkel.

„Zum Teufel — seid ihr noch nicht weg — — lauft, lauft!"

Da wandten sich die beiden, blickten scheu über das dunkle Feld und rannten dann in großen Sprüngen davon, im Dunkel untertauchend.

„Dank — Dank!" Die hellen Stimmen verklangen schon. „Und wir gehen nach Hause — bestimmt!"

Vertraut, unheimlich kamen die letzten Worte aus der Nacht. Aber der Mann hörte sie und lächelte. Still, dunkel stand er neben dem brennenden Stall, röstlich überleuchtet. Hinter ihm, eine Pfote ängstlich hochgehoben, stand Karl, das Hündchen, und winselte zitternd. Grüßend hatte der Landstreicher in die Flammen gestarrt. Nun hob er mit einem Seufzer das Hündchen auf, steckte es unter den Mantel.

„Komm, Karl — wir müssen weiter. Für längere Zeit. Sieh, dort kommen sie schon angerannt. Wird schönen Krach geben. Na, wollen's auf uns nehmen, auch mal etwas Gutes tun — war' schade gewesen um die Jungs — — die finden nun zurück, die tun das. Wir können's verantworten, Karl, wie's auch kommen mag — sei man still."

Leise brummte der Mann die Worte in den geöffneten Mantel hinein. Dann wandte er sich langsam vom Feuer ab und schritt den Hügel hinab, den herbeieilenden Menschen entgegen. —

Schwanewerts letzter langer Lümmel

Von Richard Euringer

Sechs lange Lümmels für des Königs Garde, hatte sich der Schwanewert verpflichtet, aus dem Minnierschen herauszuholen.

Mehr waren auch nicht da.

Großbüttings Sohn im. Düttinger Esch: Nummer eins. Der lange Schäfer vom Hagerlinghof. Dann der Siegemüller von der Brauke-Mühle. Viertens der Küster von Pastors Busch. Fünftens der Schreiner von Düsmen. Sechstens . . .

„Den Jönn'n wi nich brukken", sagte Schwanewert; Deibel, nun hatt' er sich verlan! Und die Rechnung stimmte nicht mit dem langen Kusemann . . . „Den Jönn'n wi nämlich nich bruken . . ."

So? Nun, das sei dem Fischer nicht unangenehm. Die Leute wollten mir wissen, wie denn das kön'.

„Den Jönn'n wi nich bruken. — Hm. Na, fatal!"

Schwanewert konnt' ihn nicht brauchen. Ein für allemal.

„Dich könn'n se nich bruken", sagten die Mägde und liefen zum jungen Kusemann.

„Mich? Wat. se könn'n mich nich bruken? Wer sagt dat dann?"

Schwanewert selber hat's gesagt.

Mehr wußten die Mägde nicht.

Was weiß eine Magd!

„Jo!" kam der Bauer. „Wo steckt du? Jo! Se könn'n dich nich bruken. Jo! Gottkoi!"

„Wat? Mich nich bruken . . .?!"

„Nich bruken. Nein. Wenn's der Schwanewert sagte, so wird's wohl so sein."

Kusemann ging nicht zum Gagen und ging nicht zum Essen. Wenn die anderen so dumm sind . . . ihm sollt's nicht geschehen! Große büttings zweiten, den hat der Schwanewert um Feuer gebeten. Bitte sehr! Da war er schon über der Grenze. Schwapp! Und beim Militär. — Den Schäfer hat er trumgekriegt. Den Müller hat er überfallen. Den Küster hat er angeschmiert. Und den Schreiner von Düsmen, den hat er im Sarg nach Berlin spediert!

Kusemann, der junge Kusemann ließ sich nicht dicken, nicht greifen.

„Dich könn'n sie nich bruken."

„Mich nicht?" Der Schwanewert kömmt. der Schwanewert kömmt! Er sieht die Spatzen pfeifen.

Aber der Schwanewert kam tatsächlich nicht an und kehrte nach Berlin zurück ohne den Kusemann. Das konnt' der nicht begreifen. Das begriff aber auch kein Mensch im ganzen Minnierland. Großbüttings Sohn maß fünf Fuß, zehn Zoll. Und der junge Kusemann mit fünf Fuß zwanzig Zoll . . .?

„Den könn'n wi nicht bruken." Hat der Verstand?

Der Kusemann, der Riese, kam aus Rand und Band, wenn ihm jemand sagte: „Sei doch froh! Se könn'n dich nun mal nich bruken."

„Mich nich bruken? So! Und den Köster, den Schwiddichting von Pastors Busch. Und den Dütting, den Krümmerling aus dem Esch . . . Nich bruken! Mich nich bruken!!? Solch ein Weiberzewäsch!"

Was wäre aus Erna Bull geworden, wenn sie mit nach London gekommen wäre?" — „Weiß ich nicht — jedenfalls hätte Herr Schwarz sie nicht geheiratet. — Warum sind Gründ. — — wär' schade gewesen um die Jungs — — die finden nun zurück, die tun das. Wir können's verantworten, Karl, wie's auch kommen mag — sei man still."

Leise brummte der Mann die Worte in den geöffneten Mantel hinein. Dann wandte er sich langsam vom Feuer ab und schritt den Hügel hinab, den herbeieilenden Menschen entgegen. —

August Mattusch macht eine Schwarzfahrt

Roman von Otfried von Hanstein

6. Fortsetzung

Bis dahin war Black finster und verbissen gewesen, jetzt seufzte er tief und lächelte dann. — „Nun also, da hätten wir wieder einmal verspielt. Ich bin kein Dummkopf und weiß meine Situation durchaus richtig einzuschätzen. Aber, alle Achtung, Herr Kriminalrat! Diesmal hatte ich wirklich geglaubt, vorsichtig zu Werke gegangen zu sein. Wie sind Sie nur dahinter gekommen?"

„Also das ist vernünftig. Dick Black. Nehmen Sie eine Zigarette?" — „Danke, bin selbst versehen." — „Wir haben noch eine Stunde Zeit bis Bremen, jetzt machen Sie uns das Vergnügen und sagen Sie uns wie Sie sich das alles gedacht haben. Schneidereit, rufen Sie bitte Herrn Direktor Wendhausen herein."

„Cool hätte mir zweihunderttausend Mark geboten", begann Black. „Ich hatte zehntausend so etwa für Geschäftsunkosten eingerechnet." — „Geschäftsunkosten ist gut", lachte Zöllner, aber Black fuhr unbeirrt fort: „Sehen Sie, ein Mann mit der Vergangenheit, deren ich mich erfreue, muß im Hintergrund bleiben. Machen mußte ich die Sache, dann aber sofort verschwinden. Wie mir Hunter den Schlüssel verschaffte, das wissen Sie ja.

„Ich hatte es mir so zusammengereimt. Hunter ist noch gar nicht verhaftet." — „Verdammt! Auch auf diesen alten Scherz bin ich reingefallen. Na also! Den Doktor Schwarz, einen liederlichen Spieler, den seine ehrenwerte Familie in London sozusagen vor die Tür gesetzt hatte, lernte ich in London kennen. Uebrigens, das blödsinnige Zeug, den Musterschutz, hat er wirklich. Ist aber nichts wert. Also, ich wußte von dem Schmuck, ich hatte ihn selbst auf dem Ball am Hals der Frau Direktor gesehen.

Nun mußte zuerst Schwarz heran. Das heißt, Hunter hatte herausgekriegt, daß der Chauffeur Mattusch mit der Erna Bull ging. Mattusch mußte zunächst beobachtet werden, deshalb mietete sich Schwarz auf meine Kosten bei Bulls ein.

Der Schwarz ist ein ganz geschickter Bursche und hat bald gemerkt, daß der Mattusch sich nicht bestechen läßt. Also er machte der Erna den Hof. Zufällig klappte die Geschichte mit dem Maskenball, da hatte er ein tadelloses Alibi. Außerdem hatte er vorher einen Theaterschmuck in sein Bankfach gesteckt, den er am Tage des Einbruchs in Gegenwart des Beamten als alten Familienschmuck abholte. Dreitausend Mark hatte ich ihm als Vorschuß gegeben. Die letzte er auf die Bank. Dann kamen in jener Nacht die zweitausend dazu. Jetzt kam alles darauf an, wie wir den Schmuck über die Grenze bekamen. Schwarz war unbescholten. Wenn er nun eine ebenso unbescholtene Braut hatte, die den Schmuck unter ihren Kleidern als den ihren mitnahm, konnte das nicht auffallen.

Also mußte Schwarz eine Braut haben. Erna Bull soll ein hübsches aber zurückhaltendes Mädchen sein. Deshalb spielte Schwarz zunächst den Wohlhaber, und schließlich gelang es ihm, seine Braut zu überreden, daß sie mit ihm zu seinen Verwandten nach London fuhr.

Wieder Geschäftsunkosten! Ein Mädchen, das einen solchen Schmuck besitzen will, muß entsprechende Kleider haben. Daher der Weihnachtsmann aus Köln. Wo hatte der Doktor den Schmuck inzwischen besser verstecken können als in dem Koffer, den er bei der ehrenwerten Frau Bull gelassen hatte. Natürlich steckte er ihn erst nach der Hausdurchsuchung hinein. Das einzige, was wir nicht wußten, war, daß die Erna den Schmuck gefunden und an den Direktor zurückgeschickt hatte. Das stand ja erst sehr spät in der Zeitung. Dann kam der Krach in Köln, und wieder hat sich Schwarz tadellos benommen. Es war geradezu genial, wie er den Spieß umdrehte. Wirklich ein Kammer, daß die Sache zum Schluß doch noch verpfiffen wurde. Herr Kriminalrat! Wenn Sie meine Reise nach Europa, das Geld, das Schwarz bekommen hat, und alles andere zusammenrechnen: ich habe mehr als zehntausend Mark in das Geschäft gesteckt." —

„Und daneben den guten Mattusch und die Familie Bull unglücklich gemacht und vielleicht das Mädchen, das den Hunter liebt, auch." Black zuckt die Achseln.

„Noch eines", sagte der Kriminalrat. „Was wäre aus Erna Bull geworden, wenn sie mit nach London gekommen wäre?" —

„Also das ist vernünftig. Dick Black. Nehmen Sie eine Zigarette?" — „Danke, bin selbst versehen." — „Wir haben noch eine Stunde Zeit bis Bremen, jetzt machen Sie uns das Vergnügen und sagen Sie uns wie Sie sich das alles gedacht haben. Schneidereit, rufen Sie bitte Herrn Direktor Wendhausen herein."

„Cool hätte mir zweihunderttausend Mark geboten", begann Black. „Ich hatte zehntausend so etwa für Geschäftsunkosten eingerechnet." — „Geschäftsunkosten ist gut", lachte Zöllner, aber Black fuhr unbeirrt fort: „Sehen Sie, ein Mann mit der Vergangenheit, deren ich mich erfreue, muß im Hintergrund bleiben. Machen mußte ich die Sache, dann aber sofort verschwinden. Wie mir Hunter den Schlüssel verschaffte, das wissen Sie ja.

„Ich hatte es mir so zusammengereimt. Hunter ist noch gar nicht verhaftet." — „Verdammt! Auch auf diesen alten Scherz bin ich reingefallen. Na also! Den Doktor Schwarz, einen liederlichen Spieler, den seine ehrenwerte Familie in London sozusagen vor die Tür gesetzt hatte, lernte ich in London kennen. Uebrigens, das blödsinnige Zeug, den Musterschutz, hat er wirklich. Ist aber nichts wert. Also, ich wußte von dem Schmuck, ich hatte ihn selbst auf dem Ball am Hals der Frau Direktor gesehen.

Nun mußte zuerst Schwarz heran. Das heißt, Hunter hatte herausgekriegt, daß der Chauffeur Mattusch mit der Erna Bull ging. Mattusch mußte zunächst beobachtet werden, deshalb mietete sich Schwarz auf meine Kosten bei Bulls ein.

Der Schwarz ist ein ganz geschickter Bursche und hat bald gemerkt, daß der Mattusch sich nicht bestechen läßt. Also er machte der Erna den Hof. Zufällig klappte die Geschichte mit dem Maskenball, da hatte er ein tadelloses Alibi. Außerdem hatte er vorher einen Theaterschmuck in sein Bankfach gesteckt, den er am Tage des Einbruchs in Gegenwart des Beamten als alten Familienschmuck abholte. Dreitausend Mark hatte ich ihm als Vorschuß gegeben. Die letzte er auf die Bank. Dann kamen in jener Nacht die zweitausend dazu. Jetzt kam alles darauf an, wie wir den Schmuck über die Grenze bekamen. Schwarz war unbescholten. Wenn er nun eine ebenso unbescholtene Braut hatte, die den Schmuck unter ihren Kleidern als den ihren mitnahm, konnte das nicht auffallen.

Also mußte Schwarz eine Braut haben. Erna Bull soll ein hübsches aber zurückhaltendes Mädchen sein. Deshalb spielte Schwarz zunächst den Wohlhaber, und schließlich gelang es ihm, seine Braut zu überreden, daß sie mit ihm zu seinen Verwandten nach London fuhr.

Wieder Geschäftsunkosten! Ein Mädchen, das einen solchen Schmuck besitzen will, muß entsprechende Kleider haben. Daher der Weihnachtsmann aus Köln. Wo hatte der Doktor den Schmuck inzwischen besser verstecken können als in dem Koffer, den er bei der ehrenwerten Frau Bull gelassen hatte. Natürlich steckte er ihn erst nach der Hausdurchsuchung hinein. Das einzige, was wir nicht wußten, war, daß die Erna den Schmuck gefunden und an den Direktor zurückgeschickt hatte. Das stand ja erst sehr spät in der Zeitung. Dann kam der Krach in Köln, und wieder hat sich Schwarz tadellos benommen. Es war geradezu genial, wie er den Spieß umdrehte. Wirklich ein Kammer, daß die Sache zum Schluß doch noch verpfiffen wurde. Herr Kriminalrat! Wenn Sie meine Reise nach Europa, das Geld, das Schwarz bekommen hat, und alles andere zusammenrechnen: ich habe mehr als zehntausend Mark in das Geschäft gesteckt." —

„Und daneben den guten Mattusch und die Familie Bull unglücklich gemacht und vielleicht das Mädchen, das den Hunter liebt, auch." Black zuckt die Achseln.

„Noch eines", sagte der Kriminalrat. „Was wäre aus Erna Bull geworden, wenn sie mit nach London gekommen wäre?" — „Weiß ich nicht — jedenfalls hätte Herr Schwarz sie nicht geheiratet. — Warum sind Gründ. — — wär' schade gewesen um die Jungs — — die finden nun zurück, die tun das. Wir können's verantworten, Karl, wie's auch kommen mag — sei man still."

Leise brummte der Mann die Worte in den geöffneten Mantel hinein. Dann wandte er sich langsam vom Feuer ab und schritt den Hügel hinab, den herbeieilenden Menschen entgegen. —

Der Lenz kommt (Willi Engel, M.)

Mit lustig zwinkernden Augen sah er auf, ließ sich durch die beiden finsteren Gesichter nicht stören.

„Was habt ihr denn da im Topf?" Er beugte sich vor, schnupperte gierig über dem Topf. „Aha — scheint sogar ein Hühnchen zu sein, Donnerwetter! Habts wohl — gefunden, hm?" Er lachte wieder vergnügt. „Paßt nur auf, daß man euch nicht bald fängt und rupft, ihr Anfänger!"

Die beiden saßen mit niedergeschlagenen Augen da, saßen nicht das mitleidige Kopfschütteln, mit dem der Mann sie wieder betrachtete.

„Natürlich möchtet ihr gern wieder nach Hause, zu Muttern, das sieht ein Blinder. Warum tut ihrs nicht?"

„Das geht nicht mehr!" Der Aeltere sagte es, fügte zornig hinzu: „Der Vater würde mir eine runterhauen — und seiner ihm auch!"

Da lachte der Landstreicher meckernd auf. „Schöne — kann ich verstehen — — natürlich. haben die Alten auch ganz recht — hehehe!" Er schlug sich mit der flachen Hand knallend auf den Schenkel. „Ihr seid gut!"

Dann nahm er die Blechdose vom Feuer. „Ich glaub' das Tierchen hier wird gar sein. Kommt, wollen teilen. Man kann besser reden, wenn man was im Magen hat. — — So, da hat jeder ein Stück. — — Komm, Karl, du sollst auch nicht länger hungern."

Schweigend aßen die drei, während Karl, das Hündchen, knackend die Knochen zerbiß. Es war nun ganz still, leise knisterte ihn und wieder das Feuer, der Wind lauchte oben durch das schadhafte Dach, gespenstisch tanzten Schatten an den Wänden.

„So", und der Landstreicher wischte sich mit dem Handrücken Mund und Schnauzbart ab. „Das hat gut geschmeckt. Und nun hört mal zu."

Er kramte suchend in den Taschen seines Mantels, brachte schließlich einige Zigarettenstummel zum Vorschein, die er den beiden anbot.

„Nicht? — Na, denn nicht. Aber Jungs, das kann ich euch sagen, den Stolz wird die Landstraße euch schon bald wieder abgewöhnen."

Er nickte mit ernstem Gesicht, hielt einen Stummel in die Glut des Feuers und paffte bald genießerisch vor sich hin.

„Nun will ich euch mal was sagen", hub er dann wieder an. „Und ihr könnt dann tun, was ihr wollt. Seht mal — — eben habt ihr gesagt, daß eure Alten euch eine runterhauen würden, wenn ihr wieder nach Hause kommt. Erstens wäre es gut, wenn sie es täten, zweitens aber — ist es noch garnicht raus, daß sie es tun werden. — — Ich war ja auch mal so jung und dumm — vor langen Jahren. Nur hatte ich keinen Vater, der mir mal eine runterhaute — — leider nicht. Da dachte ich auch, versuch mal dein Glück, kneif aus. — Jungs — das ist so leicht getan — — und die anderen haben einen vergessen — viel eher, als ihr denkt. Oder auch — sie wollen dann nicht mehr — niemand will mehr — man gehört nicht mehr dazu — — dann muß man sagen: es geht nicht mehr, nie mehr!"

Der Mann schwieg, brannte sich einen zweiten Stummel an dem winzigen Rest des ersten an, blies den Rauch sinnend ins Feuer. Still saßen die beiden, sahen mit verschlossenen Gesichtern auf den fremden Mann. Wieder sprach er dann monoton zu ihnen.

„Heute denke ich oft — — wärst du damals doch umgekehrt. Jungs, wenn mir doch jemand zugeredet hätte, in solchem Augenblick, wie ihr ihn jetzt erlebt. Wie gern würde ich heim gegangen — heim — — nach Hause."

Er nickte langsam und schwer vor sich hin.

„Komm her — Karl. Was, wir beide — — wir haben nur uns. — — — Ihr beide, Jungs, ihr denkt heute noch: wir wollen nicht zurückkehren. Aber es dauert nicht lange, dann müßt ihr denken: wir können nicht zurückkehren. Denn sein ihr heimatlos — — dann ist's zu spät."

Er verstummte. Immer noch saßen die beiden ihm gegenüber starr und schweigend. Aber der Mann sah, wie es in ihnen arbeitete, wie sie die Nähne zusammenbissen. Da kam ein kleines Lächeln in seine Augen, ein gutmütiges, weises Lächeln. Ja ja, er kannte das, alles.

„Und nun wollen wir uns hinlegen und die Sache mal beschlafen!" Er sagte es frisch, laut. Nur nicht kopfhängerisch werden, jetzt. Er stand auf, reckte sich.

„Ich will nun mal rausgehen, sehen, wie die Lage hier ist. Währenddem macht ihr das Feuer aus, aber vorsichtig!" Mit diesen Worten ging er hinaus. „Komm, Karl!"

Es war sehr dunkel. Die tiefziehenden Wolken schienen fast die Erde zu berühren. Langsam umschritt der Landstreicher den Stall, nach allen Seiten Umschau haltend.

Plötzlich zuckte er zusammen. Unterdrückte, ängstliche Rufe erklangen hinter der Bretterwand. Mit wenigen Sprüngen war der Mann an der offenen Tür. Das Stroh im Stall brannte lichterloh; Verzweifelt schlugen die beiden Jungen mit ihren Jacken in die immernde Glut. Mit einem einzigen, erfahrenen Blick sah der Landstreicher, daß hier alles vergebens war. „Raus, ihr beiden — raus!"

Zitternd standen die beiden nun neben ihm, ratlos in die Flammen starrend. Schon leckte es gierig durchs Dach, flatternd schossen helle leuchtende Funken empor.

Der Mann stand, schaute regungslos in das Feuer. Dann faßte er mit jeder Hand einen der Jungen, zog ihn zu sich heran, sagte hastig:

„Hört! Werdet ihr sofort nach Hause gehen — ohne Bobenken, auch die Prügel hinnehmen? Tüchtige Kerls werden?" Als die beiden nicht sofort antworteten, schüttelte er sie. „Los, wie ist's?"

„Geht doch nicht mehr — das Feuer — — man wird uns nun — —."

„Garnichts wird nun!" schnitt der Landstreicher die Widerede ab. „Aber rasch nun! Seht — dort drüben liegen die Höfe. Schon macht man Licht, seht ihr! Gleich kommen die Bauern — also, ihr lauft dorthin!" Er zeigte nach der entgegengesetzten Seite. „Ich werd' bleiben — hab' das Feuer angemacht — — los, nun macht, daß ihr wegkommt!"

Als die beiden noch unschlüssig bei ihm verharren, versetzte der Mann jedem einen harten Stoß. „Los — oder — —!"

Im Stall knisterte, brauste und zischte das Feuer immer stärker. Hoch schlugen nun die Flammen aus dem Holzdach, Garben von Funken stoben wie Sterne durch das nächtliche Dunkel.

„Zum Teufel — seid ihr noch nicht weg — — lauft, lauft!"

Da wandten sich die beiden, blickten scheu über das dunkle Feld und rannten dann in großen Sprüngen davon, im Dunkel untertauchend.

„Dank — Dank!" Die hellen Stimmen verklangen schon. „Und wir gehen nach Hause — bestimmt!"

Vertraut, unheimlich kamen die letzten Worte aus der Nacht. Aber der Mann hörte sie und lächelte. Still, dunkel stand er neben dem brennenden Stall, röstlich überleuchtet. Hinter ihm, eine Pfote ängstlich hochgehoben, stand Karl, das Hündchen, und winselte zitternd. Grüßend hatte der Landstreicher in die Flammen gestarrt. Nun hob er mit einem Seufzer das Hündchen auf, steckte es unter den Mantel.

„Komm, Karl — wir müssen weiter. Für längere Zeit. Sieh, dort kommen sie schon angerannt. Wird schönen Krach geben. Na, wollen's auf uns nehmen, auch mal etwas Gutes tun — war' schade gewesen um die Jungs — — die finden nun zurück, die tun das. Wir können's verantworten, Karl, wie's auch kommen mag — sei man still."

Leise brummte der Mann die Worte in den geöffneten Mantel hinein. Dann wandte er sich langsam vom Feuer ab und schritt den Hügel hinab, den herbeieilenden Menschen entgegen. —

Das unbekannte Signal

Während des Kampfes bei Waterloo wurde ein junger englischer Tambour gefangen. Er wurde vor den General Marat geführt, weil man annahm, er sei ein Spion.

„Wer bist du?" fragte der General.

„Tambour im Dienst des Königs von England!" erwiderte der Gefangene.

Der General wollte sich von der Wahrheit überzeugen und ließ eine Trommel bringen. „Trommele das Rückzugssignal!" befahl er.

„Dieses Signal kenne ich nicht!" sagte der Tambour, „es wird bei uns nicht geübt."

Diese Antwort gefiel dem General, und er ließ den Tambour frei. foe.

Der „Hafner von Lorch" / Von Wilhelm Heimer

Wenn das Wort des großen Schiller: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt" bei jemandem zutrifft, so bei seinem nachgeborenen Landsmann Mörike. Der Spielheb dieses Lyrikers war überaus groß, so groß, daß er ihm eine feste geordnete Tätigkeit verwehrte. Mörike hat seinen Beruf als Pfarrer nicht gerade schlecht ausgeübt, dazu reden ihm das Amt zu heilig war, er zu pflichtgetreu, aber er mußte immer nebenbei eine kleine Liebhaberei haben. Er spielte und tändelte gern am Schreibtisch und dichtete es kamen seine Kinder, die er mit seiner Schwester in Stuttgart gelassen hatte, in den Ferien nach Lorch, so spielte er mit diesen. Er bastelte zu den Geburtstagen der Kinder je ein Mühlespiel und schrieb dazu hübsche Versehen. Das Versehen für Marie lautet:

„Wer Mühle mit mir zieht.
Der setzet sich zu Tisch,
Denn eh' er sich's versieht,
Doch, Freunde, lacht, so viel ihr wollt!
Schnapp' ich ihm eine Kuh."

Auf dem Spiel der erst Ende des Jahres 1930 gestorbenen Dichter Fanny stand:

„Drei Dinge freuen mich,
Auf die ich täglich ziele,
Mein Spinnrad, mein Clavier
Und meine Lorcher Mühle."

Durch Zufall mag er einst in die Werkstätte eines Hafners, aber wie man in Norddeutschland sagt: Töpfers, Groß mit Namen, gekommen sein und da gesehen, wie er mit Ton, Rädchen und Blumentöpfen hantieren sah, mag ihn, der sich ja immer gern mit kleinen handwerklichen Arbeiten beschäftigte, Lust angekommen sein, sich auch in der Töpferkunst zu versuchen. Ob er selbst Tongefäße anfertigte, ist nicht überliefert, obwohl er manchmal Briefe, die er von Lorch abgehen ließ, spaßhaft mit „Hafner von Lorch" unterzeichnete, und es auch dem bekannten Bierzeiler:

„So alt ich bin, so hin ich doch
Der Kunst noch nicht da abgestorben;
Was ich als Dichter nicht erworben,
Verdien ich mir als Hafner noch",

geschloss

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

Das Nebelhorn brüllte in immer kürzeren Abständen gegen den dicken, weißgrauen Nebel an. Der große Südamerikadampfer „Viktoria" kam mit Verspätung die Elbe herauf. Sirenen heulten überall, einmal antwortete ein anderes Nebelhorn, ein stumpfes Scheinwerferauge tastete von Backbord näher, dann glühten Hunderte von winzigen Lichtern auf. Rauschend und stampfend glitt ein riesiger Dampfer dicht vorbei, elbabwärts, dem Meer entgegen.

Der Erste Offizier schüttelte einem Herrn die Hand. „Wiedersehen, lieber Doktor, in einer halben Stunde machen wir fest, dann stürzt sich die Meute auf die Berühmtheit!"

Rönnebeck zuckte verlegen die Schulter: „Hoffentlich wird es nicht so schlimm. Sie sollten mich doch lieber einen Seitenausgang benutzen lassen!"

Der andere lachte: „Wer den Amazonas überstanden hat, wird auch mit dem Ruhm fertig werden. Nicken Sie nur immer mit dem Kopf und sagen Sie mit geschlossenen Augen: Später, ich bin jetzt sehr müde! Das machen viele große Leute so. Uebrigens mit dem Seitenausgang: Ihre Verlobte wird Sie ja nicht gerade an einer dunklen Ecke begrüßen wollen."

Jetzt lachten beide fröhlich und erwartungsvoll. Die Musik begann eben wieder einen Marsch. Das ganze Schiff geriet plötzlich in Aufruhr. Der Nebel zog manchmal in flatternden Streifen über das Wasser. Da drüben links tauchten für Sekunden die verwitterten schwarzen Bohlen von St.-Pauli-Landungsbrücken auf, Schiffe, winzig wie Nußschalen, tanzten über den Wellen. Die große Werft qualmte und rasselte durch alles hindurch.

Das Schiff machte fest. Wie mit einem Ruck ging das taumelnde Gleiten, das wochenlang alles trug, unter. Rönnebeck klammerte sich erschreckt fest: Jetzt! Jetzt war alles zu Ende. Erst die Wochen und Tage gezählt und jetzt die Stunden. Zwanzig Monate zu fünf mal Einundzwanzig Stunden hatte ihr Ziel erreicht. In vielen Kisten barg das Schiff reiche Ausbeute langer Forschung im unbekannten Amazonasgebiet. Diesmal würde Frau Rusch nicht an der Landungsbrücke sein. Ihr Mann kam nicht wieder. Gestorben im unbekannten Amazonas. Ein Opfer seines rastlosen wissenschaftlichen Strebens. Ein Pionier neuer Erkenntnisse . . .

Rönnebeck schüttelte mit einer heftigen Bewegung trübe Gedanken ab. Draußen zuckte der Nebel immer rascher vorbei. Die Musik spielte immer noch. Die Menschenstimmen summten, tausendfältige Rufe und Schreie, und doch wieder ein erwartungsvolles Schweigen. Plötzlich war Rönnebeck von einem halben Dutzend junger Männer umgeben. Jemand sagte: „Wir haben Sie seit sieben Stunden erwartet! . . ." Eine andere Stimme rief: „Seit zwanzig Monaten warten wir alle auf Sie!"

„Sind Sie mit den Ergebnissen zufrieden?"

„Haben Sie Spuren alter Kulturen gefunden?"

„Wann starb der Expeditionsleiter Doktor Rusch und unter welchen Umständen?"

Fragen, Fragen, interessierte, prüfende, ablastende Gesichter. Martin Rönnebeck gab Antworten.

„Monika Hiller!" sagte er einmal, um Fragen und Gesichter abzuschütteln. Jemand fragte erstaunt: „Wie bitte?" Rönnebeck hatte eben ganz deutlich in dem Menschenstrom ihr erwartendes helles Gesicht gesehen. Er machte ein paar rasche Schritte nach vorn. Die jungen Männer wichen nicht von seiner Seite. Photoapparate starrten ihn an, drei, vier, fünf Blitzlichter . . .

Menschen lachten und weinten. Langsam schloß Rönnebeck sich jetzt den eilend über die Brücke trappelnden Passagieren an. Tausend erwartungsvolle Gesichter starrten unverwandt zur Brücke, man stieg zu den Wartenden hinunter wie in einen gewaltigen See.

„Jetzt komme ich, Monika! Endlich. Ich will Ruhe. Alle sollen mich zufrieden lassen. Ich will ja nur dich. Ein paar gute Worte sollst du mir sagen und sollst soviel fragen dürfen wie kein anderer Mensch. Weißt du, Monika, es war alles viel schlimmer, als ich ahnte. Ich habe Furchtbares erlebt. Nur weil Peter Rusch stärker war als ich, habe ich das überstanden. Auch als er im Urwald starb, war er noch stärker als ich!"

Rönnebeck redete leise vor sich hin. Die Menschen sahen ihn an, lachten und winkten sich zu: „Der freut sich aber!" Ja, Martin Rönnebeck freute sich. Jetzt war alles zu Ende. Er überhörte den Anruf, jemand berührte seine Schulter. Aus vielen tausend Meilen Entfernung kehrte er langsam wieder zurück. Augen, Mund und hohe glatte Stirn fügten sich langsam zu einem bekannten Gesicht: Professor Erkens von der staatlichen Forschungsstelle. Andere Gesichter, freundliche, begrüßende.

„Die deutsche Wissenschaft begrüßt Sie . . ."

„Das Reich dankt Ihnen . . ."

Ansprachen und Händeschütteln. Ueber die Reeling gebeugt, dicht neben dem Kapitän, lächelte das frische Gesicht des Ersten Offiziers herunter: „Immer mit dem Kopf nicken und mit geschlossenen Augen sagen: Ich bin müde! . . ." Jawohl, Rönnebeck nickte, schloß die Augen. Ich bin müde! Nun konnte Monika endlich kommen, daß man einen Arm hatte, an dem man sich hielt. Monika Hiller, zweimal, dreimal rief er ihren Namen, ohne daß seine Lippen sich bewegten. Sie stand irgendwo hinter den Menschenmauern und kam, wenn alles vorüber war: So, nun komm! Nun wollen wir allein sein! Hundertmal hatte er sich das Wiedersehen so ausgedacht. So und nicht anders würde es sein.

Die Begrüßung nahm ihren vorgeschriebenen Lauf. Professor Erkens sah die geschlossenen Augen. Er sah auch manchmal das ruhelose Suchen. Er winkte den Pressemännern ab: Dem Rundfunkmann, der sich mit seinem Zaubergestell etwas ärgerlich, aber tapfer Bahn brach, setzte er ein unerbittliches Kopfschütteln entgegen: Es geht jetzt nicht, Herr Doktor Rönnebeck braucht vor allen Dingen Ruhe!

***

Die Räder des Zuges hämmerten rastlos: Sie ist nicht gekommen . . . Sie ist nicht gekommen. Das besagte nichts. Sie stand ja auf dem Bahnhof zu Hause und erwartete ihn, weil sie nicht vor vielen tausend Menschen Wiedersehen feiern wollte. Natürlich, so war Monika. Die strenge, altbürgerliche Häuslichkeit der Eltern mit ihrer gezirkelten Förmlichkeit. Aber am Bahnhof der kleinen Universitätsstadt erwartete sie ihn.

Mit diesem Gedanken schlief er ein. Die Räder hämmerten unter ihm, und er lächelte zufrieden. Städte und Dörfer wirbelten draußen vorüber. Die Heimat öffnete links und rechts weit ihre Arme und nahm den Zurückgekehrten wieder auf. Er sah nichts, aber der winterlich kalte Atem der Landschaft wehte durch das Fenster und grüßte ihn. Ganz ruhig atmete Rönnebeck. Das furchtbare Erleben von zwanzig Monaten blieb zurück, ein gewaltiger Ozean breitete sich zwischen hier und dort. Einen einzigen Menschen braucht man, dem man alles erzählen konnte. Auch wenn man schwieg, konnte man erzählen.

Monika!

Der Name richtete sich groß und schön auf. Ein helles, etwas verschüchtertes Gesicht sah ihn an, wie damals beim Abschied. Ihr Mund brannte rot, aber man durfte dieses Brennen nicht zum Lodern bringen. Sie war noch so jung. Zwanzig Monate sind eine lange Zeit. Eine Ewigkeit, flüsterte Monika. Nicht einmal zwei ganze Jahre, hatte er geantwortet. Manchmal sahen ihre dunklen Augen durch ihn hindurch, wie Licht im Nebel oder wie ein Feuer, niedergehalten und flackernd. Wie kann man so lange getrennt sein, ohne zu ersticken, fragte sie einmal. Du bist ein tapferes Mädchen und die Zeit wird so schnell vergehen, hatte er ohne Zögern geantwortet. Das Zucken ihrer Schultern war ihm vielleicht entgangen. Seine Gedanken waren schon wieder bei der Ausrüstung. Ein gewaltiges, nicht endendes Verzeichnis von Gegenständen. Nichts durfte übersehen werden . . .

Nichts wurde übersehen. Der Zug donnerte durch die Stationen. Am Nachmittag betrat der Schaffner wieder das Abteil und weckte den Schläfer. Rönnebeck hörte das Rauschen des Stromes, der viele Meilen weit den Wald überschwemmte. Er hörte Doktor Ruskes Stimme, sie klang immer ferner. Zuletzt sah ihn ein fremdes Gesicht unter einer blauen Mütze an: „In einer halben Stunde sind wir da, der Herr Doktor muß sich jetzt fertig machen!"

„Ja, ja!" nickte er zurück. Die Heimat. In einer halben Stunde fuhr der Zug im Bogen um die Stadt am Berg. Da war der Fluß neben der Bahn. Gleich bin ich zu Hause . . .

Wieder das Wort: Monika! Groß und leuchtend. Mehr als ein Mädchen, das zwanzig Monate lang auf seine Rückkehr gewartet hatte. Ein Mensch, ein liebender, verstehender. Sie würden viele Stunden nebeneinander sitzen, still. Es brauchte ja keiner Worte, um sich nahe zu sein, einer im anderen zu ruhen. Wenn Monika so neben ihm saß, still und wartend, war es schon früher oft, als sei sie weit fort, irgendwo. Einmal hatte sie ihm erzählt, wie sie sich das Leben in der großen Stadt dachte: tanzen, Musik, atemlos herumwirbeln, richtig leben, bis zur höchsten Höhe und . . . zur tiefsten Tiefe, wollte sie wohl sagen, aber da spürte sie selber, daß ihre Sehnsüchte zu weit gegangen waren. Sie wurde blaß und rot und schwieg selber betroffen. Er hatte nur nachsichtig gelächelt. So, als wenn einer sagt: Siehst du, wohin man mit solchen Wünschen kommt . . .

Da rückten die Berge auseinander, gaben ein Tal frei, durch das der Fluß sein silbernes Band legte. Die ersten Häuser standen auf, kletterten den Berg hinauf. Da versammelten sich die Häuser zu Straßen, zu einer Stadt. Haus bei Haus und über allen die grau verwitterte Burg. Rönnebeck nickte grüßend hinüber: Fest! Er legte den Koffer zurecht, den einzigen von dem er sich nicht mehr trennte, der die Aufzeichnungen der Expedition enthielt, das Ergebnis von Messungen, Vermutungen, Beobachtungen und Forschungen.

Die Bremsen schrien hell und aufstehend. Da richteten sich die Schatten vieler Menschen auf. Rönnebeck lächelte und winkte: einer davon lächelt zurück. Einer davon würde gleich einen hellen, befreienden Schrei ausstoßen. Den Monikaschrei, wie er ihn einmal genannt hatte, den Ausdruck höchster Freude.

Lächelnd und erfrischt durch den Schlaf stieg er die Stufen hinunter, hörte Stimmen, Zurufe, Hochrufe. Hände streckten sich ihm entgegen, sehr viele Hände. Aber der Gruß galt nur allein ja auch dem gestorbenen Leiter Doktor Rusch, dem tapferen, guten Menschen. Deshalb mußte das alles ja wohl so sein.

Immer noch einmal Hochrufe, indessen rauschte der Zug mit den vielen ertrunkten Gesichtern schon wieder aus der Halle. Ansprachen wie am Dampfer: im Namen der Regierung, der Universität, Dank, Stolz, Freude und immer noch einmal: herzlich willkommen in der Heimat!

Er nickte dem Wall fremder und bekannter Gesichter entgegen. Er sah das schmale strotze Gesicht Werner Bornhagens, daneben die blonde Welle Rudi Blancks. Die beiden Freunde hinter der Mauer. Jetzt wich erst Werner seinem fragenden, verwunderten Blick aus, dann hob auch Rudi Blanck langsam, aber unwiderstehlich das Gesicht zur Seite. Irrtum, zerrte Martin Rönnebeck an seinen Gedanken.

Monika kam nicht. Sie war nicht auf dem Bahnsteig. Nicht im Bahnhof. Sie erwartet mich vielleicht zu Hause. Wie ein langsamer, schwerer Atemzug bewegte ihn die eine Hoffnung noch.

„Morgen . . ., bitte, bis morgen warten zu wollen! . . ." Die weite Fahrt . . . Anstrengung! . . ." Seine Lippen plapperten Worte ohne Zusammenhang in den heißen Wunsch, allein zu sein. Werner Bornhagen und Rudi Blanck waren plötzlich wieder verschwunden. Das Mißtrauen kroch aus der frühen winterlichen Dunkelheit. Ohne Uebergang war es finster geworden. Lichter hingen über ihm, viele Lichter, und die Gesichter der Menschen bewegten sich wie Laternen mit weißem, starrem Leuchten um ihn her.

Noch einmal, mühsam und beherrscht: „Morgen, bitte, bis morgen warten zu wollen . . ."

Dann knallte endlich die Tür des Wagens zu. Die Rufe klangen schon fern und verweht. „Schneller fahren." Kläffl er durch das Fenster nach vorn. Der Chauffeur nickte. Die Hupe lärmte, mit tiefem Fauchen kletterte der Wagen die steile Bergstraße hinauf, immer höher. Die Häuser nickten ihm freundlich und vertraut zu. Die Institute Universität, Bürgerhäuser, Geschäfte. Lichter, Menschen.

Zu Hause! Er bewegte den Kopf und rief: „Halt! Halt! Halt!"

Dreimal. Der Wagen stand. Oben ein paar Grußworte an Frau Noeder. Bitte, bis später. Ich komme noch herüber. Sah ihn nicht auch Frau Noeder mit sonderbaren Augen an?

Die Zimmer wie gestern verlassen oder vor zwanzig Monaten? Monika war nicht da. Nein. Es konnte ja nicht anders sein. Ich freue mich auf das Wiedersehen, hatte sie ihm telegraphiert, als das Schiff eben den südamerikanischen Hafen verließ. Dazwischen lagen drei Wochen mit einundzwanzig Tagen.

Zwei Briefe auf der grünen Schreibtischplatte. Es ist gut. Briefe statt Monika Hiller. Sie war nicht gekommen und schrieb deshalb einen Brief. Den anderen schrieb Herr Geheimrat Hiller persönlich. Sich an. Diese geraden, korrekten Schriftzeichen. Ein paar Minuten oder vielleicht eine Ewigkeit lang wog Martin die Briefe in der Hand. Sie wiegen leicht, dachte er verwundert. Sie enthalten ein Schicksal und müßten deshalb schwer wie Blei sein. Zentnerschwer oder tonnenschwer. Er konnte sich immer noch nicht entschließen, die Briefe zu öffnen. Noch zwanzig Monaten sollte das Schicksal über Leben und Vernichtung nur von dem Oeffnen eines winzig dünnen Briefumschlages abhängen? Eine Sekunde sollte jetzt alles entscheiden.

Man kann das Schicksal nicht aufhalten, höchstens die Entscheidung verzögern.

Er las erst Monikas Brief. Stehend und angerichtet. Dann Zeile für Zeile die geraden, korrekten Schriftzeichen des Herrn Geheimrats. Er hörte dessen Stimme dabei, gütig, aber ein wenig zu würdevoll. In der oberen Lage wurde sie manchmal schrill und nervös: Der schwerste Schlag trifft in uns als die Eltern. Wir haben unsere Tochter erzogen und geliebt . . . Wir haben das nicht verdient . . .

Jeder Satz begann mit diesem Wort. Zuletzt sah Martin nur noch das Wort: Wir! Egoistisch, besitzblind, enttäuscht, gekränkt, blitzte es wie ein Spiegel, nicht wie ein helles Feuer.

Der andere Brief aber enthielt dieses helle Feuer, es züngelte und knisterte, zuletzt sprang eine helle, alles verzehrende Lohe aus dem Papier in das Zimmer, breitete sich immer mehr aus und fraß mit unersättlicher Gier alles auf.

Verzeih mir! Es klang aus diesem Feuer heraus wie auswendig gelerntes Plappern. Meine Sehnsucht nach dem Leben war größer als meine Liebe zu dir. Ich liebte dich, aber alles ist plötzlich gering geworden neben meiner Liebe zu dem anderen. Der andere ist Franz Nave, der Maler. Du kennst ihn. Wir können nicht anders. Er lebt ganz seiner Kunst. Er durchdringt alles mit seiner höllischen Kraft. Er versteht mich, wie mich kein anderer Mensch verstehen kann . . ." Zeile für Zeile wie aus einem Buch abgeschrieben. Hingerissen, entflammt und doch abgewandt und fern.

Dazwischen die würdige Stimme des Geheimrats. Wir haben das von unserer Tochter nicht verdient. Wir haben ihr jeden Wunsch erfüllt. Wir haben sie streng und gerecht erzogen . . .

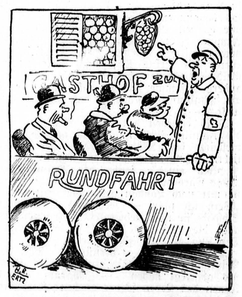
Franz Nave, der Maler. Ueber den alles zerstörenden Brand hinweg sah ihn das Gesicht des Freundes an. Werner Bornhagen, der fröhliche Chemiker, Rudi Blanck, der skeptische Mathematiker, und Franz Nave, der Maler. Drei Menschen voller Gegensätze, aber untereinander gute Freunde. Man teilte alles, aber nimmt nichts. Das Wort galt ihnen als Gesetz wie zwischen alten Freunden.

Gewiß, Nave war Künstler, begabt, sprunghaft, in seinen Launen oft unberechenbar. Aber er war ehrlich und zuverlässig. Er ging oft seine eigenen Wege, aber er kam dann doch immer wieder zurück . . . Brasselnd schlug die Flamme wieder über alle Gedanken und Ueberlegungen zusammen. Für diesen Verrat gab es nur eins: töten, auspeitschen. Der Kampf, der Kreatur im Urwald war grausam und unerbittlich. Das eine mußte man nun auch mit eigenen Leben anwenden können: Kampf gegen Kampf, und wer unterlag, starb einen tausendfältigen Tod.

Das Feuer rüttelte an ihm. Erst brach er in die Knie, dann fiel der Kopf nach vorn. Stunde glitt hinter Stunde davon, eilfertig, unbarmherzig und kalt.

Vielleicht war es Mitternacht, vielleicht kam auch schon bald der Morgen. Ein fremder Mann, der vielleicht einmal in einem früheren Leben der junge ehrgeizige Forscher und Assistent Doktor Martin Rönnebeck gewesen sein mochte, verließ die Wohnung. Leise tappte er über den weichen Teppich. Wer heimlich davongeht, darf nicht viel Lärm machen. Er darf auch keine Spuren hinterlassen. Den grauen, abgewetzten Koffer nahm er mit, der viele Monate lang die Bücher der Expedition verwahrte. Er hing an der Wand, weil es seit Monaten schon so gewesen war. Vielleicht gehörte er überhaupt zu dem fremden Menschen, der durch die nebligen, frierenden und verlassenen Straßen der schlafenden Stadt ging. Ziellos und vernichtet. Ein lebender Toter . . . Niemand rief Hoch und Hurra. Niemand sah ihm nach; denn die Menschen schliefen längst, und die Laternen warfen nur einen fernen Schein unter sich.

(Fortsetzung folgt.)



„Hier fahren wir am ältesten Wirtshaus der Stadt vorüber!"
„Warum vorüber??"

Interview mit Paula Wessely

Erst das Theater, dann der Film!

Des Erfolges Mühlen mahlen zuweilen sehr langsam. Soeben treffen aus New York Zeitungen ein, in denen zum erstenmal große Bilder von Paula Wessely gebracht werden, anläßlich der Aufführung von „Maskerade" in einem New-Yorker Lichtspieltheater. Noch liegen die Kritiken nicht vor, aber in der Vorankündigung weiß man doch schon von Paula Wessely zu „rühmen", daß sie Hollywood-Angebote bisher abgelehnt habe. So etwas imponiert und ist „ungesehen" gute Reklame.

Es ergibt sich daraus eine interessante Parallele. Die berühmteste Bühnenschauspielerin Amerikas ist Katharine Cornell. Sie spielt drüben mit eigenem Ensemble ungefähr das gleiche Fach wie Paula Wessely, d. h. ihr vorjähriger großer Erfolg war „Die heilige Johanna" von Shaw, die in einer unwahrscheinlichen Serienfolge Abend für Abend gegeben wurde und bei einer Tournee durch die Staaten auch in anderen Städten triumphal aufgenommen wurde. Auch Katharine Cornell lehnte bisher jedes Hollywood-Angebot ab, in der Ueberzeugung, daß die Art, wie Hollywood eine Künstlerin umformt, einen dem Theater restlos verschriebenen Menschen nicht befriedigen kann. Auch die verlockenden Angebote der Metro, die Rolle der chinesischen Bäuerin in dem auch in Deutschland bekannten Roman „Gute Erde" von Pearl S. Buck oder die Hauptrolle in der Verfilmung des Bühnenstücks und ihres größten Erfolges „The Barrets of Wimpole Street" (jetzt im Englischen Theater in der Behrenstraße aufgeführt) zu spielen, machten sie nicht wankelmütig.

Paula Wessely hat sich zwar entschlossen zu filmen, aber sie geht mit größter Vorsicht und „vom Theater her" an die Arbeit heran. Denn sie gibt selbst zu: nicht nur der schauspielerische Ausdruck ist ihre Stärke, sondern die Kraft des Dialogs, also die Suggestionskraft ihrer Stimme, die in der Film fast unverfälscht wiedergegeben vermag. Auch hier die merkwürdige Parallele zu ihrer amerikanischen Kollegin, die selbst den, der nicht so gut amerikanisch versteht, mit der Klangfarbe ihrer Stimme, in ihrer Einfachheit und Wärme, bestrickt.

Gerade hierüber erzählt Paula Wessely freimütig: „Was glauben Sie, was ich manchmal Sorgen mit der Stimme habe. Sie ist die beste Kontrolle für meinen gesamten Zustand. Ich nehme regelmäßig Singunterricht, nicht etwa, um eine größere Sängerin zu werden, sondern nur, um meine Stimmittel ganz beherrschen zu lernen. Und wenn dann mal ein Tag kommt, an dem ich vom F zum Ges „hinüberweheln" soll und es geht nicht, weiß ich genau: mit mir stimmt etwas nicht. Und diese Konzentration ist es, auf die es ankommt. Weiß ich erst mal um meine Stimme genau Bescheid, also um das, was den reinen Gefühlsausdruck vermitteln soll, so steht man dann überhaupt erst über der Situation. Dann baut man sich seine Rolle mit absoluter Sicherheit auf."

Paula Wessely (M. Tobis Europa.)

Gerade in dem letzten Wessely-Film „Die Julika" ist es der klare, schlichte Ausdruck der Stimme, der einen packt und alles andere vergessen läßt.

Nun steht Paula Wessely in einem Berliner Tonfilm-Atelier, aber in Wiener Milieu. So, wie sie einmal an der Wiener Akademie begann, spielt sie die Rolle einer kleinen Bühnenschauspielerin in ihren Anfängen und begeht dabei (wie der Film heißt) „die ganz großen Torheiten", die man nur tut, wenn man unbeirrt liebt und um dieser Liebe willen alle Konsequenzen zieht. Ihr Geliebter, der Mann der ihr einmal im Leben in flüchtigem Abenteuer begegnete, um später ihr Lehrer für das Bühnenstudium zu werden, ist hier Rudolf Forster. Regie führt Carl Froelich, von dessen Klarheit, Ruhe und Umsicht die Wessely sehr beeindruckt ist.

Man stellt an Paula Wessely im Laufe der Unterhaltung noch die Frage: Film oder Theater? Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten: „Erst das Theater! Nur, wenn ich mich dort stark fühle, kann ich es mir leisten, zwischendurch zu filmen. Das Theater wird immer das Fundament zu allem bleiben, was ich im Film auch schaffen werde. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich mich beispielsweise hier am Deutschen Theater in der Schumannstraße gefühlt habe. Schon in den Bau, in dieses merkwürdige Uebergehen der Bühne in den Zuschauerraum, die für mich so als Einheit wirken, bin ich verliebt. Und ich bedauere es sehr, daß meine Wiener Pläne so liegen, daß ich erst später wieder hier auftreten kann.

Und dann — — —", hier wird Paula Wessely ganz schlicht, so ganz die Privatperson Paula Wessely-Hörbiger. „Sehen Sie: ich hab' doch zu Hause meinen Mann und mein Kind, mein kleines Mädel. Das ist etwas, ja, das kann man einfach nicht ausdrücken. Am vorigen Donnerstag ist das kleine Wesen ein Jahr alt geworden. Da ist es manchmal etwas hart, daß man so draußen steht und für seine Kunst lebt. Vielleicht begreifen Sie es, was einem da so entgeht, wenn mir mein Mann schreibt, daß die Kleine zum erstenmal ein paar Schritte ganz allein gemacht hat. Und ich, die Mutter, hab's nicht gesehen und war nicht dabei — —"

Drei Wochen werden wohl noch dahingehen, bis der Film zu Ende gedreht ist, was die Ateliéraufnahmen anbelangt. Dann aber folgen Außenaufnahmen in Tirol. Wünschen wir Paula Wessely die Erfüllung all dessen, was sie sich von ihrer Rolle verspricht, und vielleicht — es kann sein, auch sie ist schon eine kleine Künstlerin — kommt ihr bei der Rückkehr in Wien ihr kleines Mädel entgegengelaufen!

v. d. Decken.

Kleine Atempause zwischen zwei Szenen
Paula Wessely, Rudolf Forster und Carl Froelich in einer Aufnahmepause während der Arbeit an dem neuen Carl Froelich-Film der Tobis Europa „Die ganz großen Torheiten", in dem Paula Wessely und Rudolf Forster die Hauptrollen spielen. (Mater: Tobis Europa.)

Kleines Mädel – großes Glück

Geraldine Katt Partnerin Benjamino Giglis

Geraldine Katt, das kleine, kaum 16jährige Wiener Mädel, wurde mit einem Schlag, wirklich im wahrsten Sinne des Wortes „über Nacht" bekannt. „Das Mädchen Irene", Reinhold Schünzels Film, brachte die junge Wienerin vor das große Publikum. Ein Zufall, werden viele sagen . . . eine einmalige Chance!

Aber das kleine Mädel hat wirklich großes Glück. Abgesehen von Begabung, Jugend und allen Vorzügen ihres ursprünglichen, unverbrauchten Temperamentes, kam doch dieses winzige Zipfelchen Glück dazu, ohne das bekanntlich auch das größte Talent nicht Wunder schaffen kann.

Die Bavaria engagierte Geraldine Katt für zwei Großfilme, in dem ersten „Der Sänger Ihrer Hoheit" ist sie die Partnerin von Benjamino Gigli! Der wundervollen ausgeglichenen, reifen Kultur Giglis wird ihre strahlende Jugend zugesellt. Ein musikalischer Mensch muß schon bei diesem Gedanken allein die Harmonie empfinden, welche aus dieser Verbindung erwachsen soll und wird.

Geraldine Katt, klein, braun, kindlich, unbefangen, lustig und traurig, sentimental und lausbubenhaft übermütig . . . ein großes Talent. Seit einem halben Jahr erst studiert sie für die Bühne, ging auf die Wiener Akademie . . . und von dort wurde sie von Schünzel geholt. Wie lange hatte Regisseur Schünzel gesucht, bis er die richtige „Bobo", die lustige, gesunde Schwester der sensitiven „Irene" gefunden hatte. Plötzlich lief sie ihm über den Weg, dieses kurzberockte, von jeder Eitelkeit noch ferne, kindliche Mädchen mit dem hochmütigen Namen „Geraldine". Dieser Name fordert . . . er klingt!

So wie sie ist, kam sie ins Atelier, hatte keine Ahnung von Schminke und Beleuchtung, verstand die Aufregung ihrer „großen" Kollegen nicht, ging mit nachtwandlerischer Sicherheit . . . wie ein richtiges Kind . . . an allen Klippen und Gefahren der Filmarbeit, vor welchen der erfahrene Routinier bangt, vorüber. Was kann aus diesem kleinen Mädel nicht noch alles werden . . . was für ein Gefühlsreichtum liegt hinter ihrer scheinbaren Schnodrigkeit verborgen. Am herzgewinnendsten ist Geraldine Katt, wenn die kommende Frau in dem Kind erwacht, wenn liebliche, etwas verschämte Koketterie die närrische Jugend erhellt. Bis vor ganz kurzer Zeit dachte Geraldine Katt noch nicht an Karriere, Erfolg und Ruhm, Popularität. Ihre Träume beschäftigten sich dabei, in den Schüleraufführungen eine gute Rolle zu bekommen und die übrige Zeit „echt backfischhaft" zuzubringen. Geraldine Katt gehört nicht zu den frühreifen Mädels, welche kaum den Kinderschuhen entwachen, „junge Damen" sind. Eine verständnisvolle Mutter ließ ihr Kind ungehemmt die „Flegeljahre" austoben mit der sicheren Ueberzeugung, daß ihr Töchterchen früh genug erwachen, früh genug den Ernst des Lebens spüren wird.

Geraldine Katt und Benjamino Gigli in dem Bavaria-Film „Der Sänger Ihrer Hoheit" (Photo: Bavaria)

Dieser Ernst kam früher als alle dachten und vielleicht . . . wünschten. Viele schwere Pflichten warten nun auf das kleine, braune Mädel mit den dunklen Augen, in denen so viele Lichter aufblitzen können. Wieviel Energie und unermüdliches Pflichtgefühl gehören zur Laufbahn einer Filmschauspielerin, einer Künstlerin. Lernen, lernen und immer wieder lernen, nie nachlassen, nie ermüden, immer weiter streben und ringen . . . mit sich und seiner Begabung. „Erfolg verpflichtet", dieses kluge Wort wird sich die kleine Geraldine Katt als Motto wählen müssen. Weit geöffnet sind alle Wege für dieses große Talent.

Wohl der Frau

Neues Zimmer durch Abschaffungen

Frühjahrsreinigungs-Vorahnung. — Kampf dem Ueberfluß

Wenn sich das Frühjahr nähert und es in unseren Stuben wieder heller wird, beginnen wir an die große Frühjahrsreinigung zu denken. Aber es wäre unklug, sie vorzunehmen ehe wir mit dem Heizen aufhören können denn bei aller Vorsicht läßt es sich nicht vermeiden, daß beim Herausnehmen der Asche Staub in das Zimmer kommt. Also ruhig abwarten, bis die kalten Tage vorbei sind, auf die Gefahr hin, daß man erst lange nach Ostern mit dem Reinmachen beginnen kann!

Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns aber unsere Stuben einmal ansehen, ob sie uns denn wirklich noch gefallen. Für gewöhnlich hat man doch nach etlichen Jahren Veränderungsgelüste. Es ist nun einmal nicht zu verkennen, daß der Stil der Wohnungen in den letzten Jahren eine entscheidende Veränderung erfahren hat, — warum sollten wir nicht den Versuch machen, uns Vernünftigem anzupassen? Das bedeutet keinesfalls, daß wir uns etwa neueinrichten sollten, o nein, dazu werden die meisten wohl Mittel noch Lust haben, denn schließlich hat man seine Sachen lieb, und es knüpfen sich alle möglichen Erinnerungen daran. Man kann trotzdem viel tun, um der Stube ein zeitgemäßes Aussehen zu geben.

Es ist nun einmal so, daß sich im Laufe der Jahre in unserm Heim alle möglichen Dinge ansammeln, die wir gar nicht brauchen. Diese wollen wir bei der Frühjahrsreinigung entfernen. Eine Stube, die mit allerhand Kleinkram überladen ist, wirkt alles andere als behaglich für unsere heutigen Begriffe. Unnötige Staubfänger, ohne die die vorige Generation nicht auskommen zu können glaubte, wollen wir zunächst erst einmal beseitigen.

Sehen wir uns das „Buffett" an. Da stehen alle möglichen Gegenstände aus mehr oder weniger Silber und Kristall herum, — sie mögen an sich ganz schön sein, aber sie haben als Gebrauchsgegenstände ihren Platz höchstens in der Anrichte, nicht darauf! Die schöne, glatte Fläche des Möbelstückes soll an sich wirken, soll nicht durch unnötigen Ausputz verunziert werden. Natürlich kann man gut eine große Vase mit einem Strauß darauf stellen, selbst wenn es im Winter nur ein paar Kiefernzweige sind.

Vasen! Es ist ein Fehler, Vasen irgendwelcher Art als „Nippes" zu benutzen. Alle Vasen und Blumengefäße sollen in einem Schrank aufbewahrt werden. Sie haben in der Tat nur Daseinsberechtigung, wenn sie mit Blumen gefüllt sind. Dann allerdings sehen sie entzückend aus. Und eine Stube kann ein unendlich festliches und wohliges Aussehen bekommen, wenn auf Tischen und Kommoden Vasen mit Blumen stehen.

Nippes aller Art können wir entbehren. Hübsche Stücke können wir in einem Glasschrank ausstellen. Irgend ein großes, gutes Stück kann auch seinen Platz auf einem Möbelstück bekommen, aber den Kleintram, den Kitsch, sollten wir endlich entfernen. Buchbonnieren und dergleichen können wir bei Gelegenheit benutzen, aber wir sollen sie nicht als „Zierat" verwenden.

Auch der Unfug, unendlich viele Kissen in der Stube anzuhäufen, so daß jeder Stuhl mit einem Kissen belegt war, ist überwunden. Gegen einige schöne, in der Farbe wohl abgestimmte Kissen ist nichts einzuwenden, die überflüssigen aber soll man verschwinden lassen. Auch mit Decken soll man sparsam umgehen. Polierte Tische wirken schöner unbedeckt; das Holz soll zur Geltung kommen!

Auch auf die Bilder an den Wänden kann man meist zu einem großen Teil verzichten. Einige Bilder, sorgfältig ausgewählt, sind wirkungsvoll. Die Fülle der Bilder jedoch überlasse man den Menschen, die Bilder sammeln und die Möglichkeit haben, gute Originale aufzuhängen. Aber man soll sich doch seine Umgebung nicht durch Dutzende von Oeldrucken unruhig machen.

Niemals soll man ein Zimmer mit Möbeln vollstopfen. Nur das Nötige soll in einem Raum stehen, und nicht allerhand „Niedlichkeiten" wie es einstmals die furchtbaren Säulen mit Figuren, die wackeligen „Zier"-Tischchen und andere Greuel waren.

Jedes Möbelstück muß richtig Platz um sich haben, damit es „zur Geltung kommt".

Ueberflüssige Portieren und Behänge sollen ebenfalls abgenommen werden. Die Stube wird viel freundlicher wirken ohne all den unnötigen Ballast. Ist man in der Lage oder gewungen, ein Zimmer frisch tapezieren zu lassen, dann bitte keine dicken Muster, sondern eine schlichte, möglichst ungemusterte und helle Tapete. Die ganze Einrichtung gewinnt dadurch!

E. N.

Was wird die Frühjahrsmode bringen?

Ist es nicht eigentlich ganz selbstverständlich, daß wir in seiner Jahreszeit so sehr den Wunsch haben, uns auch äußerlich, auch in unserer Kleidung zu erneuen, wie gerade im Frühling? Die ganze Erde macht es uns ja vor, kann man es den Frauen verdenken, daß wir auch neu und schön sein wollen?

Eine Ueberraschung werden die Frühjahrshüte bringen: man wird wieder Blumen tragen. Blumen aller Art, und nicht nur ein bescheidenes Sträußchen irgendwo, sondern wirklich eine Blumenfülle. Es gibt heute ja so bezaubernde künstliche Blumen, die an sich kleine Kunstwerke sind, und wenn die Hutform kleidsam ist, kann so ein Blumengeschmückter Hut bezaubernd aussehen.

Eine Neuheit ist auch, daß man im Frühjahr sehr viel Samt tragen wird. Die Frühjahrsmäntel bestehen zu einem großen Teil aus Samt. Man trägt sie besonders in grasgrünen, dunkelweinroten und auch lila Tönungen. Sie liegen meist knapp an und haben unten Glockenform. Die Erscheinung bekommt etwas Bildhaftes, — wir können also eigentlich mit der neuen Mode zufrieden sein.

Zu beachten sind die Aermel, die oben fast immer keulen- oder puffenartig erweitert sind, so daß die Schulterlinie verbreitert wird und die Hüften im Gegensatz dazu besonders schmal und schlank wirken.

Man wird auch vielfach kurze Samtjacken mit abstehendem Schoß tragen, der vorn etwas kürzer ist als hinten. Dazu ein Samtkäppchen mit einer munteren Feder und Samthandschuhe mit weiten Manschetten, deren Innenseite aus gleich- oder andersfarbigem Wildleder besteht. Zu diesen Samtjacken trägt man einen engen, einfarbigen Rock.

Im übrigen wird man auch viel halblange Mäntel tragen, die tunikaartig geschnitten und in der Taille mit Gürtel versehen sind. Diese Mäntel trägt man gern in heller Farbe zu engem, ziemlich kurzem, dunklem Rock oder dunkelfarbig zu hellem Rock. Ueberhaupt liebt man die Zusammenstellung von hell und dunkel bei Straßenkostümen. Zu schwarzen Röcken trägt man gern schwarzgestreifte Schoßjacken und umgekehrt.

Als Neuheit hat man Taschen, die aus dem Rockstoff bestehen, und am Gürtel des halblangen Mantels befestigt werden.

Die benötigten Handschuhe kann man gut selber nähen, aus Samt oder Wildleder oder beiden. Das ist eine Handarbeit, die jedem Freude machen wird. Auch für Geschenkzwecke sehr geeignet.

Dadurch, daß Zweifarbigkeit die größte Mode ist, hat man Gelegenheit, verschiedene Kleider und Mäntel praktisch aufzutragen, indem man sie auf die richtige Weise herarbeitet und mit den richtigen Stoffen zusammenstellt.

Sehr viel Wert wird wie bisher auf die Fußbekleidung gelegt. Gute Schuhe muß also jede Frau tragen, die etwas auf sich hält. Auch die Strümpfe kommen wieder sehr zur Geltung. Die Röcke lassen wieder ziemlich viel von den Beinen sehen, also spielen Strümpfe und Schuhe wieder eine Rolle. Die Schuhe sollen zu der Farbe von Kleid oder Kostüm passen. Beliebt ist als Strumpffarbe noch immer die etwas ins Rötliche gehende Holztönung.

Die Pluderhose ist wie immer beliebt. Man trägt sie mit langen oder kurzen Aermeln, je nach der Gelegenheit.

Kleider für den Nachmittag wie auch für Theater, Konzert und kleine Abendveranstaltungen sind nicht lang; junge Mädchen tragen sogar ziemlich kurze Kleider. Aber die älteren Damen sollten sich dadurch nicht verführen lassen, — sie sehen mit längeren Kleidern besser aus, besonders wenn die Figur nicht mehr so ganz elfenschlank ist!

Eine bevorzugte Farbe dieses Frühjahres ist das Weinrot, das besonders dunklen Frauen sehr gut steht. Auch Grün, zumal in den graugrünen Schattierungen, wird viel getragen werden.

A. H.

Kampf dem Verderb!

Wie bewahrt man Brot im Haushalt auf?

1. **Bewahre das Brot stets trocken, kühl und luftig auf!**
2. **Brotkasten und Steintöpfe müssen Luftzutritt ermöglichen. Das Brot liegt zweckmäßig im Gefäß auf einem Rost aus Holz.**
3. **Der Brotkasten oder Steintopf verhindert nur ein zu starkes Austrocknen, er muß in einem kühlen und trockenen, luftigen Raum stehen.**
4. **Ist Schimmel am Brot aufgetreten, so muß der Brotkasten oder das Brotfach mit heißem Wasser sorgfältig ausgewischt werden und vollständig austrocknen, ehe er wieder zur Brotaufbewahrung benutzt werden darf.**
5. **Verschimmelte Brote sind vorsichtig zu beseitigen. Luftzug ist dabei unbedingt zu vermeiden!**
6. **Nach dem Oeffnen von Päckchen mit geschnittenem Brot bietet die Verpackung keinen Schutz gegen Verschimmeln mehr. Sie wird daher am besten entfernt.**
7. **Der Brotbehälter muß regelmäßig gereinigt werden.**

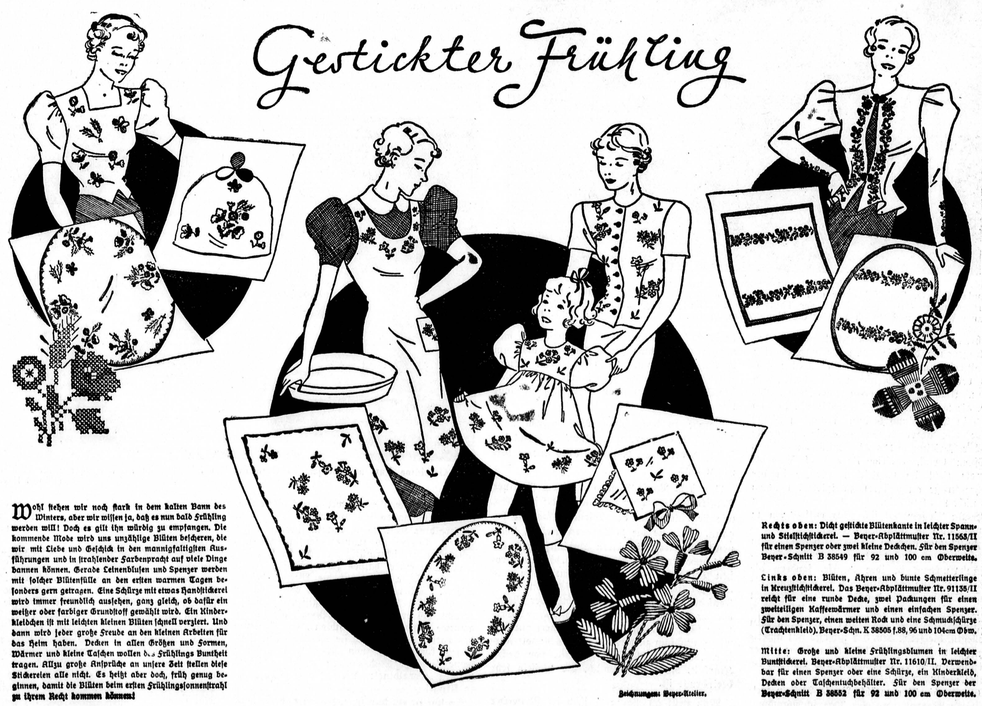
Ich wollt in Liedern oft dich preisen

Ich wollt in Liedern oft dich preisen,
Die wunderstille Güte,
Wie du ein halbverwildertes Gemüte
Dir liebend hegst und heilst auf tausend süße Weisen,
Des Mannes Unruh und verworrenem Leben
Durch Tränen lächelnd bis zum Tod ergeben.

Doch wie den Blick ich dichtend wende,
So schön in stillem Harme
Sitz'st du vor mir, das Kindlein auf dem Arme,
Im blauen Auge Treu und Frieden ohne Ende,
Und alles laß ich, wenn ich dich so schaue.
Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Frauel

Josef Freiherr v. Eichendorff.

Gestickter Frühling



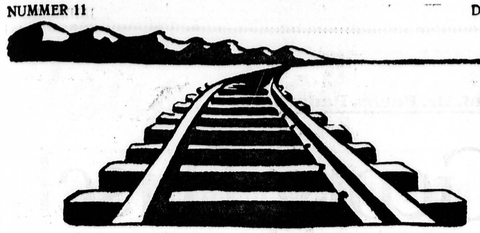
Wohl stehen wir noch stark in dem kalten Bann des Winters, aber wir wissen ja, daß es nun bald Frühling werden will! Doch es gilt ihn würdig zu empfangen. Die kommen. Mode wird uns prächtige Blüten bescheren, die wir mit Liebe und Geschick in den mannigfaltigsten Ausführungen und in strahlender Farbenpracht auf viele Dinge bannen können. Gerade Leinenblusen und Spenzer werden mit solcher Blütenfülle an den ersten warmen Tagen besonders gern getragen. Eine Stickerei wird immer freundlich aussehen, ganz gleich, ob dafür ein weißer oder farbiger Grundstoff gewählt wird. Ein Kinderkleidchen ist mit leichten kleinen Blüten schnell verziert. Und dann wird jeder große Freude an den kleinen Arbeiten für das Heim haben. Decken in allen Größen und Formen, Wärmer und kleine Taschen wollen d.s Frühlings Buntheit tragen. Alle große Ansprüche an unsere Zeit stellen diese Stickereien alle nicht. Es heißt aber doch, früh genug beginnen, damit die Blüten beim ersten Frühlingssonnenstrahl zu ihrem Recht kommen können!

Zeichnungen: Beyer-Kreiler.

Rechts oben: Dicht gefüllte Blütenkante in leichter Spann- und Stielstichstickerei. — Beyer-Abplättmuster Nr. 11568/II für einen Spenzer oder zwei kleine Deckchen. Für den Spenzer Beyer-Schnitt B 38549 für 92 und 100 cm Oberweite.

Links oben: Blüten, Ähren und bunte Schmetterlinge in Kreuzstichstickerei. Das Beyer-Abplättmuster Nr. 91138/II reicht für eine runde Decke, zwei Packungen für einen zweiteiligen Kaffeewärmer und einen einfachen Spenzer. Für den Spenzer, einen weiten Rock und eine Schmuckschürze (Trachtenkleid). Beyer-Schn. K 38505 f. 88, 96 und 104 cm Obw.

Mitte: Große und kleine Frühlingsblumen in leichter Buntstickerei. Beyer-Abplättmuster Nr. 11610/II. Verwendbar für einen Spenzer oder eine Schürze, ein Kinderkleid, Decken oder Taschentuchbehälter. Für den Spenzer der Beyer-Schnitt B 38553 für 92 und 100 cm Oberweite.



Der einsame Weg

Wanderfahrten in U.S.A. / Von Hans O. Lange

1. Fortsetzung

Der „Sklavenmarkt"

In Los Angeles angekommen, mietete sich Frank in einem billigen Hotel Ecke Towne Avenue und 5. Straße ein, um von hier aus seine Entdeckungsfahrten in die „Stadt der Engel" zu unternehmen. Hier, am Schnittpunkt zweier Straßen, die im Volksmund „der Sklavenmarkt" oder auch Eldorado hießen, ergoß sich ein endloser Strom von Heimats- und Arbeitslosen. Diese Aermsten der Armen saßen vor ihren billigen Unterkunftshäusern auf dem Bürgersteig und philosophierten über die Vergänglichkeit irdischen Glücks. Towne Avenue summte wie ein Bienenstock. Vor den Offices der Stellenvermittler staute sich die Menge; hier war der Klatsch des kleinen Mannes. Bei Murray & Ready und Gebrüder Hummel drückten sie den lieben langen Tag die Bänke, warteten auf Bekannte, tauschten Tabak gegen Zigarettenpapier und unterbieten sich über Arbeitsmöglichkeiten, die es doch nicht gab oder schmiedeten fantastische Pläne, die niemals in Erfüllung gehen würden. Die kleineren Vermittlungen hatten meist nur Mexikaner und Filipinos zur Kundschaft, die hier ihre letzten Groschen ausgaben für einen gweifelhaften „Job", aus dem sie vielleicht nach ein paar Tagen schon wieder herausflogen. Die Staatliche Stellenvermittlung, die gratis Angebot und Nachfrage unter einen Hut zu bringen trachtete — ein wahrhaft hoffnungsloses Unterfangen — schwoll über von Menschen. Der österreichische Clerk überschrie nur mühsam das Getöse der tausenden von Arbeitsuchenden, wenn er wirklich einmal einen Posten zu vergeben hatte. Frank, der sich zu einem Posten als Topfwascher melden wollte, wurde von einem alten Vorwoger in die Seite gekuufft mit der Belehrung, daß das nicht die richtige Arbeit wäre. Ohne Zigarren sei hier nichts zu machen, wenn er lohnende Arbeit haben wolle. „Worn in die Schreibstube mußt du gehen und den Beamten so aus Versehen ein paar Zigarren auf dem Tisch liegen lassen. Er tut nur was für seine Freunde, die „ihn in Zigarren halten".

Also auch hier Korruption. Kopfschüttelnd geht Frank hinaus und hpaziert die 5. Straße hinunter. Hier gab es den ganzen Tag etwas zu sehen und die halbe Nacht dazu. Im Torweg einer Firma, die pleite gemacht hat, preist ein Quacksalber irgend eine fragwürdige Mixtur an, die alle nur erdenklichen Leiden heilen soll. Neben ihm steht ein Astrologe, der an Hand einer großartig kolorierten Himmelskarte für 5 Cents die Zukunft vorhersagt, an der aber den meisten der müßigen Zuschauer wenig gelegen zu sein scheint. An der nächsten Straßenecke hat sich ein Straßenhändler etabliert der auf der linken Schulter ein Gila-Monster (Riesenechsche aus der Steppe) balanzierd, das gelangweilt in die Menschenmenge blinzelt. Wieder in einer anderen Tornische hat sich ein fliegender Zahnarzt eingerichtet, der jedem, der es nötig hat, gratis und franko Zähne zieht, wozu ein als Brahmine verkleideter Neger auf einem Banjo populäre Schlager vorträgt, teils um das Publikum anzulocken, teils um die Angstschreie der Patienten zu übertönen . . .

Arbeitssuche — auf amerikanisch

Nachdem Frank nach und nach alle Stellenvermittlungen abgegrast hatte, fand er sich eines Tages im Fernando Building an der Mainstreet ein, wo sich das Deutsche Vermittlungsbüro befand. Er studierte das schwarze Brett, an dem lediglich ein Hausdienerposten ausgeschrieben war. Da ihm diese Arbeit wenig verlockend erschien, beschloß er ein wenig zu warten. Das Stammpublikum, das hier herumsaß, war wenig beeindruckt von der Arbeitsmarktlage. Man saß hier jeden Tag einige Stunden zusammen, rauchte Stummel und ließ im übrigen Gott einen guten Mann sein. Es war trocken und warm, die Sonne schien den lieben langen Tag und mitunter wurde auch mal einen halben oder ganzen Tag in einem Club oder Restaurant gearbeitet. Nachdem Frank auch drei Tage so zwecklos im Vorraum herumgesessen hatte, riß ihm die Geduld und er betrat das Büro des Vermittlers. Dieser saß an seinem Schreibtisch und telefonierte gerade mit irgend jemand wegen Unterbringung eines deutschen Dienstmädchens, das verschickert auf einer Stuhlecke saß. Als Herr Maisam das Gespräch beendet hatte, fragte er Frank nach seinen Fähigkeiten, worauf dieser antwortete, daß er sich gern alles vorstellen könne, wenn er wirklich einmal einen Posten bekäme. Der österreichische Clerk überschrie nur mühsam das Getöse der tausenden von Arbeitsuchenden, wenn er wirklich einmal einen Posten bekäme. Frank, der sich zu einem Posten als Topfwascher melden wollte, wurde von einem alten Vorwoger in die Seite gekuufft mit der Belehrung, daß das nicht die richtige Arbeit wäre. Ohne Zigarren sei hier nichts zu machen, wenn er lohnende Arbeit haben wolle. „Worn in die Schreibstube mußt du gehen und den Beamten so aus Versehen ein paar Zigarren auf dem Tisch liegen lassen. Er tut nur was für seine Freunde, die „ihn in Zigarren halten".

Also auch hier Korruption. Kopfschüttelnd geht Frank hinaus und hpaziert die 5. Straße hinunter. Hier gab es den ganzen Tag etwas zu sehen und die halbe Nacht dazu. Im Torweg einer Firma, die pleite gemacht hat, preist ein Quacksalber irgend eine fragwürdige Mixtur an, die alle nur erdenklichen Leiden heilen soll. Neben ihm steht ein Astrologe, der an Hand einer großartig kolorierten Himmelskarte für 5 Cents die Zukunft vorhersagt, an der aber den meisten der müßigen Zuschauer wenig gelegen zu sein scheint. An der nächsten Straßenecke hat sich ein Straßenhändler etabliert der auf der linken Schulter ein Gila-Monster (Riesenechsche aus der Steppe) balanzierd, das

Die Wolkenkratzer ragen noch hoch über die Dächer hinaus

sich irgendwohin, wo Sie Platz finden, ich will mal das Mädchen hier „fixen" (anbringen). Nachdem nach weiterem Telefonieren und einiger Schreiberei das Dienstmädchen abgefertigt war, wandte sich der Vermittler an Frank, starrte ihn erst eine Weile an und dann brach er los:

„Ich will Ihnen mal was erzählen! Sie haben die Leute gesehen, die draußen in meinem Warteraum herumhocken? Schön, Amerika ist voll von dieser Art Landsleute. Sie kommen zu mir und sagen, sie wollen arbeiten und verschaffe ich ihnen einen Job, dann sind sie nach drei Tagen wieder da. Diejenigen, die wirklich arbeiten wollen, kommen garnicht erst hierher. Ich meine jetzt nicht Sie, ich weiß, daß Sie wildfremd sind in dieser Stadt und erst mal hineinwollen in die Dinge. Aber diese Jungens da draußen machen mich krank. Ich will mich auch garnicht mehr darüber aufregen, daß sie kein Englisch lernen. Es gibt hier und im Mittelwesten Tausende von Deutschen, die ein dickes Bankkonto haben, eine Musterfarm oder sonstwas, die auch heute noch nicht mehr als hundert Worte englisch sprechen. Aber das sind die ‚Oldtimers', die vor langer Arbeitswut nicht dazu gekommen sind, die Sprache zu lernen. Aber die Benaels draußen im Vorraum wollen weder lernen noch arbeiten. Sie haben den Anschluß bei den anständigen Deutschen verloren und die Amerikaner wollen schon garnichts mit ihnen zu tun haben. So arbeiten sie wie bei Leuten, die sie gründlich ausnutzen. Recht geschieht ihnen. Sie sind alle Goodfornothings, wie man hier sagt: Taugenichtse. — Und nun will ich sehen, was ich für sie tun kann." Wenige Minuten später verließ Frank das Gebäude mit einer Arbeitsanweisung für das Hauser Packinghouse als Helfer zu einem Stundenlohn von 35 Cents bei „achtstündiger Arbeitszeit; unter den gesetzlichen Arbeitsbedingungen". Er ging die östliche Siebente Straße hinunter, passierte das Fordwerk, überschritt eine Eisenbahnkreuzung, an der ein riesenhafter Negerpolizist den Verkehr regelte und lenkte nach zehn Minuten vor einem von Baracken flankierten wuchtigen Bau, dem Hauser-Schlachthaus. Er meldete sich bei dem zuständigen Vormann. Dieser führte ihn gleich in die Garderobenkammer, wo er Schlachterkleidung verpaßt bekam und sandte ihn dann an die Arbeit. Hier Kram hier, dachte Frank, als er in hohen schweren Gummistiefeln durch das „Wurstdepartement" latschte, wo er in die ersten Geheimnisse seines neuen Berufs eingeführt werden sollte.

Caballero Calzado

Als Frank am Spätnachmittag wieder aus dem Schlachthaus trat, entdeckte er an einem seiner Arbeitsstelle gegenüberliegenden düsteren Backsteinbau ein Schild, das möblierte Zimmer ankündigte. Er betrat das Haus und suchte im unteren und Obergeschoß lange nach dem Besitzer, der etwas später asthmatisch die Treppen heraufkeleucht kam, beladen mit einem Kaffeepott und zwei Spritzkuchen. Er war ersichtlich ein Mexikaner, ist doch aber wie viele seiner Landsleute in California als Spanier ausgab, sind doch die „Greaser" (Schimpfwort für die Mexikaner) unter den Nordamerikanern abgemein verachtet. Er übergab Frank als Einführung in die bevorstehende Unterhaltung eine Visitenkarte, die den Eindruck machte, daß sie von jedem Mieter nach dessen Abzug wieder abgegeben werden mußte, so zerknickt und beschmutzt war sie. Frank erfuhr aus dieser Karte, daß er den Caballero Calzado vor sich hatte, den Inhaber des Guadalajara-Hotels. Besagte Karte versprach ferner Quartos mit allen Comodedes, dann elektrisches Licht, Gas, Bad, fließendes Wasser (heiß und kalt) und das alles zu precios modicos. Aus der letzten Verheißung wurde Frank nicht ganz schlau, hoffentlich entsprach es der schönen deutschen Bezeichnung „Zivile Preise".

Der mexikanische Spanier, der scheinbar auch zu den Leuten gehörte, die aus Bequemlichkeit kein Englisch lernen wollen, war entzückt, daß Frank soviel Spanisch „unter den Hut hatte", daß sie sich verständigen konnten. Beide einigten sich — nach einem temperamentvollen und gebenreichen Palaver — auf eine Wochenmiete von 3 Dollar, die Frank gleich hinterlegen mußte, wovon ihm noch 2 Dollar zum nackten Leben verblieben. Und sein erber Zaster lag noch in weiter Ferne.

Als Frank später das angepriesene Bad aufsuchte, entpuppte sich dies als eine zerbeulte Zinkwanne, während ein verrosteter und dick mit Grünspann besetzter Wasserhahn trotz gutem Zureden nichts als schlammiges kaltes Wasser von sich gab.

Stippvisite beim Film

Nach mehrwöchiger schwerer Arbeit im Schlachthaus bei geradezu spartanischer Lebensführung hatte Frank sich soviel erspart, daß er seinen wenig angenehmen Posten aufgeben und das düstere Wohnloch im Guadalajara-Hotel mit einem netten Zimmer in Palms, einem der sechzig Vororte von Los Angeles, vertauschen konnte.

Seine Wirtsleute waren russische Emigranten, die sich hier nach vielen Entbehrungen eine neue Existenz geschaffen hatten. Zum ersten Mal während seiner amerikanischen Wanderungen fand Frank hier etwas wie ein Heim und dankbar überließ er sich ganz dieser trostvollen Umgebung. Ueber ein Jahr arbeitete er bei Metro-Goldwyn-Mayer, dem in nächster Nähe liegenden riesigen Filmstudio, indem auch sein Wirtsherr als Techniker beschäftigt war. Im allgemeinen fand Frank die Herstellung eines Films reichlich ernüchternd, woran selbst die Tatsache nichts ändern konnte, daß er ein Dutzend der berühmtesten Filmstars der Welt von Angesicht zu Angesicht sehen konnte. Auch war er sich darüber klar, daß er als Nichtjude und „Mann ohne Beziehungen" in der Filmindustrie niemals würde nennenswert aufrücken können.

Er lernte deshalb ohne Bedauern diese so vielfach ihm angetragene Arbeit beim Film hin, um das Angebot eines Malers anzunehmen, der ihn als Mitarbeiter für die

Broadway von Los Angeles

Photos (2) H. O. Lange

Ausführung moderner Firmenschilder haben wollte.

Frank war auf dem besten Wege, seßhaft zu werden. Mehr und mehr lief er sich einspinnen von der Atmosphäre behaglicher Bürgerlichkeit. Er brachte es bereits fertig, ganze Sonntagvormittage über der umfangreichen Sonntagszeitung zu verbringen und die „Witzfreiten" schmunzelnd zu belächeln, deren Geist- und Humorlosigkeit ihn vor kurzem noch angewidert hatten. Die freien Nachmittage verbrachte er mit Auto- und Picknick-Partien und einem Kinobesuch als Abschluß. Auch in seinem Aeußeren zeigte sich bald die Wandlung zur Seßhaftigkeit. Eines Tages hatte er einen großen Teil seines Sparguthabens (des ersten und wahrscheinlich auch letzten seines Lebens) abgehoben und sich eine Garderobe, eine „Anzugstiefel" im Broadway von Los Angeles mit seiner Kundschaft beehrt. Mit einer Sorgfalt, die ihm seit seinen europäischen Tagen vollkommen abhanden gekommen war, kaufte er alles nur Erdenkliche von den Schuhen bis zum Hut zusammen, einen blauen und einen grauen Anzug und sonstige modische Nichtigkeiten, über die er vor einem Jahr noch gelacht haben würde.

Lockruf der Ferne

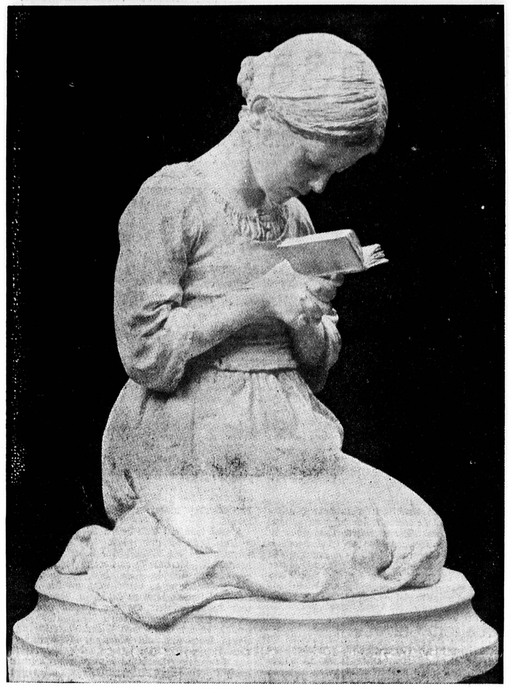
An einem freien Nachmittag war Frank im Auto seiner Wirtsleute allein an den Strand gefahren, hatte stundenlang im Sand gelegen und wühlend gegen eine geheimnisvolle Unruhe angekämpft, die schon seit Tagen in ihm tobte. Erst, als die Sonne untergegangen war, sah er wieder am Steuer und ließ den Wagen dahinrollen über den im freudigen Mondlicht liegenden Boulevard. Ganz in den Zauber der südlichen Nacht versponnen, fuhr er achtlos an seiner Wohnung vorüber und folgte der Autostraße bis zur Western Avenue. Hier wandte er plötzlich den Wagen in westlicher Richtung, denn nun wußte er, wohin es ihn zog. Die letzten Häuser der Weststadt tauchten vor ihm auf und entschwanden wieder. Ganz dunkel war es nun um ihn geworden, nur hier und da tagten verschwommen die Umrisse der riesigen Tankanlagen auf und vereinzelter Bohrtürme, von denen der, schwere bittere Geruch des Erdöls herüberwehte.

Endlich, als er die letzte Anhöhe übervunden hatte, sah er in einem Lichtermeer sein Ziel vor sich liegen, San Pedro, die Hafenstadt von Los Angeles. Er ließ den Wagen die Hafenstraße hinunterrasseln, bis er das Knipfende der ersten Pier erreicht hatte. Dort angekommen, hielt er an. Reglos saß er hinter der Windschreibe und starrte hinaus auf die mächtigen Silhouetten der zahlreichen Schiffe, die am Kai lagen. Von der Bay herauf klang das langgezogene Heulen eines Dampfers, der wohl den Lotsen rief. Oder galt es ihm, dem Mann, der langsam in eintöniger Beschaulichkeit einer sogenannten gesicherten Existenz versank, wächtend draußen die Wunder der Welt warteten?

Alle die Gedanken und Wünsche, die er über ein Jahr lang gewaltsam unterdrückt hatte, brachen nun wild hervor. Wieder reisen und wandern, von Irgendwo nach Nirgendwo. Wie der Schiffsmann sein und an Bord eines Segelers oder Dampfers nach fremden Küsten ausschauen. Schön wäre es auch, wieder dem weiten Zauberband der Landstraße zu folgen, aber sich dann der grandiosen Einsamkeit der Steppe hinzugeben.

Ein abermaliges Heulen der Schiffssirene ließ Frank in die Wirklichkeit zurückkehren. Nach einem letzten langen Blick über den dunklen Hafen setzte er den Motor wieder in Gang und fuhr dann mit Vollgas den Weg zurück, den er gekommen war. Seinen Wirtsleuten sagte er, er wolle für einige Tage verreisen — sie würden ihn doch nicht verstehen. Die folgenden Nachtstunden verbrachte er mit dem Packen seiner Habseligkeiten, die er der Obhut der Russen überließ. Eine winzige lederne Handtasche war sein einziges Gepäck, als er am nächsten Vormittag einen Rauchervagen des Zuges betrat, der ihn nach San Francisco bringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)



Betendes Mädchen: Klassische Formschönheit und deutsche Gemütsinnigkeit verbinden sich zu hoher künstlerischer Harmonie

Prof. Dr. Fuchs, Paderborn:

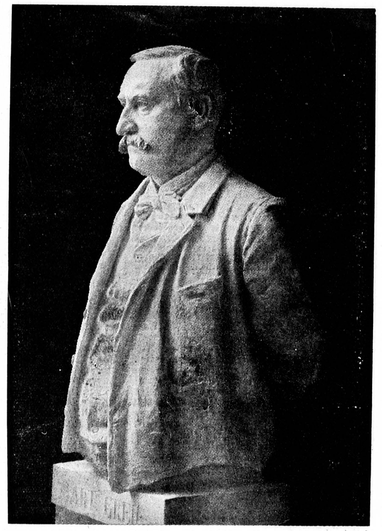
Georg Busch

75 Jahre alt

Am 11. März vollendete der weithin bekannte frühere langjährige 2. Präsident der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, Bildhauer Professor Georg Busch, München, sein 75. Lebensjahr. Es ist ein überaus reiches Schaffen, auf das Georg Busch an diesem Tage zurückblicken konnte. In Hanau am Main geboren und in Groß-Steinheim in der Werkstätte seines Vaters, eines Altarbauers vorgebildet, erhielt er seine künstlerische Ausbildung in siebenjährigem Studium an der Münchener Akademie. Schon in den ersten Jahren seines Schaffens trat er mit gradezu vollendeten Arbeiten hervor. Seine entzückende Marmorplastik „Betendes Mädchen", 1891 für das Kinderasyl in München geschaffen, fand z. B. so hohe Anerkennung, daß er sie für die National-Galerie in Berlin und das Städtische Museum in Barcelona wiederholen mußte. Was man keine Mode und keine Kritik hat er sich von der einmal eingeschlagenen Richtung abbringen lassen. Es ist hier nicht möglich, auch nur seine bedeutendsten Werke einzeln namhaft zu machen. Hingewiesen sei nur auf seinen Marienaltar mit musizierenden Chorknaben, seinen Herz-Jesu-Altar für St. Elisabeth in Bonn, sein fast klassisch anmutendes Friedensdenkmal in Groß-Steinheim, seine zahlreichen Bischofsgrabmäler und seine vorzüglichen Bildnisbüsten wie die des Dichters Martin Greif. In Westfalen hatte er wohl zum ersten Mal Fuß mit dem Grabmal Tillmann in Arnsberg, 1916 schuf er für den Paderborner Dom das ergreifende Grabmal des Bischofs Konrad Martin, später für die Gaukirche die Herz-Jesu-Figur und die des Kirchenpatrons St. Ulrich und die der hl. Theresia. Für die Stiftskirche in Geseke entstand ein St. Josefsaltar und ein neuer Altar für die alte Gnaden-Pieta; für die Kapelle des St. Josephs-Hospitals in Bochum erhielt Busch den Auftrag für alle drei Altäre und die Weihnachtskrippe.

Das künstlerische Schaffen deutet aber nur eine Seite seines arbeitsreichen Lebens. Busch war überdies ein hervorragender Organisator. Von dem unbeugsamen Willen beseelt, die auf dem Gebiete des christlichen und kirchlichen Kunstschaffens vielfach herrschenden Mißstände, insbesondere das Vorherrschen des geschäftlichen Gesichtspunktes, zu beseitigen rief er nacheinander eine Reihe von bedeutsamen Organisationen ins Leben. Schon 1885 sammelte er die für die gleichen Ideale begeisterten Studierenden der Münchner Akademie im „Albrecht-Dürer-Verein". 1893 folgte die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst", die Künstler und Kunstfreunde zu gemeinsamer Förderung der christlichen Kunst vereinen sollte und die sich in ihrem über 40jährigen Bestehen große Verdienste erworben hat. Sieben Jahre später schuf Busch dann noch die „Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H." die sich besonders der Herstellung guter Reproduktionen und einwandfreier Hausplastik und deren Vertrieb widmete. Im Verlag dieser Gesellschaft erschien seit 1904 die Zeitschrift „Die christliche Kunst", die sich in nunmehr 33 Jahrgängen sowohl der Erforschung der alten wie der Förderung und Bekanntmachung der Gegenwartskunst gewidmet hat. 1908 kam als besondere Monatsschrift für die kirchliche Kunst im engsten Sinne der „Pionier" hinzu. Ganz besondere Verdienste erwarb sich Busch noch durch die Herausgabe der Sammlung „Die Kunst dem Volke". Er wollte das Beste aus allen Gebieten der bildenden Kunst: Baukunst, Plastik und Malerei den weitesten Volkskreisen zugänglich machen und hat dieses Ziel in weitgehendem Maße erreicht. Bis heute liegen 84 Nummern, dazu 10 Sondernummern mit farbigen Abbildungen, vor. Alle diese Hefte sind mit einem vorzüglich ausgewählten und alkunzend reproduzierten Bildermaterial ausgestattet und stehen angesichts ihres erstaunlich niedrigen Preises (1,10 RM für die Nummer) und des Gebotenen schlechterdings unerreicht da, so daß sie auch die ministerielle Empfehlung für Lehrer- und Schülerbibliotheken finden konnten.

Möge es dem rüstigen Altmeister, der auch heute noch mit ungeschwächter Kraft arbeitet, vergönnt sein, noch manches Jahr der Kunst und ihrer Förderung zu dienen.



Das Bildnis des Dichters Martin Greif gibt Zeugnis von der großen Portraitkunst des Meisters

Ein Denkmal vollendeter Formbeherrschung ist der Ritter Georg (Muschelkalk)

Der verlorene Sohn, ein Kunstwerk voll ergreifender Ausdruckskraft

Bilder (4): Zeitschrift für christl. Kunst, Jahrg. 8, 1912, Heft 6.

Haus, Hof und Garten

Frühkartoffelanbau im Kleingarten

Der Anbau von Spätkartoffeln im Kleingarten muß in den allermeisten Fällen als Landverschwendung angesehen werden, denn die Spätkartoffel kann in landwirtschaftlichen Betrieben weit billiger angebaut werden als in einem Garten und besonders im Kleingarten. So notwendig die Spätkartoffel für die menschliche Ernährung und als Viehfutter ist, in den Garten gehört sie nicht. Dort muß die Frühkartoffel angebaut werden, die in einer Zeit reif wird, in der wir im Kartoffelbezug in größtem Umfange vom Ausland abhängig sind, Ende Juni und Anfang Juli. Oft ist die Meinung zu hören, der klimatischen Lage wegen ließen sich im Osten Deutschlands keine Frühkartoffeln mit Erfolg anbauen, die bereits Anfang Juli herauszunehmen sind. Diese Ansicht ist falsch. Abgesehen vielleicht von den rauhesten Gegenden sind Frühkartoffeln in Deutschland überall anzubauen, wenn es richtig angefangen wird.

Zwei Erfordernisse sind dazu notwendig: das Vorkeimenlassen der Kartoffeln und gutes Pflanzgut. Mit dem Vorkeimenlassen haben schon manche begonnen, konnten jedoch damit keinen Erfolg haben, weil sie dabei Fehler machten. Die Kartoffeln, die zum Auspflanzen verwendet werden sollen, kommen in flache Kisten oder Pappschachteln, und zwar stets so, daß die Krone oben ist. (Die Krone ist der entgegengesetzte Teil des Endes, an dem die Kartoffel an der Wurzel saß.)

Die mit dem Kartoffelpflanzgut angefüllten Kisten oder Schachteln müssen in einem Raum aufbewahrt werden, der Zimmertemperatur hat. Sehr wichtig ist, daß die empordrängenden Keime genügend Licht erhalten. Hier liegt der Hauptfehler beim Vorkeimen. Man stellt die Behälter mit dem Kartoffelpflanzgut ins Dunkle und erhält so weiße Keime: es ist aber notwendig, grüne Keime heranzuziehen. Grüne Keime entstehen jedoch nur unter den Einwirkungen des Sonnenlichtes. Nur in der ersten Woche des Keimens ist es zweckmäßig, über die zum Vorkeimen hingestellten Kartoffeln ein leichtes Tuch oder Papier zu decken. Dadurch wird das Ankeimen gefördert. So bleibt also zu bedenken, daß man in einer dunklen Ecke oder in einem dunklen Keller, und sei er noch so warm, keine Kartoffeln ankeimen lassen darf, weil an solchen Plätzen nur weiße Keime hervorkommen. Die bei der geringsten Berührung abbrechen, wogegen die grünen Keime bereits etwas widerstandsfähiger sind. Je nach der Temperatur dauert das Vorkeimen 3 bis 6 Wochen. Pflanzfähig sind die Kartoffeln, wenn die Keime sich blattartig entwickelt und eine Länge von 3 bis 4 Zentimeter haben. Ist nach dieser Zeit aus Gründen der Witterung ein Auspflanzen nicht möglich, so beginnen die Kartoffeln etwas einzuschrumpfen. Nachteile für das spätere Wachstum hat dies jedoch nicht.

Beim Auspflanzen ist größte Vorsicht notwendig, damit die Keime nicht abgebrochen werden, denn sonst hätte die Vorarbeit in den Keimkästen keinen Zweck. Große Vorsicht nach dieser Richtung ist sowohl beim Anpflanzen selbst wie beim Ueberhäufeln mit der Erde geboten. Ausgepflanzt werden die vorgekeimten Kartoffeln Ende April oder Anfang Mai, und zwar bei trockenem Wetter. Wer diese Anweisung befolgt, wird auch im Osten Deutschlands spätestens in der ersten Hälfte des Juli Frühkartoffeln eigenen Wuchses auf den Tisch bringen können. Auf die Wichtigkeit guten Pflanzgutes ist bereits hingewiesen worden. Man sollte nur Frühkartoffeln anpflanzen, die vom deutschen Reichsnährstand empfohlen worden sind. Unsere beste deutsche Frühkartoffel im Geschmack sowohl wie im Ertrage ist die „Deutsche Erstling". Es kann keinerlei Zweifel geben, daß sie der holländischen „Erstling" gleich zu setzen ist. Nur besitzt sie die Unvollkommenheit, noch nicht krebsfest zu sein. Sie ist also nicht für Gegenden geeignet, wo noch mit dem Kartoffelkrebs gerechnet werden muß. Vom Reichsnährstand werden weiter empfohlen: Aal, Juli, Frühgold und Frühmölle. Jeder, der Frühkartoffeln anzubauen gedenkt, soll sich zuerst erkundigen, welche Sorte für seine Gegend am besten geeignet ist. Was die Düngung der Frühkartoffeln anbetrifft, so sollte man sich nicht allein auf die Nährstoffe des Stalldüngers verlassen, sondern auch etwas Handelsdünger geben, und zwar auf den Quadratmeter 25 bis 30 Gramm schwefelsauren Ammoniak und die gleiche Menge 40prozentigen Kali. Die Pflanzlöcher sollen 5 Zentimeter tief sein, die Pflanzweite 50 : 30 oder 50 : 35 Zentimeter.

Nach dem Abernten der Frühkartoffeln Ende Juni oder Anfang Juli kann der Boden weiter ausgenutzt werden durch Anbau von Gemüse. Fast alle Kohlarten sind auf diesen abgeernteten Flächen zum Herbst noch heranzuziehen.

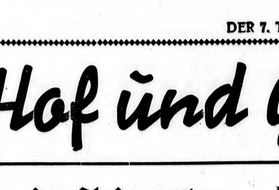
Das deutsche Bauernhandwerkzeug

Was würde man wohl zu einem Handwerker sagen, der sein Handwerkszeug nicht in Ordnung hat und infolgedessen nicht das leisten kann, was man unter normalen Verhältnissen von ihm verlangen muß? Der kann sich bestimmt sehr bald seine Papiere abholen!

Muß aber nicht jeder Bauer und Landwirt nicht oft genug bestimmte handwerkliche Arbeiten ausführen, bei denen man nicht erst warten kann bis der Fachhandwerker zur Stelle ist? Wie sieht es dabei mit dem Handwerkszeug aus? Vollzählig und in Ordnung? Reden wir lieber nicht darüber! Fast jeder wird sich schon gehörig darüber geärgert haben, wenn ihm gerade das Werkzeug fehlte, was er im wichtigen Augenblick gerade brauchte.

Die Frage ist also, welche Werkzeuge man zur Erledigung der in der Landwirtschaft vorkommenden Arbeiten am meisten braucht. Die Frage hat der Professor von Sybel in Jena durch längere praktische Versuche in seinen Landmaschinenkursen beantwortet, und auf diesen Vorarbeiten aufbauend hat der Reichsnährstand nunmehr gemeinsam mit der Werkzeugindustrie und dem Werkzeughandel ein „Deutsches Bauernhandwerkzeug" herausgebracht. In einem einfachen, aber soliden Wandschrank sind folgende, ganz besonders sorgfältig nach der Werkstoffgüte ausgewählte Werkzeuge untergebracht:

1 Hammer mit Stiel, 500 g,
1 Beißzange, 200 mm,
1 Bohrwinde,
2 Schneckenbohrer, f. Dreuf., 4—6 mm,
3 Schlangenbohrer, f. Dreuf., 10—13—16 mm,
1 Nagelbohrer mit Minuheft, 4 mm,
1 Stahlschraubenschlüssel (Engländ.), 250 mm,
1 Schraubenschlüssel, 260 mm,
1 Kombinationszange, 160 mm, isoliert,
1 Blitzrohrzange, 225 mm,
1 Handsäge mit Fuchsschwanzheft, 300 mm,
1 Stichsäge für Holz und für Eisen,
1 Zugmesser, 225 mm,
1 Stechbeitel mit Heft, 18 mm,
1 Schraubenzieher, kräftig, 175 mm,
1 Schraubenzieher, schmal, f. elektr. Arbeiten,
1 Stein- und Handmeißel, 300 mm,
1 Kaltmeißel, 150 mm,
1 Feile mit Heft, halbr., B., 200 mm,
1 Feile mit Heft, flachst., ¾ S., 200 mm,
3 Mechanikerfeilen, mit Heft, 3kantig, halbr. flachst.,
1 Stichfeile mit Heft, 3kantig, ½ S., 125 mm,
1 Holzraspel mit Heft, halbr., B., 250 mm,
1 Drahtschneider, 210 mm,
1 Locheisen, 5 mm,
1 Durchschläger, 2 mm,
1 Drahtbürste, 4reihig.



Bestimmt wird der eine oder andere sagen: „Ja aber hier fehlt doch noch manches, was ich gerade besonders häufig gebrauche." Dann soll er sich ruhig das Fehlende noch dazukaufen. Es würde keine Schwierigkeiten gemacht haben, noch alles mögliche zu diesen Werkzeugen hinzuzufügen. Aber dann wäre der Preis von 89 RM — soviel kostet der Schrank mit dem Werkzeug in jeder Eisenwarenhandlung — nicht zu halten gewesen. Und es bedarf keiner besonderen Erläuterung, daß nur bei einem möglichst niedrigen Preis die vom Reichsnährstand gewünschte starke Verbreitung des „Deutschen Bauernhandwerkzeuges" zu erwarten ist.

Wenn sich der Reichsnährstand so für die Förderung dieses Werkzeugschrankes einsetzt, dann muß er auf der anderen Seite die Gewähr dafür haben, daß die Güte der Werkzeuge auch wirklich einwandfrei ist und bleibt. Die herstellenden Firmen haben sich deshalb verpflichten müssen, ihre Werkzeuge einer laufenden Kontrolle durch eine amtliche Versuchsanstalt (Remscheid) zu unterwerfen, so daß nach menschlichem Ermessen Unregelmäßigkeiten ausgeschlossen sind. Die beim Reichsnährstand von jeder Firma hinterlegten Musterschränke gestatten jederzeit einen einwandfreien Vergleich. Als Gegenleistung und Unterrichtung der Käufer wird in jedem Schrank ein Schreiben des Reichsnährstandes angebracht, das auf diese Vereinbarungen hinweist.

So, nun kann sich niemand mehr damit entschuldigen, er habe nicht gewußt, welche Werkzeuge und in welcher Qualität er sich dieselben zulegen solle. Der Reichsnährstand hat ihm den Weg geebnet. Hoffen wir, daß recht bald jeder landwirtschaftliche Betrieb in seinem eigensten Interesse ein „Deutsches Bauernhandwerkzeug" besitzt!

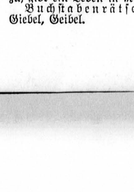
(RKTL)

Eine frühe Blume

Schon zeitig am Anfang des Jahres kommt der Krokus oder Safran zum Vorschein. Häufig liegt noch Schnee. Die schöne Pflanze stammt aus Südeuropa und kommt bei uns gezogen oder angepflanzt vor. Die Narben der Blüten kommen als Safran in den Handel. Die Pflanze gehört zur Familie der Schwertlilien, was ihr nicht so ohne weiteres anzusehen ist. Doch sie besitzt das gemeinsame Merkmal aller Vertreter dieser Art, die langen, schwertähnlichen Blätter.

(Brandt, K.)

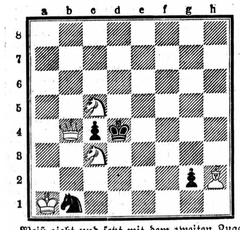
Verstellbare Aschekästen



Die Staubentwicklung beim Herausnehmen der Asche aus Oefen und Herden ist das Kreuz der Hausfrauen. Bei noch so vorsichtiger Handhabung sind die gefürchteten Staubwolken nicht zu vermeiden. Eine bedeutende Minderung dieser Unannehmlichkeiten erlangt man zwar durch die herauszuleerenden Aschenkasten, die, unter den Rost geschoben, die hindurchfallende Asche auffangen, und die man dann in der Küche oder auf dem Hof entleeren kann. Jede Hausfrau macht aber die Erfahrung, daß, da die Kasten meist nicht genau zur Rostgröße passen, ein Vorbeifallen der Asche kaum zu vermeiden ist, und man schließlich doch mit Aschenschaufel oder Besen hantieren muß, will man das Aschenloch sauber haben. Nimmt man den „verstellbaren Aschenkasten", so wird man auch dieser Kalamität entboben, denn er ist auseinander zu schieben und daher für jeden Ofen und jeden Herd passend einstellbar. Die beiden Teile des Kastens greifen so fest und so breit in- resp. untereinander, daß jede Undichtheit vermieden wird. Der hintere Teil des Kastens ist abgeschrägt. Beim Ausschütten der Asche gleitet diese restlos heraus. Die verstellbaren Aschenkasten sind in drei Größen zu haben: für gewöhnliche Herde und Oefen, für Oefen mit kurzer Aschenkammer und für transportable Kachelöfen.

(Deike M)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: (9). Weiß (5): Ka1; Db4; Se3 u. e5; Zh2. — Schwarz (4): Kd4; Sf1; Be4 u. g2.

Pflastersteinrätsel.

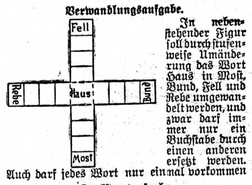
k		a	n
	e	i	
r		b	r
	e	t	

Die Buchstaben

a — e — e — e — e — n — r — u — s — s

sind in vorstehender Figur einzupflastern, und zwar derart, daß das fertige Pflaster ein Sprichwort ergibt.

Verwandlungsaufgabe.



In nebenstehender Figur soll durch stufenweise Umänderung des Wort Haus in Most, Bund, Fell und Rede umgewandelt werden, und zwar darf immer nur ein Buchstabe durch einen anderen ersetzt werden. Auch darf jedes Wort nur einmal vorkommen

Denkportaufgabe.

Auf der Stange an der Kirchenmauer waren die vier Himmelsrichtungen angebracht. Ein Sturm hat die Seitensprossen mit den Himmelsrichtungen heruntergeweht. Die Stange soll nun wieder in Ordnung gebracht werden, indem man die Seitensprossen an den Stangenknopf anzeichnet und die Himmelsrichtungen in der richtigen Stellung anbringt. Bei aufmerksamem Betrachten des Bildchens wird man ein paar Fingerzeige finden, die das ermöglichen.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

Aus den 47 Silben:

an — be — be — chen — dag — de — de — det — e — em — en — en — ey — form — gen — ing — ka — korb — lun — mar — mo — ne — ni — pez — po — re — re — rel — rich — ro — scheid — schi — schib — se — see — ten — ti — tiv — tra — ud — ur — ve — wal — wat — wer — zil — zi

sind 17 Wörter zu formen, die folgende Bedeutung haben:

1. mittelalterliches Geschlecht, 2. eidliches Friedensversprechen im Mittelalter, 3. Eisenbahngepäck, 4. See in den Bayerischen Alpen, 5. anderes Wort für Verbannung, 6. bessernde Umgestaltung, 7. französischer Diplomat z. Z. des Krieges 1870/71, 8. Alpenblume, 9. männlicher Personenname, 10. von andern Gebieten eingeschlossener Landesteil, 11. Handelsplatz am Tanganjikasee, 12. Schwebereck, 13. weiblicher Personenname, 14. Kirchenchor, 15. anderes Wort für Beweggrund, 16. Stadt in Westfalen, 17. Gewürzpflanze.

Hat man die Wörter richtig gebildet, so ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben, von unten nach oben, einen Ausspruch von Dante.

Wortbaurätsel.

In vorstehendem Quadrat sind in jeder Reihe zwei Silben so hinzuzufügen, daß drei Wörter entstehen, die von rechts nach links und oben nach unten gleichlauten. Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Luftbarkeit, 2. Schneesturz, 3. Heerführer.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Se4—a5, Kd4×c5; 2. Te8—c8†, K beliebig; 3. Sa5—c4, c6 matt. a) 1. . . ., La4×b5; 2. Sa5×b3†, Kd4—d3; 3. Te8—c8 matt. b) 1. . . ., beliebig; 2. Te8—e8, beliebig; 3. Tc8—b8, matt.

Silbenrätsel: 1. Springer, 2. Kuno, 3. Island, 4. Lawine, 5. Ampel, 6. Utah, 7. Fallreep, 8. Urbino, 9. Namur, 10. Dokument. — Stilauf und Rodelsport.

Silbenumstellungsrätsel: 1. Berger, Gera, Burgwart, Hera, Infa. 2. Gerber, Rage, Wartburg, Rahe, Kain. — Regen.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Es bedeuten: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Oise, 2. Jarathen, 3. Saz, 4. Eras, 5a. Silo, 5b. Steg, 6. Ybie, 7. Veer, 8. Onno, 9. Elen, 10. Gero, 11. Eren, 12. Nina, 14. Eger, 15. Narr. — Diagonale A—B: Ostereier.

Ringrätsel: 1. Domino, 2. Gebiß, 3. Tasche, 4. Knoten, 5. Mimose, 6. Stimme, 7. Weiche, 8. Brotat, 9. Klasse, 10. Dozent, 11. Ritter, 12. Foerde. — Die Fahne ist mehr als der Tod.

Bilder-Rätsel: Augen auf und Mund zu, gibt ein Leben in Ruh.

Buchstabenrätsel: Belgien: Eigelb, Giebel, Geibel.

Und abends Gäste

Heidepriem speist bei Hoffmanns zu Abend. Es gibt geräucherten Aal mit Rührei. Heidepriem hat schon dreimal genommen, aber noch immer ruht sein Blick liebkosend auf der Schüssel. Frau Hoffmann schiebt sie ihm zu und sagt: „Nehmen Sie doch noch mal, Herr Heidepriem!"

Heidepriem hält sich noch zurück: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es wagen darf!"

Da mischt sich Herr Hoffmann ein: „Greifen Sie ruhig zu! Wir haben Natron im Hause. Das nehmen wir selbst immer, wenn wir zuviel gegessen haben!"

Irrtum vorbehalten

„Herr Ober, hier auf Ihrer Rechnung ist ein Fehler — Omelette muß mit zwei t sein!"

„Verzeihung, mein Herr — dann kommen also für Tee noch vierzig Pfennig dazu!"

(Aftenbladet.)

Himmelskunde

„Sieh mal, Hänschen", sagte der Vater, der seinem Söhnchen den Sternenhimmel erklärte, „das dort ist der Große Wagen!"

„Wieviel PS hat er, Papa?" fragte Hänschen interessiert.

(Hver 8 Dag.)

Im Büro

Das hübsche Tippfräulein beklagt sich: „Herr Direktor, Herr Direktor, der Buchhalter hat eben versucht, mich zu küssen!"

„Ich bedauere das sehr", sagt der vielbeschäftigte Mann, „aber mein Geschäft ist so groß, daß ich nicht selber alle Kleinigkeiten erledigen kann!"

Berufsfragen

„Was ist eigentlich Ihr Mann, Frau Müller?"

„Warmer Würstchenhändler, Frau Schulze, und was ist Ihrer?"

„Kleingehackter Holzhändler, Frau Müller!"

Das Neueste vom Neuen

„Ich möchte einen Hut von der allerletzten Mode haben!"

„Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz, meine Dame — die Mode wechselt gerade!"

(Hemma.)

Zahlenwunder

„Die Mathematik ist doch wirklich eine interessante Wissenschaft. Man kann die seltsamsten Kombinationen herausbekommen. Wenn ich zum Beispiel meine Telefonnummer nehme und dividiere sie durch mein Alter und lege das angebliche Alter meiner Frau dazu und teile das Ergebnis durch meine Hausnummer, dann bekomme ich als Resultat meine Kragennummer!"

(Husmorbladet.)

Zeit zum Nachdenken

„Das ist nun schon die dritte Frage, die Sie nicht beantworten können!", sagte der prüfende Professor.

„Lassen Sie mir bitte etwas Zeit zum Nachdenken!", stotterte der Kandidat.

„Sehr gern", antwortete der Professor, „würde es Ihnen bis zum nächsten Examen genug sein?"

Einer genügt nicht

„Ich habe immer noch nicht den Mut gefunden, um Ingeborgs Hand anzuhalten!"

„Ermuntert sie dich denn gar nicht?"

„Doch, ich bekomme jedesmal einen Kognak, wenn ich zu Besuch bei ihren Eltern bin — aber einer ist eben nicht ausreichend!"

(Ektrabladet.)

Sein Glück

Der junge Schriftsteller schickte der Zeitung ein Gedicht ein mit dem Titel: „Warum lebe ich?"

Der Redakteur sandte ihm das Werk zurück mit der Randbemerkung: „Weil Sie nicht selber mit dem Gedicht gekommen sind!"

(Hemma.)

Ein Unterschied

„Also höre, mein Kind", sagte die Mutter zu ihrer achtzehnjährigen Tochter, „wenn dir der junge Mann nochmal seine Gesellschaft aufdrängen will, sagst du ihm gehörig die Meinung!"

„Gewiß, Mutter! . . . aber . . ."

„Nun?"

„Deine oder meine Meinung?"

(Magasinet.)

Verloren und wiedergefunden

„Das dauert ja entsetzlich lange", sagte die Hausfrau zu dem Elektrotechnikerlehrling, „bis Sie gekommen sind, um die Lampe in Ordnung zu bringen!"

„Entschuldigen Sie, meine Dame", entschuldigte sich der junge Mann, „aber ich hatte unterwegs die Fassung verloren!"

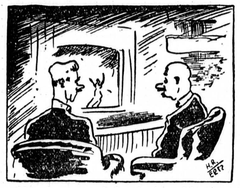
(Husmodern.)

Falsch verstanden

„Legen Sie sich eine Zeitung unter die Füße, Minna!"
„Danke, gnä' Frau, ich komme schon so rasch"

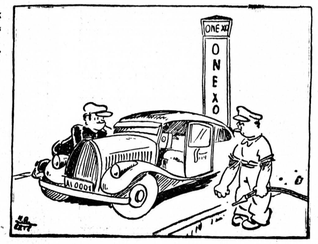
„Also von da oben werden Sie den Bock schießen, mein Lieber?"

„Wat, find die Biester so gefährlich?"



„Mensch, was verdrehst du denn deine Augen so komisch?"

„Ich werf' doch der Sängerin verliebte Blicke zu!"



„Ein komischer Apparat an Ihrem Wagen!"

„Ja, ein Ratenzähler."

Togal ist seit Jahrzehnten bestens bewährt bei: **Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerz, Grippe-Erkältungskrankheiten.** Togal wirkt schmerzstillend, harnsäurelösend u. beseitigt Krankheitsstoffe! Völlig unschädlich! Von Ärzten u. Kliniken immer wieder gelobt und anerkannt. Ein Versuch lohnt! **M 1.29** In allen Apotheken

Kieler Echte Matrosen-Kinderanzüge, Kleider und Mäntel, 3—4 monti. Ratenzahlg. ohne Anzahlg. Schreiben Sie sofort u. verlang. gratis bemust. Angebot u. Preisliste bei Angabe v. Alter, Körpergr. Schritt bis Fußsohle, Knabe oder Mädchen u. Beruf. Marine-Offiziersstuche u. Yachtkapitänsröcke, Jaffe-Anzüge, farb. Kammgarnstoffe, Trikot, Cord, auch lackl. Viele Anerkennungen. Taufende bestellen noch. Bei Nichtgefallen Rücksendung auf meine Kosten. Rücknahmezusage wird gerne beigefügt.
Ludwig Conzag, Steinfurth, 56 über Bad Nauheim
Steinfurther Bitter sind weltberühmt!

Motorfahrrad ab 148.-
Frontantrieb Außenlötung Beleuchtung

Stricker-Herrenrad geliefert . . RM 36.-
Drei-Sperrenrad mit Fr. B.Br. RM 29.-
Katalog kostenlos
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt, ½ kg 2.50, allerbeste Qualität 3.-, weiße Halbdaunen 4.-, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, 1a Volldaunen 8.- und 9.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Manteuffel. Gänsemästerei, Neutrebbin 32c (Oder).
Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Was schenke ich zu Ostern?
Sag es mir jetzt und Du hast Ruhe! Das ehr. Kreuznacht-Buch 1.50 Das ehr. Kreuznacher Bad-Kochbuch 1.80 „Polak"-Kaffee-Ersatz und alle sonstigen zu versagende Unterhaltung — Überall erhältlich! — Verlag F.C. Heimdahl Stuttgart W

Kaffeehändler verdienen gut mit **Weser-Kaffee Bremen** A 2 Postfach 468 Ford. Sie Angebot!

Graue Haare nicht mehr! Alles wie — früher — verwandelt Ihr Haar in 3 Tagen naturgetreu durch Wiss-verstärkt. Mk. 3.90 Pl. portofrei (Nachnahme 30 Pf. mehr)
O. Blocherer Augsburg 8/29

Edelbuschrosen
10 Stück II. Wahl nur RM 3.-
Jede Pflanze m. Namen u. Farbe bezeichnet. Sortiert in den Farben hell, gelb, orange, bronze, hellrot, tiefrot, hochdachrot, kupfer, rosa, lachs. Viele Anerkennungen. Tausende bestellen noch. Bei Nichtgefallen Rücksendung auf meine Kosten. Rücknahmezusage wird gerne beigefügt.
Ludwig Conzag, Steinfurth, 56 über Bad Nauheim
Steinfurther Rosen sind weltberühmt!

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Handwerk, kath., 30 Jahre, wünscht Mädel in schlicht., ruh. Wesen kennen zu lernen zwecks **Heirat**

Landwirtstochter, kath., 26 J., gesund, dunkelbl., tüchtig, im Haushalt und Nähen, wünscht Bekanntschaft zw. **Heirat**

Alter 25-30 Jahre, Erfahr. i. Haushalt erforderlich. Off. mit Bild unt. Nr. 7/124 „Der 7. Tag", Paderborn. **Heirat**

Gute Ausst. vorhanden, jede Mitgift erwünscht. Off. u. Nr. 7/125 „Der 7. Tag", Paderborn. **Heirat**

Eheanbahnung, erfolgreich, gewissen Damen und Herren aller Kreise und Berufe durch
Frau Höller-Hagemeister
Bielefeld, Ravensbergerstraße 29, Ruf 3411 — Sprechzeit (außer Mittw.) täglich, auch Sonntags.

Jg. Bäckermeister mit eigenem gut gehend. Geschäft i. Kleinst. Weltstadt möchte m. gesund., gut aussehendem, geschäftstüchtig., kathol. Mädel bis 26 Jahr. zw. bäld. **Heirat** bekannt werden. Angabe der famil. u. finanziell. Verhältnisse. Bildbrief (sof. zurück) unter Nr 7/127 „Der 7. Tag", Paderborn.

Osterwunsch! Anständige Frau, alleinst., vollschl., 50 J., gemütliches Heim, des Alleinseins müde, sucht gutm. Mann zw. späterer **Heirat** kennen zu lernen. Es kommen nur ernstgem. Angeb. von Herren in Frage in sich. Position, unter Nr. 7/129 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Streng reell! Gebild. Dame, 25 J., dklbld., schlank, 1,68 gr., gesund, kath., musikal., tüchtig. Hausfrau, Vermögen vorhanden, ca. 8000.— Mark, Bildnis erw. unter Nr. 7/130 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Geb. Fräul., 33 J., alt, m. gut. Hausfraueneigenschaft, nicht unbemittelt, wünscht mit gut kathol. Herrn in fester Stellung in Verbind. zu tret. zwecks **Heirat**

Off. u. Nr. 7/126 „Der 7. Tag", Paderborn.

Sol. Mann, Rubegehaltsempfänger, Barvermög. vorh., sucht Bekanntsch. mit einem kathol. Fräul. oder Frau von 50 bis Mitte 50 J., ohne Anh., zwecks späterer **Heirat**

Angeb. u. Nr. 7/128 „Der 7. Tag", Paderborn.

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg!

Modorne Taschen- u. Armbanduhren
m. Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 36stünd. Anerwerk, vernick. M. 1.90
Nr. 4. Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . . M. 2.30
Nr. 5. Besseres Werk, fl. Form . M. 3.40
Nr. 6. Sprungd.-Uhr, 3Deck, vergold. 4.90
Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk M 7.40
Nr. 8. Armbanduhr m. Lederrimen 2.60
Nr. 85. Dto., fl. Form, besser. Werk 4.—
Nr. 90. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Goldhalt. Für Damen, m. Ripsband . M. 5.90
Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90
Nr. 1461. Geschnittene Kuckucksuhr, ½ stündl. Kuckuck ruf. M. 2.50.
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herr., 18kar. vergoldet, einschl. Ihrem Monogramm M. 1.10. Nr. 614, dto. Siegelring, Seckige Platte, M. 1.30. Nickelkette M. -.25. Doppelkette, vergoldet, M. -.70. Kapsel M. -.25.
Weckeruhr M. 1.70.
Nr. 606. Siegelring, schöne Verzierung, mit 1 Buchstaben, M. -.90.
Golddoublé-Ring mit Simili-Brillant, M. 1.20
Versand geg. Nachnahme. Jahresumsatz über 30 000 Uhren
Katalog ganz unverbindlich u. gratis
Fritz Heinecke, Braunschweig L 65

Ihre Ostertorte gelingt Ihnen gut nach bewährtem **Oetker-Rezept** (Rezeptbuch „Backen macht Freude" Seite 34) und **Dr. Oetker's Backpulver „Backin"!**

Aquarien Terrarien Tiere und Pflanzen 1. größter Auswahl bei A. Dietchen, Leipzig D 3, Tauchaer Str. 32. / Ill. Preisl. frei. Katal. -.60

Nähmaschinen seit 60 Jahren gut u. preisw. bei **Ritter Paderborn** Dom gegenüb. frei Haus überall hin.

Der echte, gute Loden und alle Herren- u. Damenstoffe erstklassig u. in wundervoller Auswahl wirkl. preiswert! Muster franco hin u. zurück, erbitte Angabe d. Gewünscht. **Tuch Kaufmann** München 13, Reichenbachstr. 3

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw auf d. Inserat im „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Haffretter's Kräuter-Dragees gift- und fabrel, unschädlich, gegen **Kropf/Basedow** Preis: 1 Org.-Pkg. Mk. 3.45 Kur 5 „ „ „ „ 16.75 Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow
Friedrich Haffretter Gauting bei München

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Te'egramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 3504.

Herdfeger ist deshalb beliebt, weil's reinigt und gleich Hochglanz gibt!
Hahn's **Herdfeger**
Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

BETTEN Versand **Hoffmann** Würzburg 39 sendet frei Nachn.:
Gebett 1
1 Federbett 1 RM
m. 2 Kissen 20.
Gebett 2
1 Federbett 1 RM
m. 2 Kissen 25.
Gebett 3
1 Federbett 1 RM
m. 2 Kissen 34.
1½ schlafrig aus rot, dichten inlett. Kein Risiko. Geld zurück bei Nichtgef. Viele Nachbestell. Bestellen Sie noch heute!

Die in Anzeigen haben immer **Erfolg**

Kathol. Ehe dch. große, streng erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng seriöswagen.
Neuland-Verlag R Herne 1. W. Mühlenstr. 7

Neigungsehe a. ersk. Kr. m. vornehm. Gesinnung u. tief. friedl. Familienl. ersehnt Mädch. od. höh. Beamter, o. m. Berdingung, standesgem. g. Mustattung, Verm. später, ca. 8000.— Mark. Bildzuschr. unter Nr. 7/130 an „Der 7. Tag", Paderb.

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Wieviel wollen Sie abnehmen? 10 Pfund? 30 Pfund! Trinken Sie doch Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee. Sie werden erstaunt sein, wie breite Hüften, starke Schultern und das allmachende Doppelkinn verschwinden. Verdauung und Blutreinigkation werden angeregt und schon in wenigen Wochen fühlen Sie sich schlank, frisch und verjüngt — so angenehm wirkt der echte
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee AUCH IN TABLETTENFORM - DRIX-TABLETTEN

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeid, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

8. Jahrg. – Nr. 12 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 21. März 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Photo: Alte Pinakothek, München

KARFREITAG

Unser Bild ist ein kleiner Ausschnitt aus der großen Kreuzigungsdarstellung von L. Cranach d. Ae., das den großen Schmerz, die Angst und die grenzenlose Verlassenheit, die im Bilde des Meisters die beherrschende Stimmung ist, noch in der kleinsten Nebensächlichkeit widerspiegelt: Unheimlich ragen die gekrallten, nackten Aeste gegen den Himmel, dunkle Wetterwolken steigen drohend auf, schaurig geistert das Licht. Mit diesen geringen Mitteln hat Cranach meisterlich zum Ausdruck gebracht, was sich in Worten nicht überwältigender sagen läßt, als es der Heilanddichter im 9. Jahrhundert tat, da er seinen niedersächsischen Landsleuten in seiner Muttersprache und deutschem Stabreim das Evangelium kündete: Da ward gegen Mittag ein mächtig Zeichen / wunderbar gewirkt über die Welt gar weit, / als Christ, den Gottessohn, ans Kreuz sie schlugen. / Die Sonne ward finster, ihr freunliches Licht, / das schöne, schien nicht mehr, Schatten umfing es, dunkel und düster, und dichter Nebel. / Aller Tage trübster hing traurig und bang / ob der weiten Welt, solang der waltende Christ / sich quälte am Kreuz, der Könige reichster, / bis zur neunten Stunde.

DIE STILLE WOCHE

Wir stehen schon ganz nahe vor dem Osterfest, das wir in jedem Jahre mit besonderer Sehnsucht erwarten; sind wir es doch gewohnt, mit seinem hohen Festgedanken die Freude des Frühlingsbeginns zu verbinden. Ja, die befreiende Gewalt des Frühlings liegt uns mächtig im Sinn: Nach jedem Sonnenstrahl möchten wir haschen und ihn festhalten, damit er lange bleibe und die regenschweren Tage uns verschöne. Aber Ostern ist früh in diesem Jahre; noch sind wir im März, der diesmal die Launen des April vorweggenommen zu haben scheint. Schnee, Regen und Sonnenschein fechten einen harten Strauß miteinander aus. Die Natur ist in Aufruhr, und was sich an Bäumen, Sträuchern und Hecken, in den kleinen Gärten und auf den Feldern an zartem und schwellenden Leben bereitet, hat noch schwere Tage zu durchkosten. —

In diese Zeit fällt die stille Woche, die Karwoche, deren Ablauf tiefe und ernste Gedanken begleiten, an deren Ende aber der unvergleichliche Jubel des Osterfestes steht. Wie ein langer, dämmriger Weg ist diese Woche, ein Weg der Besinnung und Erinnerung an den Tod des Herrn. Ihren Höhepunkt findet dieses Erinnern am Karfreitag, der überall, wo Christen wohnen, ein Tag der Stille und des schweigenden Gedenkens ist, den, wie auch in Deutschland, die Regierungen mit den Mitteln ihrer weltlichen Gewalt schützen. Wenn die Wolken im Abendhimmel jagen und der Regen wild an die Fenster klopft, können diese stillen Tage unsere ernsten Gedanken nur vertiefen. Wir müssen die große Passion in aller Ruhe einmal überdenken und können da nicht zu Ende kommen, ohne den gewaltigen Schöpfungsplan und den Gang der Geschichte mit einzubeziehen. Wir sehen das Walten der Vorsehung und lernen uns einfügen und unterordnen, lernen das Unabänderliche mutiger tragen und das Schwere tapferer überwinden. Was in uns vorgehen soll in diesen Tagen, ist: Wachsen und Reifen zu stärkerem, verantwortungsbewußten Leben. Es ist etwas Ähnliches, wie es sich im Knospen und Schwellen draußen in der Natur vollzieht, wo sich im Schoße der Verborgenheit und in aller Heimlichkeit Kräfte zu neuem Leben regen.

Was uns in diesen stillen Tagen durch die Gedanken geht, haben vor uns Jahrhunderte hindurch die Menschen überdacht. Sie haben es in Stein und Holz gehauen und auf die Leinwand gemalt, immer das gleiche Thema: die Passion Christi. Ob wir durch die dämmrigen Hallen der gewaltigen Dome gehen oder die kleinen Dorfkirchen im deutschen Land aufsuchen, oder ob wir durch die staatlichen und städtischen Museen und Gemäldegalerien wandern, überall sehen wir, wie dieses einzigartige Ereignis die Herzen der Künstler bewegt hat. Alles Leid dieser Welt hat hier in der Darstellung der Passion seine hehrste und erschütternste Ausdeutung erfahren. Und eine Seelengeschichte aller Jahrhunderte nach Christus ist daraus geworden, wie man sie sich eindringlicher und überwältigender nicht denken kann. Gibt es denn einen Sinn des Leides und des Kampfes auf dieser Erde? Das ist die gewaltige Frage, die sich angesichts dieser zahlreichen Kunstwerke immer wieder aufdrängt. Ja, es gibt einen Sinn, das ist der Sieg! Nicht das Leiden ist das Letzte, sondern

die Überwindung. Auf die dunklen Kartage folgt der lichte Ostermorgen. Das haben die Künstler der frühen Jahrhunderte gewußt, die Christus im Königsmantel und mit der Krone auf dem Haupt am Kreuze darstellten. Und auch wo die äußeren Zeichen des Sieges fehlen, bleibt das Antlitz bei allem Schmerz männlich und herb, stark und unerschütterlich im Ertragen. So kennen wir die Darstellung des Gekreuzigten vor allem in unserer deutschen Heimat. Unsere Ahnen haben von jeher ein tiefes und verstehendes Gefühl für die männliche Überwindung des Leides gehabt, wie überhaupt der nordische Mensch in seinem harten und unerbittlichen Kampf um das Dasein gleichnishaftes Schicksal geahnt hat. So hat sich gerade der nordische Künstler der Darstellung der Passion in besonderem Maße angenommen, weil das Volk, dem er entstammte, das Leid und den Kampf zu allen Zeiten gekannt und gekostet und um ihre läuternde Kraft gewußt hat.

Innerlicher Frühling sind diese Tage der Karwoche! Tage, in die trotz allen Ernstes schon wie Verheißung ein feiner Glanz der österlichen Freude fällt. —

Bekommen wir einen zweiten Mond?

Als an der Isar Palmen rauschten

Der verirrte Weltraumsplitter

Die Frage des Klimas der Erde hat gerade in letzter Zeit viele Wissenschaftler beschäftigt; eine einwandfreie Antwort auf diese Frage konnte aber bisher trotz der aufgewendeten Mühe nicht gegeben werden. Denn wir kennen nur die Wirkungen eines Klimas, das vor einer Unzahl von Jahren auf der Erde geherrscht hat, wir wissen aber nichts über die Ursachen, die dieses Klima schufen.

Während der Tertiärzeit herrschte, das wissen wir sicher, auf der ganzen Erde eine wunderbar milde Treibhaustemperatur. Unsere Gegenden waren mit einem ewig grünen Belag bedeckt; entlang der Donau und des Rheins, entlang der Isar und des Inns wuchsen Palmen und tropische Farnkräuter, wohnten Tiere, die wir heute nur in den Tropen antreffen. Wir stellen uns — als Laien — das Paradies ungefähr so vor, wie unsere Gegenden damals aussahen.

Dieser ewig grüne Gürtel reichte bis hoch nach Norden, nahezu bis an den Polarkreis, wo allerdings die Flora unter der immerhin schwächeren Sonnenbestrahlung eine nicht so üppige war wie in unseren Klimaten. Immerhin gab es damals kein vereistes Grönland, kein unter Schnee und Eis begrabenes Kanada und Alaska und kein arktisches Sibirien. Wie es nördlich des Polarkreises aussah, wissen wir nicht: hier fehlen uns alle Dokumente aus einer längst vergangenen Epoche der Erde. Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß die südliche Halbkugel aus dem Grunde klimatisch stiefmütterlicher bedacht gewesen wäre. Afrika, Südamerika und Australien hatten das gleiche Klima wie Europa, und der immergrüne Gürtel erstreckte sich auch im Süden bis an den südlichen Polarkreis. Die ganze Erde scheint demnach zu jener Zeit das gleiche Klima gehabt zu haben, ein sommerliches Klima, das Fauna und Flora zur vollen Entfaltung bringen konnte und auch brachte.

War der Mond der Störenfried?

Viele Wissenschaftler neigen zu der Ansicht, daß zu jener Zeit die Verteilung der Landgebiete eine andere gewesen sein muß als heute; daß sich beispielsweise die Hauptlandmasse im heutigen Stillen Ozean befunden, daß Afrika eine andere Lage eingenommen hätte und daß die stärkere Verdunstung der zentral-äquatorialisch gelegenen Wassermassen, beziehungsweise die gleichmäßigere Verbreitung, um die ganze Erde einen warmen Dunstschleier gelegt hätte, unter dem sich das Klima natürlich konstant erhalten konnte. Selbstredend waren auch die Meeresströmungen andere als heute, und das ist wichtig, denn wir merken den ungeheuren Einfluß des warmen Golfstromes beispielsweise auf unser zentraleuropäisches Klima, wenn wir dasselbe mit dem Klima Nordamerikas vergleichen.

Ein Himmelskörper, wie beispielsweise der Mond, hat einen gewaltigen Einfluß auf das Klima und auf die Lagerung der Erdoberfläche. Nun wissen wir, daß der Mond in früherer Zeit erst aufgetaucht ist, und so ist die Frage naheliegend: War der Mond der Störenfried? Hat er das ursprünglich paradiesische Klima zerstört? Eine Antwort, die alle befriedigen würde, vermag man darauf natürlich nicht zu geben. Jedenfalls scheint aus den Ausgrabungen Woolens in Mesopotamien hervorzugehen, daß der Mond vor nicht gar zu langer Zeit auftauchte und eine radikale Aenderung in der Gliederung der Erdoberfläche bewirkte. Und das ist schließlich selbstverständlich, denn der Mond ist in der Lage, die gewaltigsten Massen der Weltmeere zu heben und senken, und wenn so ein Körper plötzlich in wirkungsvoller Nähe eines anderen Körpers auftaucht, vermag er wohl gewaltige und radikale Störungen hervorzurufen.

Aber nicht nur der Mond allein. Wir sind schließlich — wenn auch in geringerem Maße — auch auf die anderen Planeten unseres Systems angewiesen, und da erweist sich die Tatsache, daß es ehemals einen ziemlich großen Planeten mehr gab als heute. Dieser Planet zog seine Bahnen zwischen Mars und Jupiter und zerschellte eines Tages aus unbekannten Ursachen, er löste sich auf, und die Splitter kreisen noch heute in ihrer alten Bahn, sofern sie nicht von den anderen Planeten aufgefangen wurden. Es ist nun wahrscheinlich, daß sich ein Stück dieses aufgelösten Planeten in die Erdbahn verirrte und hier festgehalten wurde und nunmehr als Mond die Erde umkreist. Es war daher eine doppelte Kraft, die sich damals bemerkbar machte, erstens die fehlende Kraft des zersplitterten Planeten, und zweitens die neu aufgetauchte Kraft des neuen Trabanten — und beide Kräfte zusammen können wohl die Formation der Erdoberfläche gründlich verändert haben. Damit auch das Klima.

Ein neuer „Himmelsbürger"

Nunmehr hat man aber in der letzten Zeit einen neuen, ziemlich großen, verirrten Weltraumsplitter entdeckt, der sich verdächtig nahe unserer Erde bewegt, in kaum sechs Mondentfernungen. Das ist, astronomisch betrachtet, sehr nahe. Und dieser Splitter, ungefähr zweimal so groß wie der Mond, hat außerdem eine spiralförmige Bahn, die ihn über kurz oder lang in den unmittelbaren Bannkreis unserer Erde bringen wird und muß.

Es sind nun zwei Möglichkeiten gegeben: Die erste, daß sich dieser Planet, denn als solchen müssen wir den Splitter wohl ansehen, zu nahe an die Erde heranwagen wird und — eines Tages verpufft. Solche Fälle sind schon vorgekommen, müssen daher als möglich angesehen werden. In diesem Fall würde die Ankunft dieses neuen „Himmelsbürgers" spurlos und wirkungslos vorbeigehen. Die zweite, daß die Erde sich diesen Splitter als zweiten Mond einfängt. Auch das ist durchaus möglich. In diesem Falle würden aber neue Kräfte auf unsere Erde zu wirken beginnen, die entweder die heutige Mondkraft aufheben oder verstärken könnten. In jedem Falle würde dies eine Neugliederung der Erdoberfläche bedingen und damit auch eine radikale Aenderung des Klimas. Vielleicht bekämen wir dann wieder ein Tertiärklima, ein Paradiesklima, wie es ehemals auf der Erde herrschte. Wie sich diese Oberflächenänderung der Erde vollziehen würde, auf einmal oder stufenweise, entzieht sich natürlich vollkommen unserer Kenntnis. Man kann da nicht einmal Vermutungen aufstellen.

Allerdings wissen wir heute noch so gut wie nichts über diesen „eventuellen neuen Mond". Und sein Kommen kann sich um einige tausend Jahre verzögern. Denn die Zeit spielt im Weltall bekanntlich keine Rolle. Dr. H. S.

Die „Martinière" wurde außer Dienst gestellt:

Statt Menschen: Zucker, Rum und Bananen

Das Schiff, das in 15 Jahren 19000 Sträflinge auf die Teufelsinseln brachte — Leutnant Goguets Erinnerungen

Die „Martinière", die „moderne Galeere", die seit 15 Jahren Frankreichs Sträflinge auf die Teufelsinsel gebracht hat, ist in diesen Tagen von ihrer letzten Fahrt zurückgekehrt. In Zukunft wird der Dampfer, der auf den Weltmeeren eine traurige Berühmtheit genoß, statt Strafgefangener Zucker, Rum und Bananen befördern.

Mancher wackere Seemann mag sich bekreuzigt haben, wenn ihm irgendwo auf dem Weltmeer die „Martinière" begegnet ist, jenes berühmte Schiff des Schreckens, das Frankreichs Sträflinge seit eineinhalb Jahrzehnten auf die Teufelsinseln transportierte. Nicht mit Unrecht hat man diesen Dampfer, an dessen Mast die Trikolore flatterte, eine „moderne Galeere" genannt, denn viele seiner Menschen, die auf ihm bedauert wurden, haben die Ueberfahrt zu den Bagnos in Ketten angetreten.

In Zukunft wird die „Martinière" nicht mehr Europas furchtbarstes Schiff sein. Zwar wird sie weiterhin im Auftrage der „Compagnie Nantaise de Navigation" ihren gewohnten Kurs fahren: Frankreich — Antillen — Guyana und zurück, aber sie wird nicht mehr gefangene Menschen, sondern Zucker, Rum und Bananen befördern und mit den Schiffen der Weltmeere fröhliche und unbeschwerte Begrüßungen austauschen. Soeben ist die „Martinière" von ihrer letzten Fahrt mit „menschlicher Fracht" zurückgekehrt, um in Kürze nach einigen Umbauten von ihrem gewohnten Heimathafen Ars-en-Ré als Schiff der französischen Handelsmarine in See zu stechen.

Der Kapitän bekam das Kreuz der Ehrenlegion

So tritt jener Mann, der 15 Jahre lang der Kommandeur dieses Schiffes war und auf 32 Ueberfahrten mehr als 19000 Sträflinge zu den Teufelsinseln gebracht hat, in den Ruhestand. Es ist Leutnant Charles Jules Goguet, ein hünenhafter Mann mit einem wallenden weißen Vollbart. Man hat ihm, der sämtliche Transporte in die Hölle der Bagnos persönlich leitete, zu seinem Abschied das Kreuz der Ehrenlegion verliehen, und fürwahr, es ist keine leichte und auch keine sehr fröhliche Tätigkeit gewesen, der Leutnant Goguet nun mit einem heimlichen Seufzer der Erleichterung Lebewohl sagt.

„Man tut als echter Seemann auf jedem Platz, auf den man gestellt wird, seine Pflicht", sagt Leutnant Goguet. „Aber es ist wirklich so: ich habe auf jeder Fahrt gehofft, es möge die letzte sein. Nun endlich hat die Reform der Strafvollzuggesetze, die unter der Zustimmung der ganzen Welt die Teufelsinseln abschaffte, der „Martinière" eine schönere Aufgabe zugewiesen. Nun übrigens waren die Ueberfahrten und die damit verknüpften Erlebnisse bei weitem nicht so romantisch, wie man gemeinhin unter dem Eindruck zahlloser Unterhaltungsromane annimmt. Die Mehrzahl der Gefangenen hat still ihr Los getragen, und ich kann versichern, daß die zahllosen Schilderungen von den Teufelsinseln sehr häufig starke Uebertreibungen darstellten."

Von Ars-en-Ré aus pflegte die „Martinière" in See zu stechen. Und zwar stets um vier Uhr morgens, um nicht allzu viele Neugierige anzulocken und rührende Abschiedsszenen zwischen den Gefangenen und ihren Familienmitgliedern auf ein Mindestmaß zu beschränken. Drei Sirenenzeichen waren der letzte Gruß an Frankreich, und selbst der verstockteste Uebeltäter konnte sich seiner Tränen nicht erwehren, wenn die französische Küste für immer im Morgennebel versank.

Nur nur ein einziges Mal hat es an Bord der „Martinière" in diesen 15 Jahren eine Meuterei gegeben, und zwar im Jahre 1935. Die „Reise der Verdammten" wurde stets von einem verschleierten Begleitschreiben der Regierung begleitet, das nur in Fällen höchster Gefahr, also bei drohendem Schiffbruch, Feuer oder Meuterei geöffnet werden durfte. Daraus konnte dann der Kommandant die Verhaltungsmaßregeln ersehen.

Ein Offizier bluft die Meuterer

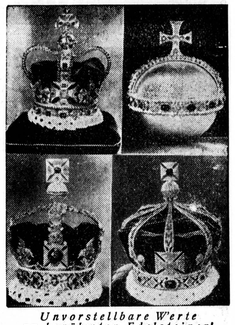
Noch niemals ist bis heute ein derartiges Schreiben geöffnet worden, darum kennt man auch seinen Inhalt nicht, der sich vermutlich auf das Schicksal der einzelnen Sträflinge bezieht. Als die Meuterei im Jahre 1935 ausbrach — zwei Kettensträflinge hatten sich befreit und 50 Kameraden mit Knüppeln und Holzplanken bewaffnet — wollte Leutnant Goguet gerade das versiegelte Schreiben öffnen, als der Zweite Offizier auf den Gedanken kam, den Aufrührern zuzurufen, ein französisches Torpedoboot tauche am Horizont auf, und man werde jeden Meuterer vor ein Standgericht stellen, wenn die Gefangenen sich nicht sofort auf ihre Plätze begeben. Da sich in der Tat am Horizont ein Schiff zeigte, ließen sich die Aufrührer einschüchtern, und die Wachmannschaften konnten sie entwaffnen, ehe es zu ernstlichen Kämpfen kam. Daß das angebliche Torpedoboot nur ein britischer Handelsdampfer war, haben die Meuterer nie erfahren.

Besondere Verhaltungsmaßregeln wurden stets erteilt, wenn „Stars" großer Prozesse, berühmte „schwere Jungens" befördert wurden. Diese Leute, die oft monatelang im Blitzlicht der Sensationsberichterstatter standen und geradezu eitel auf ihren, wenn auch traurigen Ruhm waren, trugen es besonders schwer, nun nur noch ein Sträfling mit einer Nummer zu sein. Mancher hat versucht, sich in einem unbewachten Augenblick über Bord zu werfen, aber die „Martinière" hatte in solchen Fällen die Anweisung, sofort zu stoppen und den Lebensmüden zu bergen, und so ist es in 15 Jahren nur fünf Männern gelungen, sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen — eine Tatsache, auf die Leutnant Goguet besonders stolz zu sein scheint. Manchen „berühmten" Namen kann der Kommandant aus seiner Passagierliste aufzählen: im Jahre 1908 wurde der berüchtigte Dr. Bougrat deportiert, 1931 Pöllitzonnet, der Mann, der den Polizeipräsidenten Bathe ermordete, und Armand Spilers, Frankreichs Ausbrecherkönig, der zweimal von den Teufelsinseln entflohen ist.

Nun wird die „Martinière" nicht mehr in Saint Laurent du Maroni ihre Anker werfen, wo die Bewohner der Teufelsinsel mit ihren großen Strohhüten stets ihre neuen Leidensgefährten zu erwarten pflegten, sondern wird um die Teufelsinseln herum nach Guyana dampfen, um statt der Justiz der Wirtschaft zu dienen.

Dies nebenbei

Die britische Oeffentlichkeit beschäftigt sich mit nichts so lebhaft wie mit der Königskrönung am 12. Mai. Das Zeremoniell der Krönungsfeier wird ausführlich besprochen, obwohl es sich eng an die Krönung König Georgs V. im Jahre 1911 anlehnen wird. Die Feier vollzieht sich im kirchlichen Rahmen. Sie beginnt mit der Salbung, der die Bekleidung mit dem Königsrock folgt. Sodann wird der König mit dem Weberwurf, dem Gürtel, dem Schwert und dem Königsmantel bekleidet. Alsdann folgt die eigentliche Krönung durch Ueberreichung des Reichsapfels, des Ringes, Zepters und der Krone. Der Erzbischof von Canterbury, als



Unvorstellbare Werte an berühmten Edelsteinen! Oben: Die Krone von England und der Reichsapfel. Unten: Die Staatskrone des Britischen Imperiums und die Kaiserkrone von Indien. (Weltbild.)

oberster Repräsentant der englischen Hofkirche, drückt dem König die Krone Eduards des Bekenners aufs Haupt. Diese Krone ist vor 300 Jahren aus der im 11. Jahrhundert geschaffenen Krone des heiligen Eduard umgearbeitet worden.

Der neu gekrönte König trägt sie aber nur einige Minuten, weil er sich dann die Krone des Imperiums selbst aufs Haupt setzt. Diese ist 1838 für die Königin Viktoria angefertigt worden und stellt einen ungeheuren Wert dar. Unter den über 2000 Diamanten, aus denen die Krone des Imperiums besteht, befindet sich der weltgrößte Diamant der Welt, ein Stein von 309 Karat. Diese Krone wird mit einem Kreuz geschmückt, das ebenfalls eine historische Bedeutung hat, denn ein Rubin in diesem Kreuz wurde der Sage nach vor 900 Jahren von Eduard dem Bekenner im Siegelring getragen.

Während auch die Lords bei der Feier ihr Krönchen aufsetzen, donnern die Kanonen zum Zeichen, daß die Krönung des neuen Königs vollzogen ist, und der Erzbischof spricht die traditionelle Segensformel. Der König nimmt dann die Bibel in die Hand und empfängt die Huldigungen. Er selbst krönt dann die Königin von Großbritannien. Zum ersten Mal wird übrigens auch die Königin-Witwe dieser Feier beiwohnen.

Es gibt aber für den Inhaber des Thrones noch eine dritte Krone, das ist diejenige des Kaiserreiches Indien. Als König Georg 1911 nach Indien fuhr, sollte auch den dortigen Untertanen das Gepränge einer Krönungsfeier geboten werden. Es ergab sich aber, daß nach einem alten englischen Gesetz die Krone die Grenzen des Landes niemals verlassen darf. Sie ruht wohlverwahrt in der Schatzkammer des Tower. Daher wurde für das Kaiserreich Indien eine besondere Krone angefertigt, die ein reich mit Juwelen geschmücktes Diadem im Werte von 1,5 Millionen Mark darstellt.

*

Frau Roosevelt, die Gattin des Präsidenten der Vereinigten Staaten, hält sich gegenwärtig in New Orleans auf. Man weiß, daß Amerikas „erste Dame" mit einer geradezu erfrischenden Offenheit über das Privatleben im Weißen Hause zu Washington zu plaudern pflegt. Sie verrät auf Wunsch gerne die Lieblingsgerichte ihres Mannes und nimmt auch gerne Vorschläge entgegen, die sich auf rein häusliche Belange beziehen. Was die Amerikaner aber noch nicht wußten, konnten sie in diesen Tagen aus dem Munde der „Landesmutter" hören. Sie trägt auf Reisen stets einen entsicherten Revolver in der Handtasche, mit dem sie auch umzugehen versteht. New Yorker Gefängniswärter erteilten ihr Schießunterricht, und es muß gesagt werden, daß sie sogar ein guter Schütze ist.

*

Das statistische Amt in den Vereinigten Staaten hat sich der Mühe unterzogen, festzustellen, wieviele Kilometer der Mensch im Durchschnitt täglich zurücklegt. Das Ergebnis ist nach Berufen geordnet. Der Briefträger hält den Rekord mit durchschnittlich täglich 35 Kilometern, ihm folgt der (autolose) Arzt, der mit 30 Kilometern eingeschätzt wird. Die Berufstänzerin tanzt allabendlich acht Kilometer. Der Tänzer zur eigenen Unterhaltung aber nur etwa zwei Kilometer. Der gewöhnliche Mensch soll etwa 13 Kilometer täglich zurücklegen, wozu bei einkaufenden Frauen noch zwei Kilometer kommen. Die Marschleistung einer Hausfrau im Haushalt wurde mit etwa 3000 Kilometern im Jahr berechnet.

NUMMER 12 DER 7. TAG JAHRGANG 8

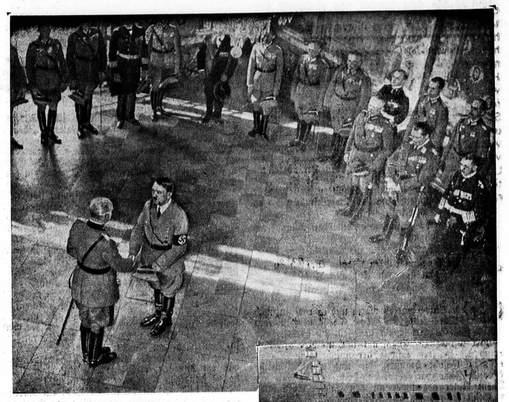
Zwei Jubiläen

Das Dienstjubiläum des Reichskriegsministers

Der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, beglückwünscht als erster im Ministersaal des Reichskriegsministeriums den Reichskriegsminister, Generalfeldmarschall von Blomberg, zu seinem 40. Dienstjubiläum. Rechts die Oberbefehlshaber des Heeres: Generaloberst Frhr. von Fritsch, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe Generaloberst Göring, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder. (Weltb., K.)

Der 60. Geburtstag Dr. Fricks

Dem alten Kämpfer und treuen Gefährten des Führers, Reichsinnenminister Dr. Frick, wurden an seinem Geburtstage zahlreiche Ehrungen zuteil. — Der Führer spricht Dr. Frick seine Glückwünsche aus. (Heinr. Hoffmann, K.)



Frankreich zeichnet Rüstungsanleihe

An der Pariser Börse herrscht große Lebhaftigkeit: die Rüstungsanleihe, zu der die Regierung aufgerufen, und die gleich einen gewaltigen Erfolg zu verzeichnen hatte, wird notiert. (Pressephoto, K.)

Das dänische Königspaar in Berlin

Das dänische Königspaar ist auf der Durchreise in der Reichshauptstadt eingetroffen, wo es unser Bild bei der Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof zeigt.

Flugzeuglandung am Zeppelin

Die ersten Versuche, mit dem Flugzeug am Luftschiff zu landen, sind durch den Chef des Technischen Amtes des Reichsluftfahrtministeriums, Oberst Udet, und dem Luftschiff „Hindenburg" erfolgreich beendet worden. Der Zweck der Versuche war, festzustellen, ob das von der amerikanischen Marine auf ihren Luftschiffen für militärische Zwecke entwickelte Verfahren sich für die Verkehrsluftfahrt nutzbar machen ließe. Dieses „Landen", für das die amerikanische Marine in dankenswerter Weise die Unterlagen zur Verfügung gestellt hatte, vollzieht sich dadurch, daß das Flugzeug von unten das Luftschiff anfliegt und sich in einem Bügel einhängt. Es ist so möglich, Post und möglicherweise auch einzelne Fahrgäste dem in Fahrt befindlichen Luftschiff nachzubringen und so zeitraubende Zwischenlandungen zu ersparen. Unser Bild zeigt den gleichen Vorgang, wie er seinerzeit an dem amerikanischen Marineluftschiff „Acron" durchgeführt wurde. (Pressephoto-Archiv, K.)

Das Ziel der „Spuklieger"

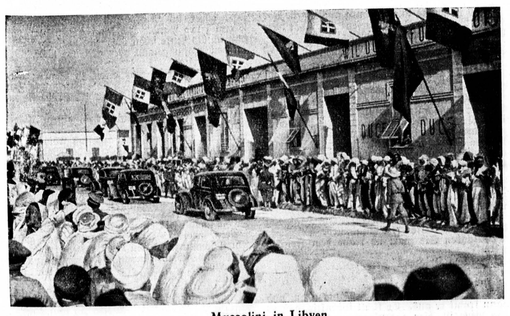
Kirkenes, der wichtige Hafen im allernördlichsten Norwegen, von dem aus die Verschiffung des Eisenerzes von Sörvaranger stattfindet, ist ein wichtiges Ziel der sowjetrussischen Spionage. (Pressephoto, K.)

Konteradmiral von Fischel,

der Befehlshaber der deutschen Seestreitkräfte in den spanischen Gewässern. Die deutsche Kontrolle erfolgt in dem Abschnitt der spanischen Südostküste zwischen Kap de Gata und dem Kap Oropesa.

Meisterwerk deutscher Arbeit

Deutsche Arbeiter und Ingenieure der Reichsautobahn vollbrachten eine neue technische Großtat. Die 93,5 m lange Autobahnbrücke über den Lech bei Gerstlhofen, die 11 000 Zentner wiegt, wurde kürzlich um 12 m verschoben. Dies war notwendig, um den zweiten Teil der Brücke auf dem Leergerüst aufzubauen. Unser Bild zeigt einen Stahlträger in der Drehenlage (Vorrichtung zum Schweißen).



Mussolini in Libyen

Die Ankunft des Duce in Tobruk. (Vedo, K.)

Der letzte Versuch

Bolschewisten beim Barrikadenbau in den Straßen von Madrid. (Weltbild, K.)

André Baron Foelckersam

Auf der Robbenjagd

Als Ture über die Bucht heimruderte, sah er durch den Nebel, der auf dem Meere lag, ein Licht blinken, der Vater mußte vom Fischen schon zurück sein. Ture holte einige Male tüchtig aus, dann legte er die Ruder bootslängs, das Boot glitt übers Wasser und stieß knirschend auf den Strand. Ture sprang aus dem Boot, zog es über die Flutmarke, nahm die Ruder über die Schultern und trug sie zum Bootsschuppen, ging zum Boot hinter und trug den vollen Rucksack ins Haus.

Er trat in die Stube und stellte den Rucksack ab. Der Vater sah auf.

„Du bist es, Ture. Wo warst du so lange?"

„Mußte langsam rudern," sagte Ture, „man sah nicht die Hand vor den Augen, so'n Nebel."

„Hast wohl Hunger?" fragte der Vater.

„'n mächtigen."

In der Stube war es warm und es roch gut nach Essen. Ture reckte die Arme, sie schmerzten vom Rudern. Es war schwer gewesen, sich heute abend zurechtzufinden. Rings um ihn nichts als Nebel und die heiseren Schreie der unsichtbaren Möven. Tures Gesicht brannte, bis unters kurze weißblonde Haar war es rot und heiß. Ture setzte sich dem Vater gegenüber an den Tisch. Er fragte: „Gesht du morgen auf Robbenjagd?" „Willst du mitkommen?" „Ja," sagte Ture. „Und, du hast mir neulich versprochen, daß ich das nächste Mal mitjagen darf." Der Vater sah Ture an. „So, habe ich das versprochen?" „Du hast es gesagt, als wir vorigen Domnerstag beim Fischen draußen waren," sagte Ture eifrig. Der Vater lächelte. „Na, dann wird's wohl stimmen." Ture sah den Vater strahlend an. Er nahm sich einen Teller voll Grütze, goß Milch hinzu und begann zu essen. Der Vater betrachtete ihn, während er aß. „Du bist bald ein richtiger Mann, Ture. Fünfzehn Jahre! Fünfzehneinhalb," sagte Ture. „Im Oktober werde ich sechzehn." Er blickte von seinem Teller auf und lachte. Ihre Augen trafen sich. Ture hatte dieselben Augen wie der Vater, graublau und sehr hell, nur waren sie strahlend, klarer.

Die Beiden aßen eine Weile schweigend. „Wann fahren wir aus?" fragte Ture. „Noch vor Sonnenaufgang. Aber sieh zu, daß ich dich nicht erst lange wecken muß."

Ture konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Er dachte an die Robben. Die Fischer von Sünskär hatten neulich große Schwärme gesichtet. Draußen im offenen Meer, bei den Klippen von Halvarsö, spielten sie und summelten sich in der Sonne, ließen sich von der Dünung auf- und niederschaukeln oder lagen stundenlang träge auf den heißen Klippen. Ture dachte daran, daß er, wenn er Glück hatte, vielleicht drei Robben töten würde, oder wenigstens zwei. Für ein Fell bekam man zehn Kronen. Wenn es drei waren, hatte er an einem Tage dreißig Kronen verdient.

Gegen morgen hielt er es nicht länger aus. Er stand leise auf, zog sich an und ging in die Ecke, hinüber, zu den Fanggeräten. Er prüfte die Harpunen mit Fangblase und Fangleine aus Robbenhaut, die schlanken, federnden Lanzen und die langen, scharfen Messer. Dann ging er hinaus, um nach den Booten zu sehen. Draußen war dichter, milchiger Nebel, die Luft war feucht und frisch. Ture stand eine Weile auf den Klippen, unter ihm lag das Meer. Er sah weder Himmel noch Wasser. Als er heimkam, saß der Vater schon beim Essen. Ture versuchte zu essen, aber er konnte vor Aufregung nicht essen. Er stand vom Tisch auf und begann sein Oelzeug überzustreifen. „Du hast ja nichts gegessen," sagte der Vater. „Ein Robbenjäger ist vorher tüchtig." „Ich habe schon gegessen," sagte Ture.

Der Vater zog sein Oelzeug an, steckte Tabaksbeutel und Pfeife in die Tasche, und sie gingen hinunter zum Strand. Ture hing hinter dem Vater und trug das Fanggerät. Der Nebel war jetzt durchsichtiger, der Himmel von hellem Grau, und man konnte schon die zackigen Umrisse der Klippen erkennen. Bald lag die Bucht hinter ihnen. Leise plätscherend glitten die Boote dahin. Im Osten wurde es zusehends heller. Ein zarter, silbriger Dunst lag über den Inseln, dann und wann ragten sie verschwommen aus dem einförmigen Grau und verschwanden wieder. Eine Schar Möven folgte den Booten, ihre kläglichen hungrigen Schreie standen in der Luft. Die Möven tauchten aus dem Nebel auf und schossen mit reglosen Flügeln über den Booten dahin, setzten sich auf Wasser, ließen sich schaukeln, flogen auf und verschwanden wieder im Nebel. Im Dunst des Morgens erschienen sie größer als sonst.

Ein Liedchen auf der Fiedel
Scherenschnitt von Franz Kirstein (Deike-M.)

„Wehr rechts, wir müssen über Sünskär!" kam aus dem Nebel die Stimme des Vaters. „Geht in Ordnung!" rief Ture zurück.

Er war heute sehr froh. Es war ein sonderbares, erregendes und mit nichts zu vergleichendes Gefühl der Spannung und Erwartung. Es war ein großartiges Gefühl.

Im Osten wurde der rosige Schimmer stärker, die Sonne brach durch die Nebelbänke, Himmel und Wasser färbten sich blutrot in ihren Strahlen. Ture ruderte jetzt neben dem Vater. Bald waren die Inseln hinter ihnen, und sie kamen ins offene Meer. In langsamen Dünungen rollten die Wellen heran, die Sonne schien heiß, und das Wasser sprühte und funkelte wie ein breitmaschiges, bewegtes, silbernes Netz. Links am Horizont tauchte ein kaum sichtbarer heller Punkt auf, die Klippen von Halvarsö. Der Vater war vorausgerudert. Ture hielt auf die Klippen zu. Er wandte den Kopf hin und her, kniff die Augen zusammen und beobachtete die weite Wasserfläche. Er sah nichts als das silberflimmernde, in Tausenden von Funken gligernde Wasser. Die Stille des Morgens, die Weite, das Abenteuer, das vor ihm lag, erfüllten Ture mit einer fieberhaften freudigen Unruhe. Als er in die Nähe der Klippen kam, tauchte links vom Boot ein Robbenkopf auf. Ture wandte geräuschlos das Boot und ruderte auf den dunklen Punkt zu. Die Robbe tauchte unter. Ture sah regungslos da und wartete. Er wußte, daß die Robbe gleich wieder auftauchen würde. Leise plätschernd glitt das Boot dahin.

Jetzt tauchte die Robbe wieder auf. Sie ließ sich träge auf- und niederschaukeln. Ihr nasses, dunkles Fell glänzte in der Sonne. Ture rührte sich nicht, er hörte nur wie sein Herz schlug. Die Robbe schien beruhigt. Das Boot glitt langsam näher. Die Harpune lag wurfbereit vor Ture. Noch ein paar Meter, und er war in Treffweite. Ein einziger, kräftiger Ruderschlag trieb das Boot vorwärts. Die Robbe verschwand.

Ture saß regungslos da und blickte nach allen Seiten. Vor seinen Augen flimmerte es von dem vielen Licht und dem unruhigen Gekräusel des Wassers. In der Ferne sah er das Boot des Vaters. Plötzlich tauchte die Robbe wieder auf, diesmal in nächster Nähe. Ture schlug das Herz bis zum Halse. Er riß die Harpune hoch, führte den Arm nach hinten, zielte und schleuderte sie mit einem kräftigen Ruck der Schulter. Die Robbe machte einen gewaltigen Satz und verschwand im Wasser. „Ich habe sie getroffen," dachte Ture. Er griff nach den Rudern und war mit ein paar kräftigen Schlägen an der Stelle, wo die Robbe untergetaucht war. Im nächsten Augenblick sah er die Robbe, dicht vor dem Boote. Ture riß die Lanze hoch. Die Robbe schoß mit aufgesperrtem Rachen aufs Boot zu. Ture sprang auf und stieß die Lanze mit aller Kraft in das offene Maul des Tieres. Er sah die Robbe zusammenzucken, ihr Kopf sank zur Seite. Plötzlich richtete sie sich schnell auf, ein Blutstrom schoß aus ihrem weitgeöffneten Rachen. Die Robbe stieß ein dumpfes tiefes Gebrüll aus, warf den Kopf hin und her und versuchte umsonst, den Lanzenschaft abzuschütteln. Ture starrte die Robbe an. Er zitterte am ganzen Körper. Mechanisch riß er eine zweite Lanze hoch und stieß sie der Robbe hinter die eine Vorderflosse durch Lunge und Herz. Die Robbe sank zusammen. Ture beugte sich über den Bootsrand und sah die Robbe an. Ihm war ganz heiß und kalt und wieder ganz heiß. Das Tier regte sich noch und peitschte matt das Wasser. Jetzt richtete es sich noch einmal hoch und blickte Ture aus seinen großen, runden Augen an. Ture sah fort. Ich kann diese Augen nicht sehen, dachte er, ich kann nicht. Er griff nach einem der langstieligen Messer und stach nach dem Herzen des Tieres. Ein Zittern ging durch die Robbe, das Wasser färbte sich rot. Ture fuhr mit der Hand über seine Stirne, sie war mit winzigen Schweißperlen bedeckt.

Er hörte jetzt Ruderschläge. Der Vater war herangekommen.

„Du bist ein ganzer Kerl, Ture," sagte der Vater. Ture antwortete nicht. Der Vater ruderte dicht heran und half ihm beim Herausziehen und Abspülen der Lanzen. Ture versuchte die Robbe nicht anzusehen. Sie schnürten dem Tiere die Vorderflossen am Leibe fest und banden es längs des Bootes an. Dann ruderten sie auf die Insel zu. Die tote Robbe schlug schwer gegen die Bootswand. Ture war weder froh noch glücklich, noch stolz. Er hatte es sich ganz anders vorgestellt. Er wünschte sich weit fort.

Sie legten an der Insel an und zogen die Robbe aus dem Wasser. Das Tier war schwer und groß, es war eine ausgewachsene Sattelrobbe, ihr Fell war glatt und naß, sie glitt öfters wieder ins Meer zurück, und es war nicht leicht, sie auf die glattgespülte Klippe zu schaffen. Der Vater stieg ins Boot, um die Messer zu holen. Er wird die Robbe gleich häuten, dachte Ture. Er begann schnell die Klippen hinaufzusteigen.

„Wohin willst du?" rief der Vater.

„Nachsehen, ob es Eidervents gibt," rief Ture zurück, ohne den Kopf zu wenden.

Die Insel bestand aus einem einzigen gewaltigen, zerklüfteten Granitblock. Niedriges Moos wuchs in den Spalten und hartes, stechendes Gras, und hier und dort stand ein verkrüppelter Wacholderstrauch. Ture kletterte immer höher. Oben angelangt, sah er jetzt auf der anderen Seite der Insel das Meer. In tausenden von Funken sprühend, dehnte es sich bis an den Horizont. Ture blieb stehen. Hier oben war es einsam. Der Wind fuhr ihm salzig ins Gesicht. Eine große, marmorweiße Wolke zog über die Sonne dahin, die Sonne verschwand, es wurde mit einem Male kalt, das Meer lag grau und tot da, und der riesige Schatten der Wolke glitt langsam über die Insel. Dann kam die Sonne wieder ganz heiß, und das Meer lag glitzernd und funkelnd unter ihm.

Als Ture auf der anderen Seite der Insel hinabstieg, sah er den Vater schon im Boot sitzen. Ture sprang in großen Sätzen die Klippen hinunter.

Die Boote entfernten sich von der Insel. Dort, auf den Klippen, wo die Robbe lag, hatte sich eine Schar Möven versammelt. Mit zornigen Schreien zankten sie sich kreisend und statternd um die Beute. Ture sah fort. Auf dem Boden des Bootes lag zu seinen Füßen das Robbenfell.

Es glänzte silbern in der Sonne.

Der Vater blickte zu Ture hinüber und lachte. „Na, bist du stolz, Ture?"

Ture versuchte zu lächeln. Er blickte aufs Wasser und vermied es, den Vater anzusehen.

Drei Preisgekrönte (Weltbild, M.

Roland Betsch

So ein Komödiant

Der Dichter Roland Betsch hat soeben den Kurt-Faber-Preis der Westmark erhalten.

Im D-Zug Berlin — Basel sitzt in einem dicht besetzten Abteil dritter Klasse ein glattrasierter Mann und liest ein Buch. Die Umwelt ist ihm sichtlich einerlei. Er liest mit einer gewissen Inbrunst. Man ist gezwungen, diesen Mann zu beobachten. Jetzt fängt er an zu schmunzeln. Beim Henker, ob ich will oder nicht, ich muß mitschmunzeln. Ich stelle fest, daß auch andere Fahrgäste den Mann beobachtet haben und mitschmunzeln. Sein Schmunzeln hat eine ansteckende Kraft. Jetzt wird das Schmunzeln stärker. Der Mann blättert hastig, als könne er es kaum erwarten, die Seite um. Das Schmunzeln steigert sich, es wächst zum stummen Lachen. Das runde Gesicht verzieht sich breit, die Zähne werden sichtbar; die Zwinkerungen verschwimpfen. Der Mann, durch die Lektüre behaglich angeregt, lacht. Lacht innerlich, lautlos, beglückt. Auch mein Mund wird breiter; auch die Münder anderer Abteilinsassen ziehen sich nach den Ohren. Der Mann selbst merkt es nicht. Er ist vertieft mit allen Fasern. Eine Dame beugt sich diskret vor und versucht den Titel des Buches zu ergründen. Sie macht alle Anstrengungen. Jetzt hat sie den Titel. Sie zieht ein Büchlein und notiert ihn.

Der Mann sitzt in das Buch verzaubert; verwühlt; verbissen. Mit Anstrengung atmend, inhaliert er es in sich hinein. Es muß, weiß Gott, ein tolles Buch sein! Jetzt kommt ein Ton aus seiner Kehle; ein gluckender, unterdrückter Kehlkopfton. Ich weiß, der Mann will laut lachen, hält sich aber zurück. Anscheinend will er seine Umgebung nicht belästigen. Seht hin, er windet das Lachen buchstäblich hinunter. Das runde Gesicht läuft rot an, die Augen treffen sich aufeinander. Die Neuglein werden feucht. Wir aber, die wir im Abteil sitzen, schneiden ungewollte Fratzen, als würden wir an einem unsichtbaren Draht gezogen, von einem gemeinsamen Pol aus magisch bewegt. Der Mann, stelle ich fest, kann sich nicht mehr halten. Ein Weilchen noch, und er wird explodieren. Wie ein Luftballon auseinanderplatzen. Schon ist ihm der Stehkragen zu eng; schon wird sein ganzer Körper wild geschüttelt. Immer weiterlesend, drückt ihm die Lektüre auf die Tränendrüsen. Wasser tropft aus den Zwinkeraugen.

Und nun bricht es endlich los. Die aufgespeicherten Lachkräfte, die geladenen Gesichtsmuskeln, die Zwerchfellgewebe entnehmen sich quantitos. Er kollert los. Er lacht laut, satt, hemmungslos, hustend. Sein Lachen sprengt alle Schranken, reißt haushohe Gegenstände nieder. Wir klopfen da und dort an. Weder einander wildfremd, sind wir feigende Gemeinsamkeit geworden.

„Entschuldigen Sie!", sagt der Mann und wischt sich die Tränen aus den Augen. „Entschuldigen Sie gütigst die Belästigung!"

Mich interessiert jetzt hauptsächlich das Buch. Ich stelle den Titel fest. „Die Teufelsreiter" von X . . ., einem mir unbekannten Verfasser. Ich notiere. Andere notieren auch. Ein Buch, worüber man so lachen kann, ist ein Kleinod.

„Um Gottes willen!" ruft plötzlich der Mann und springt auf. „Wo sind wir denn?"

„Kurz vor Freiburg."

„Und ich wollte in Offenburg aussteigen. Vor lauter Buch! Vor lauter Lesen! Das hat man davon. Der verdammte Wälzer!"

Er packt seine Sachen zusammen. Aergerlich ist er; richtig ärgerlich.

In Freiburg steigt er aus. Ich auch. — — Abends, o launischer Zufall, sehe ich den Mann im Wartesaal sitzen. Er liest in dem Buch. Er sieht mich nicht. Ich beobachte ihn. Aha, er fängt an zu schmunzeln, genau wie im D-Zug. Das Schmunzeln steigert sich, wird zum stummen Lachen und enklädt sich zur Salve. Andere Wartesaalbesitzlose sind intrigiert; lachen mit; erkundigen sich nach dem Buch. Notieren den Titel.

„Ach Gott", ruft der Mann plötzlich, „mein Zug! Höchste Zeit!" Rafft seine Siebensachen zusammen. Mit lautem Lesen versäumt man noch den Zug. Der verdammte Wälzer!"

Rennt davon. Ich hinterher. Im Laufgang des D-Zuges treffen wir zusammen.

„Erlauben Sie mal: ich traue dem Frieden nicht."

„Welchem Frieden?"

„Na mit dem Buch."

„Ach so! Ha ha ha!"

Wir zwinkern uns mit den Augen an, und dann kramt er aus. Er fühlt instinktiv, daß es das Beste ist, hier auszukramen.

„Es sind schlechte Zeiten", meint er, „ich war früher Charakterkomiker an einer Großstadtbühne. Jetzt reise ich in Makkaroni und Feinnudeln. Potziges Geschäft, kann ich ihnen sagen. Man braucht einen kleinen Nebenverdienst."

„Ich verstehe, da gehen sie einfach hin und —"

„— und lache mir ein paar Mark täglich zusammen. Das Geschäft ist gar nicht schlecht."

„Es ist mir nicht ganz klar — —"

„Na, ganz einfach. Ich habe mit einem Verleger abgeschlossen und mich verpflichtet, daß ich ihm seine alten Auflagen, seine Ladenhüter hinausschlache. Der hinausheule."

„Hinausheule?"

„Ja, an manchen Tagen flenne ich. Kommt auf den Witzer an, den ich absetze. Die Leute interessieren sich dann für das Buch; notieren es; laufen es."

„Und das Geschäft ist gut?"

„Ich bin zufrieden. Mit Flennen ist nicht so viel zu holen. Lachen rentiert besser. Lachen

Aber da war niemand. Der Wind riß knackend in den zerzausten Uferweiden.

An diesem Abend fand Monika zu Hause den ersten Brief seit vielen Wochen von Martin. Man sah dem Papier die weite Reise an und die vielen Menschenhände, die es getragen hatten. Starr und zitternd saß sie eine Stunde davor und wagte kaum zu atmen. Seine Stimme . . . Ganz deutlich hörte sie jetzt wieder die beiden Worte. Da war sein Bild im dunklen Rahmen über der Tischplatte. Das schmale, etwas kantige Gesicht, die großen, furchtlosen Augen, der Mund . . . War er nicht immer etwas spöttisch verzogen?

Im Nebenzimmer schlug die silberne Standuhr: teng . . ., teng . . ., teng . . . Blechern und höse zerhackte der Schlag die Zeit. Der spöttisch verzogene Mund bewegte sich, die Lippen wurden rot und voll. Die Stimme klang vertraut und lockend: Kleines Mädchen, hast du Angst, ich bin doch bei dir! Da war Martin Nönnebeck nicht mehr in dem Rahmen. Ravens blasses, etwas zergrübeltes Gesicht blickte sie an: Du gehörst zu mir!

Ja, ja, nickte Monika noch einmal. Unentschlossenheit und schmerzliche Zweifel würden endgültig heute, jetzt in diesem Augenblick. Wie aus einem Nebel heraus tauchten die Buchstaben aus seinem Brief auf. Fieber. Sümpfe, der Urwald, immer wieder der gewaltige, furchtbare und riesenstarke Urwald. Aber unsere Arbeit war nicht erfolglos. Ruschs Tod nicht umsonst . . . Alte Kulturen entdeckt . . . Jetzt waren die Buchstaben so fern, daß Monika immer nur Bruchstücke, Silben, Atemzüge in sich aufnahm. Da erwachte sie noch einmal vor dem Wort Wiederkommen, Wiedersehen. Ja, da stand es groß und unverrückbar: Ich komme wieder. Ein paar Wochen noch, dann ist alles überstanden. Da schon wieder: Der Urwald, der Strom, das Ergebnis unserer Forschung. Nichts von Liebe, Glück und Erwartung. Aufatmend und befreit sah es Monika. Nichts von Liebe, nur von Forschung und ihren Ergebnissen. Es war gut so. Die Zeit stand zwischen ihnen. Sie würde den Absprung erleichtern.

In der Nacht machte Monika noch einmal Licht. Nichts von der Freude des bevorstehenden Wiedersehens in dem Brief? Nein! Wieder und wieder las sie alle Zeilen, aber ihre Unruhe wich doch nicht. Stand nicht die Freude der baldigen Heimkehr zwischen jeder Zeile. Atmete nicht der ganze Brief Freude und Dankbarkeit?

Am nächsten Tag war sie krank. Sie floh aus der Unentschlossenheit in die Krankheit. Niemand sollte zu ihr kommen, auch Rave durfte sie nicht besuchen. Aber Frau Doktor Rusch konnte sie eines Tages nicht abweisen. Eine tapfere Frau saß an ihrem Bett. Ihr Mann war im Urwald am tückischen Fieber gestorben. Darüber konnte man nun nicht mehr große Worte machen. Es galt, sein Erbe zu verwalten. Diese Aufgabe war ihre ganze Freude. In der Auswertung der Ergebnisse der Expedition wollte sie ihren Mann ersetzen. Sie war selber wissenschaftlich genug vorgebildet, um dem heimkehrenden Martin Nönnebeck viele Arbeiten abnehmen zu können.

Monika zog die Bettdecke bis zum Kinn herauf. Sie fror vor Scham über ihren eigenen Zustand. War sie denn selber zu nichts nütze? Warum hatte sie nicht etwas gelernt oder eine handfeste Arbeit getan?

Aber da war wieder Raves Stimme bei ihr, tröstend: Du hast etwas Besonderes an dir! Sie richtete sich daran auf. Es war nicht ihre Schuld, wenn sie nicht studiert hatte. Gab es denn noch solche Eltern wie Vater und Mutter? Man tut dieses nicht und man kann doch nicht mit jenen verkehren. Arbeiten in einem fremden Haus? Das war früher nicht üblich und man hatte das nicht nötig. Das einzige Kind. Mutters Stimme war jetzt Rettung gegen diese selbstbewußte Frau, die zwei Kinder verlegte und nun als wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise bearbeiten wollte.

So stumm und voll Gedanken war Monika, daß Frau Rusch sie einmal prüfend ansah: „Sie freuen sich doch über das baldige Wiedersehen?" Es klang streng und verwundert, als erwarte sie keine Antwort.

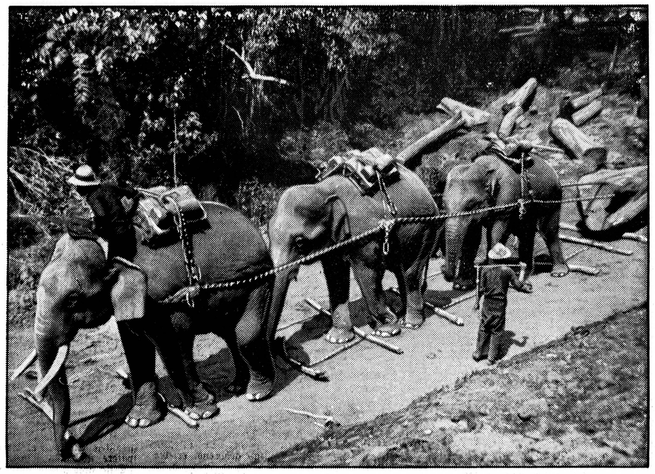
Aber Monika beeilte sich, eine Antwort zu geben: „Natürlich freue ich mich!" Und dann noch, fast wie eine Entschuldigung: „Achtzehn Monate sind eine lange Zeit."

Jetzt kamen ihr fast Tränen in die Augen, und Frau Rusch streichelte ihr einmal über die Hand: „Gewiß, ganz gewiß, Kindchen, eine lange Zeit."

Dann ging sie sehr rasch davon. Sie wartete nicht einmal ab, daß Frau Geheimrat Hiller sich von ihr verabschiedete.

Im gleichen Augenblick war Monika wieder gesund. Sie vergaß von einer Stunde zur anderen, daß sie überhaupt krank gewesen war. Sie wollte Rave brechen. Diese letzte Unterredung sollte auch die letzte Entscheidung bringen. Eigentlich war die Entscheidung ja schon längst gefallen.

Franz Rave antwortete nicht sofort. er war verreist; dann kam ein Brief aus München. Er arbeite jetzt sehr intensiv und könne nicht kommen. Was für eine Entscheidung denn Monika meine? Er wisse nicht, was noch entschieden werden müsse. Martin Nönnebeck käme schon in einigen Wochen zurück? Das sei gut, um ein für allemal die Sache aus der Welt zu schaffen. Im übrigen sei Monika hier längst angemeldet. Alle warteten auf ihr Erscheinen, das königlich gefeiert würde. Ein Fest, wie es nur Künstler erdenken könnten. Auch die Arbeit stehe unter einem guten Stern. Der zweite große Auftrag. Das Wandbild für den Konferenzsaal der Stahlbauindustrie sei gelungen. Etwas ganz Neues. Einzigartiges sei ihm gelungen. Er spare nicht mit Worten, sein Werk zu loben. Monika hatte Falten über den Augen, als sie weiterlas. Marins Brief und dieser: zwei von Grund auf verschiedene Welten. Aber gleich darauf nickte sie schon wieder. Der skrupulöse Mensch, der wahre Künstler durfte auch sein eigenes Werk loben. Galten überhaupt die üblichen Gesetze für außergewöhnliche Menschen?



Elefantentrott

Weltrundschau, M.

Wie kindlich rein war doch Raves Freude am gelungenen Werk, nichts von falschem Pathos und Ueberheblichkeit.

Sie wollte noch einige Tage vergehen lassen und aus der Ruhe einiger Tage, an denen die Eltern verreisten, antworten. Frau Geheimrat Hiller fühlte sich als eine moderne Frau, als sie keineswegs darauf bestand, daß Monika sie begleiten müsse. Wer streng und gleichmäßig erzogen worden ist, darf allmählich selber Entscheidungen treffen. Auch den regelmäßigen Verkehr Franz Raves in ihrem Hause hielt sich die Mutter sehr zugute: man kann nicht engherzig sein. Man muß sein Kind zu kennen, um ihm vertrauen zu können.

Die Stille, die sonst immer in allen Räumen der Hillerschen Wohnung herrschte, war nach der Abreise fast bedrückend. Monika öffnete manchmal die Fenster weit, um die Geräusche der Straße hereinzulassen. Sie besuchte Bekannte, Freundinnen. Man grüßte sie gleichgültig und Sittlichkeiten, besonders Schicksale von anderen Bekannten. Abends saß sie dann allein in der geräumigen Wohnung. Das Mädchen war ausgegangen. Die Stille und Verlassenheit einer solchen Wohnung ist größer als das Alleinsein in einem endlosen Wald oder unter einem nächtlichen Sternenhimmel.

Monika machte Licht im Eßzimmer, lief dann rasch in das sonst so heilige Arbeitszimmer des Vaters, zog Bücher aus dem Schrank, verstreute sie über Tische und Stühle, blätterte manchmal und las, immer wieder von der Stille beunruhigt. Als die Klingel durch alle Räume lärmte, atmete sie fast befreit auf. Ein Telegramm. Alle Gedanken flogen zu Rave, der sie sicher jetzt rief. Ein königliches Fest, wie es nur Künstler erdenken können, sollte gefeiert werden, wenn sie kam.

„Mit dem Dampfer „Viktoria" eintreffe Hamburg drei Wochen, glückliches Wiedersehen Martin." Sie bewegte das Telegramm hin und her, aber die Worte blieben, und sie bebielten auch ihren Sinn „glückliches Wiedersehen". Jetzt mußte doch etwas geschehen. Vielleicht öffnete sich die Erde und verschlang sie, oder die Decke brach ein. Ging die Welt nun wirklich weiter wie zuvor? Martin kehrte nach zwanzig Monaten zurück, und die Uhr lief weiter: tack, tack, tack, eilfertig und ungerührt.

„Er kommt zurück", stammelte sie ratlos und ohne Fassung. „Er kommt zurück", plapperten ihre Lippen gegen den Tisch des Vaters hin, zu den Büchern an der Wand und dann durch das Eßzimmer in ihr eigenes Zimmer zurück: „Er kommt zurück . . . in drei Wochen . . ." Die Luft zog sich staubig und trocken zusammen, sie stach beim Atmen. Hob sich nicht der Kopf aus dem dunklen Rahmen auf ihrem Tisch langsam höher: Ich komme wieder, liebe, liebe Monika. Schlicht und geradeaus, vertrauend und warm klang seine Stimme. Seine Augen ließen sie nicht mehr los. Zehn Minuten, eine Stunde lang.

Hin und her flatterten noch manchmal die Gedanken, aber die wenigen Worte auf dem Papier entschieden über die Zukunft. Zwanzig Monate sind eine lange Zeit, hat sie gesagt hatte. Unentwegt sahen sie seine hellen Augen an, vielleicht ein wenig streng oder ernst, aber es waren doch seine Augen.

Ganz ruhig und entschlossen verließ sie die Wohnung. Auf dem Postamt schrieb sie: Glücklich. Deine Monika. Drei Worte, aber genug. Jetzt konnte sie endlich wieder glücklich sein. Das mußte doch so sein. Oder war sie das etwa nicht? Martin kehrte endlich zurück, und alles würde gut werden. Stickig und heiß war die Luft in der Wohnung. Sie war doch glücklich, es konnte ja gar nicht anders sein.

— — — — — — — — — —

Franz Rave lächelte nur. Er lächelte einfach alle Bedenken und Zweifel fort. Entscheidung? Von was redest du denn immer, kleines Mädchen. Du kommst mit mir, und du wirst sehen, wie leicht alles ist. Die Eltern werden sich damit abfinden müssen. Und Martin? Franz Rave zuckte die Schultern. Er ist von jeher ein Pedant gewesen. Auch er wird sehen, daß man das Schicksal nicht aufhalten kann.

Noch einen letzten Versuch unternahm Monika, dem immer enger um sie sich schließenden Kreis zu entrinnen: „Es ist unrecht von mir . . . Es ist meine Pflicht . . ."

Aber Rave winkte mit spielerischer Bewegung ab: „Große Worte, kleines Mädchen. Viel zu große Worte um diese Sache. Weißt du denn, wie er nach so langer Zeit noch über dich denkt? Er hat seine Forschung, er wird sich noch der Mückstehe doch gleich wieder in seine Arbeit verkriechen."

Monika wollte noch sagen: Aber was kommt später? Später . . .

Rave legte seinen Arm um ihre Schulter. Sie hielt ganz still. Rave sprach leise, überlegend, werbend, von München, von Italien. Venedig. Von einem ewig blauen Himmel, von einem großen, alles übertönenden Glück. Von befreienden schöpferischer Arbeit. Dann senkte er unabsichtlich und schnell über zu den Vorbereitungen der Reise. Ein Brief für die Eltern. Ein Brief für Martin. Besser gleich nach der Ankunft, damit von Anfang kein Zweifel entstehen konnte. Er wollte selber in einem Brief an Martin alles sagen, was noch zu sagen übrigblieb.

Zu allem nickte Monika. Ja, er solle auch an Martin schreiben. Plötzlich war sie mitten in den Vorbereitungen zu einer heimlichen Abreise.

Die heimliche Abreise wurde eine Flucht bei Nacht und Finsternis. Morgens kamen sie in München an. Monika blieb in einem Hotel, und am Abend kam Rave wieder. Blaß und nervös wie sonst nie: „Weißt du, wir wollen doch lieber gleich nach Italien weiterfahren. Die Formalitäten habe ich schon erledigt."

Monika sah ihn überrascht an: „Ich war noch nie in München."

„Später, Kleines, später ist immer noch Zeit genug dazu. Auf der Rückfahrt . . ."

tete Frage? Sie war erschrocken und atmete in kurzen, heftigen Stößen durch die Nase.

„Man hat mir nämlich gesagt — ich war vorhin im Reisebüro — das Schiff werde schon heute in Hamburg erwartet . . ."

Pause.

Seine Stimme wurde plötzlich wach und fast vergnügt: „Wir fahren schon heute nach Italien weiter. Es ist alles so unfreundlich hier, nicht wahr? Morgen, morgen beginnt dann erst die wunderschöne Zeit."

„Und deine Freunde?" nickte Monika bestürzt. Sie dachte an die Worte von dem königlichen Empfang. Den Anfang hatte sie sich eigentlich ganz anders vorgestellt. Aber zu Ueberlegungen war keine Zeit mehr. Also wurde das Schiff schon heute erwartet. Martin! Martin! Ohne Bewegung wiederholten die Lippen den Namen. Fremde Stimmen wirbelten um sie her. Der Lift surrte leise, knackend öffnete sich die Tür. Ein Herr im schwarzen Frack verbeugte sich tief. Das Auto hastete lärmend und wie verfolgt zum Bahnhof. Jetzt in diesem Augenblick machte das Schiff im Hafen fest. Es ging alles so schnell um sie her . . .

*

Gleichmäßig und ohne Erregung tropfte die Unterhaltung in dem Abteil hinter Wolken von billigem Tabak auf und ab. Das Licht an der Decke flackerte. Martin starrte regungslos durch das Fenster. Draußen rückten Berge näher heran. Lichter blinkten auf. Stationen wechselten. Halt und Abfahrt. Das Abteil leerte sich. Zuletzt blieb Martin allein, und jetzt winkte er einen Schaffner heran: „Bitte, möglichst!" Er murmelte etwas von zu spät zum Zuge gekommen, aber der Schaffner wollte nur das Ziel der Reise wissen.

Hilflos zuckte Martin die Schulter. Der Schaffner hob mißtrauisch sein rotes Gesicht gegen den Reisenden. „Endstation, jawohl, bis zum Ende", stieß Martin schnell hervor.

Der Schaffner nannte den Namen der Station und schrieb die Karte aus. Martin blätterte inzwischen in dem Fahrplan. Stationen, Fahrzeiten, Fahrpreise. Nach sieben Stationen bis zum Ende. Er las die Reihenfolge der Dörfer an der Strecke vor und zurück. Kreidorf. Wo hatte er den Namen schon gehört. Der Schaffner sprach noch einige übliche Worte mit ihm vom Wetter und von der Zeit. Ja, es sei schon Schnee gefallen. Bis Kreidorf und Lohnau herunter habe es die ganze Nacht geschneit.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I.
Photos (2) / Historischer Bilderdienst.

Margarete v. Olfers:

Eine Jugendliebe wurde nicht erfüllt

Nach persönlichen Erinnerungen zum 140. Geburtstag Wilhelms I. am 22. März

Jedesmal, wenn meine Großmutter Hedwig von Olfers, eine gebürtige Ostpreußin, als hochbetagte Frau damals in Berlin lebend, irgend eine Begegnung mit dem alten Kaiser Wilhelm hatte, verfehlte er nie, sich der gemeinsamen Jugendtage in Königsberg zu erinnern, die damals schon nahezu ein Jahrhundert zurücklagen.

Aber offenbar berührte ihn der seltene Anblick einer Augenzeugin jener fernen Jahre vaterländischer Not nach Jena, die er in Ostpreußen durchlebt hatte, und gemahnte ihn, den Deutschen Kaiser, an den Wechsel der Zeiten, an das Auf und Ab der Völkerschicksale. Damals, als er in Königsberg meine Großmutter als Kind gesehen, war er nur der kleine zweitgeborene Prinz, der jedoch schon wachen Sinnes die Flucht des Hofes bis in die äußerste Grenze des Reiches und die auf dem Vaterlande lastenden Demütigungen empfunden hatte. Immerhin, auch er war damals noch ganz Kind gewesen, dem sich Ernst und Sorge mit Spiel und Fröhlichkeit mischten, und die Erinnerung an diese Zeit in Ostpreußen hatte trotz allem etwas Freundliches und zuweilen Heiteres für den Kaiser. Er wußte sich sehr genau auf Einzelheiten zu besinnen, vor allem waren es die Sommertage auf den Hufen, die Spiele in dem schönen vor den Toren der Stadt gelegenen Park Luisenwahl, die Spaziergänge und Fahrten über Land, an den Feldern vorbei mit ihrem blauen Rand von Kornblumen, deren er gern gedachte.

Zu den Kindern, die damals des öfteren nach Luisenwahl geladen wurden, um an den Spielen der Prinzen und Prinzessinnen teilzunehmen, gehörten eben auch meine Großmutter Hedwig Staegemann und ihr Bruder August. Ihrer Lebhaftigkeit und phantastischen Einfälle wegen waren die beiden besonders beliebt bei den Königstindern, die zu behaupten pflogten, daß es sich mit niemand so gut spielen ließe wie mit den kleinen Staegemanns.

Noch nach acht Jahrzehnten erinnerte sich der Kaiser mit ausgezeichnetem Gedächtnis im Gespräch mit seiner Großnichte dieser Spiele und manch kleiner an sich belangloser Vorfälle der Jugendjahre in Ostpreußen. Ein wenig gedrängt in den Schilderungen, immer aber noch plastisch vor der gleich ihm fast Neunzigjährigen stehend, sah er freundlich in ihr noch in hohem Alter anmutiges, sehr zartes und durchgeistigtes Gesicht, als wolle er die Züge der kleinen Hedwig wieder entdecken, des fröhlichen und unbefangenen Kindes, das mit der Prinzeß Charlotte, der späteren Zarin, über die sonnenbeschienenen Parkwege Luisenwahls lief.

Aber noch ein anderer Grund als diese kindlichen Beziehungen zu Königsberg veranlaßten den alten Kaiser, bei den Begegnungen mit meiner Großmutter inne zu halten, um sich mit ihr in ein längeres Gespräch zu vertiefen. Er wußte, daß sie als junges Mädchen der großen Liebe seines Lebens, der Prinzessin Elisa Radziwill in schwärmerischer Verehrung zugetan gewesen war und diese Verehrung bis in ihr Alter bewahrte. So wandte er dann die Unterhaltung auf Elisa, ja niemals, dies hat man mir später von meiner Großmutter berichtet, ist sie mit dem alten Kaiser zusammengetroffen, ohne daß dieser Name genannt worden wäre. Es war freilich, als des Kaisers Leben zur Neige ging, kaum noch jemand — mit Ausnahme der Kaiserin — in seiner Umgebung, der Elisa gekannt hatte, geschweige mit ihr so nah befreundet gewesen wäre wie meine Großmutter. Und wenn auch in dem Leben der beiden, des Kaisers und der sklichen alten Frau, vieles vorübergerauscht und Tatsächliches gelichen war und Neues sich gestaltet hatte, Glück und Leid dieser Liebe schien ihnen doch nicht wie ein blasser Traum, sondern nur wie ein der Allgemeinheit entrücktes Reich, zu dem sie nur allein noch den Weg kannten.

Auch hier begannen die gemeinsamen Erinnerungen in Königsberg. Die Gestalt der kleinen etwa fünfjährigen Prinzeß Elisa mit der Mähne blonden Haares, die sie ganz einhüllen konnte, schön und sanft wie ein Engel, leichtfüßig wie eine Elfe, tauchte schon bei den Spielen in Luisenwahl auf, und Prinz Wilhelm war bereits vor allen anderen dieser kleinen Kusine in knabenhaftem Entzücken zugetan. Elisa erwiderte die Liebe in ebenso kindlicher Weise. Mehr als ein Jahrzehnt später aber wurde aus dieser Kinderfreundschaft eine ernste Zuneigung auf beiden Seiten. Hedwig Staegemann sah Elisa erwachsen auf einem Hofball in Berlin wieder. Es war auf dem berühmten Kostümfest, das nach Thomas Moores Dichtung „Lallah Rook" gestaltet war, und zu dem kein geringerer als Schinkel die lebenden Bilder aus „Paradies und Peri" gestellt hatte. Elisa war als Peri von einer bezückenden unirdischen Schönheit. Auf diesem Fest war es bereits ein offenes Geheimnis, daß Prinz Wilhelm seine Verwandte leidenschaftlich liebte und sie diese Liebe erwiderte. Auch wußte man schon allgemein von den Schwierigkeiten, die sich einer Ehe der beiden durch die nicht gelöste Ebenbürtigkeitsfrage Elisas entgegenstellten, Schwierigkeiten, die besonders von der einer solchen Verbindung abholden Partei betont wurden.

Hedwig Staegemann, sehr bald zu dem nahen Freundeskreis Elisas gehörend, erlebte in der folgenden Zeit Glück und Leid, Hoffnungen und Enttäuschungen der Liebenden unmittelbar mit.

Während bedeutende Rechtsgelehrte in endlosen Verhandlungen — ein müßiger Streit für und wider — zu keinem Resultat darüber kamen, ob die Radziwills ein dem preußischen Herrscherhause ebenbürtiges souveränes Geschlecht seien oder nicht, sah endlich eine fremde Macht nach sechs Jahren den Ausschlag zu Ungunsten Elisas.

In Rußland war die Ehe des mutmaßlichen preußischen Thronfolgers mit einer Radziwill nicht genehm; es wurde angedeutet, daß dies unter Umständen für die Erbfolge verhängnisvoll werden könnte. Man ging noch weiter und wies auf die Enkelin der Zarin-Mutter, die junge Weimarer Prinzessin hin, die man als die geeignete Persönlichkeit, eine die preußische Königskrone zu tragen, bezeichnete. Der König, anfänglich auf Seiten seines Sohnes und Elisas, fügte sich, um politische Verwicklungen zu verhindern, den Wünschen Rußlands, und Prinz Wilhelm gehorchte seinem väterlichen Befehl. So trennten sich die Liebenden, die während des Verlaufs dieser sechs Jahre in ganz Europa mehr oder weniger Teilnahme erregten. Elisa, deren mädchenhaft zarte Liebe für Prinz Wilhelm eine Zeitlang schonungslos dem Blickfeld der Welt preisgegeben war, verzichtete schmerzlich, aber in schöner Haltung und trat zurück. Innerlich aber überwanden beide den Gang des Schicksals nie. Prinz Wilhelm ging den Weg der Pflicht, ohne Rücksicht auf Gefühl und persönliches Glück, das Wohl des Vaterlandes über das eigene Leben stellend. Dem geraden einfachen preußischen Wesen des alten Kaisers entsprach — auch nach der Einstellung der damaligen Zeit — sein Handeln: Gehorsam und Verzicht! Die Richtigkeit dieses zum Besten des Vaterlandes gefaßten Entschlusses bewies der spätere Ablauf seines Lebens.

Elisa aber stand nach dieser Zeit der Liebe und des Leides nur noch lose in dieser Welt. Ein flüchtiger Gast auf Erden, nahm sie jedoch unverbittert und mit warmem Herzen an den glücklicheren Schicksalen ihrer Freundinnen teil.

Prinzessin Elisa Radziwill (Selbstbildnis, Bleistiftzeichnung)

Die Bitte einer sanft Ruhenden, von allem Erdenleid Erlösten — Elisa auf dem Sterbebett — befand sich im Zimmer meiner Großmutter. Und die alte Frau pflegte in schöner Verehrung das Bildnis der Jugendfreundin an Geburtstagen mit Blumen zu umstellen. Zu diesen Tagen aber gehörte auch der 22. März.

Und wieder: **Nanga Parbat**

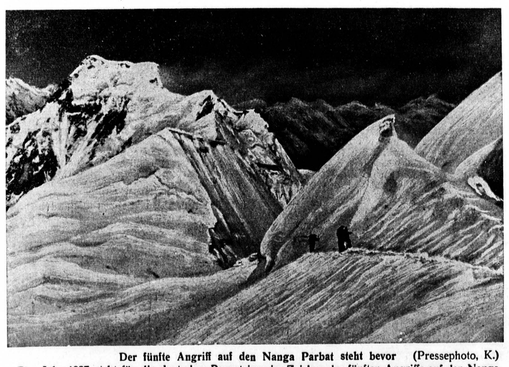
Neuer deutscher Sturm auf den „Achttausender" — Wissenschaft und Sport als Kameraden

Am 11. April schiffen sich in Genua die deutschen Bergsteiger für den fünften Angriff auf den Nanga Parbat ein. Die Namen der Teilnehmer standen in allen deutschen Zeitungen verzeichnet. Es sind alles, auch die wissenschaftlichen Mitglieder, geübte und erfahrene Bergsteiger, denn wer sich am Nanga Parbat versuchen will, muß ein Alpinist von hohen Graden sein. Nur ein einziges war bereits bei der so tragisch mißlungenen Expedition im Jahre 1934: Peter Müllritter. Er wird also den Giganten des Himalaya als einen bekannten wiedergrüßen und wiedersehen.

Von den übrigen Teilnehmern haben vier, Raul Bauer, Adolf Göttner, Dr. Hepp und Dr. Wien, im vorigen Jahr bei einer vorbereitenden Expeditionsfahrt den Sikkim-Himalaya durchzogen. Diese Expedition war vom Glück begleitet und hatte schöne Erfolge aufzuweisen. Bei dieser Gelegenheit haben sie bereits den größten Teil des Materials, das jetzt bei dem neuen Angriff auf den Nanga Parbat nötig ist, nach Kaschmir schaffen können.

Wer die zahlreichen Angriffe auf den Nanga Parbat und andere Berge des Himalaya aufmerksam verfolgt hat — den Kenner brauche ich nicht erst darauf hinzuweisen —, weiß, daß neun Zehntel vom Erfolge eines solchen Unternehmens von der Sorgfalt der Vorbereitungen abhängen. Nichts darf vergessen, nichts aus dem Auge gelassen werden, mit allen Eventualitäten muß gerechnet werden. Angriffe auf „Achttausender" müssen langsam, wohlüberlegt und etappenweise vorgetragen werden und bei all diesen Unternehmungen sind die letzten hundert Meter die schwersten. Furchtbare Stürme brausen in diesen Höhen, und die Luft ist zu dünn, um für die normale Atmung auszureichen. Viel hängt aufgrunde von der richtigen Auswahl der einheimischen Träger und Arbeiter ab, auf die man nicht verzichten kann.

Die Männer, die jetzt nach Kaschmir aufbrechen, wissen, daß ihrer eine furchtbar schwere Aufgabe harrt. Was in ihren Kräften steht, werden sie tun, um das mutige Unternehmen zu einem Erfolge zu führen, und sie wissen selber am besten, daß auch ein wenig Glück dazu gehört. Niemand in der weiten Welt wird ihnen die Hochachtung und die Bewunderung versagen, die allein schon ihrem Vorhaben zu zollen ist. Denn dieser fünfte Angriff beweist, daß hier ein wahrhaft heroischer Forscher- und Bergsteigergeist am Werke ist, ein Geist, der sich durch nichts abschrecken und ablenken läßt. Es geht um den Sieg über einen der höchsten Berge der Erde und die Erfahrungen, die dabei gemacht werden, können für die ganze Himalaya-Alpinistik von grundlegender Bedeutung werden.



Der fünfte Angriff auf den Nanga Parbat steht bevor (Pressephoto, K.)
Das Jahr 1937 steht für die deutschen Bergsteiger im Zeichen des fünften Angriffs auf den Nanga Parbat, der als einer der 13 Achttausender des Himalaja im Westen aus dem Industal emporragt. Unser Bild zeigt im Hintergrund den südlichen Chongra Prak, im Vordergrund Expeditionsteilnehmer beim Marsch über die steilen Schneefelder (Aufnahme der letzten Expedition).

Auf das Lager, das sich von Etappe zu Etappe langsam den Nanga Parbat hinaufschieben wird, wird das ganze deutsche Volk mit Herzklopfen und Spannung blicken. Wird es diesmal gelingen? Hier geht es um eine Aufgabe, wo sich Sport und Wissenschaft aufs innigste die Hände reichen. Beide sind aufeinander angewiesen, beide werden sich in den Erfolg teilen.

Die Stationen der Expedition sind nach der Ankunft in Kaschmir vor allem die Residenzstadt Delhi und Darjeeling. Dann geht es durch die Provinz Kaschmir in das Industal. Hier ist der eigentliche Ausgangspunkt. Die Ausrüstung wird noch einmal genauestens nachgesehen, durch die neu mitgebrachten Sachen und Apparate ergänzt und dann wird der eigentliche Aufstieg angetreten. Viel hängt dabei vom Wetter ab; die Wetterbeobachtung ist die wichtigste Aufgabe der Expedition. A. G.

Der einsame Weg

Wanderfahrten in U.S.A. / Von Hans O. Lange

2. Fortsetzung

Von Tapetenflundern und Nachtschatten

An der Embarcadero, San Franciscos berühmter und berüchtigter Wasserfront, liegt zwischen schmutzigen, langsam verfallenden Häusern, die in ihren höhlenähnlichen Räumen allerlei menschlichen Abschaum beherbergen, das „Stea Hotel". Dieses Hotel, das in einem Bädecker von California weder mit einem Stern noch auch nur mit der schlichtesten Erwähnung bedacht werden dürfte, gehörte zur Kategorie der „Flop-Häuser" wie man die billigen Hotels nennt, die lediglich dazu dienen, armen Teufeln, die ohne Anspruch auf Komfort und Behaglichkeit daherkommen, für wenige Groschen ein Nachtlager zu bieten.

Vor dieser fragwürdigen Karawanserie stand an einem nebligen Septemberabend Frank Inselhofer, der die Fassade mit gemischten Gefühlen beäugte. Hier also sollte er nun landen, nachdem er die ersten zehn Tage seines Aufenthaltes in San Francisco in dem Viertel zwischen Kearny- und Marketstreet verbracht hatte, wo es zwar vornehmer, dafür aber auch bedeutend kostspieliger zuging. Nach einem letzten Blick auf das Haus und einem seufzenden Achselzucken verschwand er in dem dunklen Treppenaufgang.

„Ja, 'n Zimmer is' noch frei, Mister. Kostet 50 Cents, Mister", brummelte ein alter Mann durch das kleine Gitterfenster, daß das „Hotelbüro" vom Korridor abschloß. Nachdem er umständlich und gewissenhaft den Dollar, den Frank ihm für zwei Nächte Unterkunft hingeschoben hatte, verstaut hatte, kam er aus seinem Käfig herausgeschlichen, um Frank in ein im dritten Stock gelegenes Zimmer zu führen. Auf der Treppe hingen die Bilder von General Haig, Marschall Foch und Präsident Wilson. Ueberall roch es nach Flit und ungewaschenen Socken. Oben angekommen, öffnete der Alte eine Tür und schob Frank in einen dunklen Raum. Nachdem er ihm noch das Licht angeknipst hatte, lauschte er wieder von dannen. Frank seinen Schicksal überlassend. Als dieser eine Weile nachdenklich auf dem wenig Vertrauen erweckenden Bett gesessen hatte, zog er sich langsam und widerwillig aus und legte sich nieder. Nach kurzem Halbschlummer erwachte er durch ein heftiges Brennen am Hals und an den Handgelenken. Als er das Licht anknipste, sah er gerade noch einige Wanzen eiligst in den zahllosen Löchern der Wand verschwinden. Er legte sich wieder hin, ließ das Licht noch eine Weile brennen, wurde müde, löschte es und wachte nach einigen Minuten durch verstärktes Brennen und Beißen erneut auf. Als er unter den Kopfkissen scharte, wimmelte es dort von Wanzen. Angeekelt stand er auf und setzte sich an das Fenster. Erst gedankenlos, dann interessiert blickte er über den Lichthof hinüber nach dem ihm gegenüberliegenden Fenster, aus dem verworrener Lärm klang, während dunkle Schatten hin- und herglitten, die miteinander zu ringen schienen. Frank lehnte sich weit hinaus . . . als plötzlich drüben das Fenster hochgeschoben wurde. Ein borstiger Kopf erschien und grinsend fragte es herüber in holprigem Englisch: „Hej Jungchen, willst'n Drink? Komm man rüber, die Tapetenflundern lassen dir doch nich' pennen!"

Frank kroch aus seinem Fenster und kappte vorsichtig über das von groben Nissen durchzogene Glasdach und stieg in die gegenüberliegende Stube. Da saßen zwei alte Männer auf dem Bettrand, die hatten vor sich auf dem Fußboden (Tische gab es nicht in diesem Hotel) eine Kaffeekanne stehen, aus der ein strenger Geruch auftrieg, und hielten in ihren breiten Tatzen zerbeulte Becher, aus denen sie große Züge nahmen. Der Alte, der Frank herbeigerufen hatte, wiblte eine Weile in der Waschkommode herum und tauchte schließlich wieder auf mit einer henkellosen Tasse. Er spülte sie notdürftig am Waschrohr aus, schenkte etwas aus der Kaffeekanne ein und hielt Frank die Tasse hin, wobei er murrte: Skaal! Frank, der dies für eine Begrüßung hielt, grinste und nickte dem Alten zu, dann nahm er einen tüchtigen Zug des verdächtigen Gebräus. „Mieaow", nickte der andere Weißkopf ihm ermunternd zu. „trinkt Kaffeepunsch wie ein alter Schwede!"

Wie Frank aus dem sich entspinnenden Gespräch erfuhr, war der eine der Alten ein schwedischer Schauermann (Hafenarbeiter), der schon vor 30 Jahren nach California gekommen war. Der andere war Finne, der noch den Goldrush von Klondyke mitgemacht hatte, ein Jahrzehnt auf den Walfischfängern der Westküste zugebracht hatte und nun mit seinem Freunde zusammen an den Docks arbeitete.

Als die Kaffeekanne geleert war, lotste Frank, der wußte, was sich für einen Gast schickt, einen Dollar auf den Tisch und die beiden anderen Männer warfen gleichfalls Silber dazu und dann wurde der alte Portier gerufen, der aus einer Flüsterkneipe an der Ecke neuen „Stoff" holen mußte. Wieder wurde Kaffee gekocht, in den dann der Stoff (geschmuggelter Schnaps) hineingeschüttet wurde, was zusammen einen Punsch ergab, dem es vielleicht an Güte, aber bestimmt nicht an Stärke gebrach. Die Alten tranken das Teufelszeug so hastig hinunter, als stünden die Prohibitionsbeamten schon vor der Tür, um es ihnen wegzunehmen. Sie brabbelten und brummelten allerhand konfuses Zeug, erzählten aus ihrer Jugend und vom großen Erdbeben in Frisko, aber richtig betrunken wurden sie nicht. War wohl schon alles Leder inwendig bei ihnen.

Als Frank gegen Morgen wieder über das Glasdach in sein Fenster schlitterte, stellte er mit Genugtuung fest, daß die Tapetenflundern inzwischen in Waffenruhe getreten waren, so daß er unbehelligt den versäumten Schlaf nachholen konnte.

Ein bärtiger Schutzengel

Als Frank Inselhofer gänzlich „blank" war und mit einer Zigarre, die er für seinen letzten Nickel (5 cents) erstanden hatte, unter Palmen auf dem wundervollen Union-Platz saß und mit leichter Ironie sich auszumalen suchte, was nun wohl aus ihm werden würde, erschien der berühmte Schutzengel in Gestalt eines zerlumpten bärtigen Bummlers, der sich neben Frank niederließ und genießerisch den Qualm von Franks billiger Zigarre einsog. Bald waren die beiden in ein Gespräch über die Zeitläufte vertieft, wobei der Bummler Frank den Rat gab, beim ehemaligen deutschen Hospital vorzufragen, wo er tüchtiger Arbeit finden würde. Obwohl Frank die Verheißungen seines zerlumpten Beraters skeptisch aufnahm, erwies sich doch bis zum Abend die Wahrheit dieser Behauptungen, denn an diesem Zeitpunkt war Frank bereits als „Handyman" (Mann für alles) vom Franklin-Hospital eingestellt. Die Verpflichtung war nicht die beste, doch hatte er ein Dach über dem Kopf und 40 Dollar monatliches Taschengeld. Er hauste in einem kleinen Bungalow mit einem schwedischen Mechaniker, einem Erfolgten, der die Dienste eines Heizers versah und einem Filipino, der einen Teil im Verwaltungsgebäude bediente. Ueberarbeiten tat sich niemand. So brauchte Frank vier Wochen, um mit einem alten Zimmermann zusammen einen neuen Zaun an der Straßenfront zu errichten. Droht zu ziehen und die Pfähle anzupinseln. Nach dieser Beschäftigung tauchte er eine Weile im Souterrain unter, wo er unter der Aufsicht eines verschrobenen alten Schotten Bettlaken und Kissenbezüge mit dem Hospitalstempel versehen mußte. Da ihm diese Beschäftigung bald zu langweilig wurde, ließ er sich zu den Malern versetzen. Hier riß sich schon gar niemand ein Bein aus; wer Eifer zeigte, machte sich mißliebig und wurde als Streber gebrandmarkt. Wenn Frank nicht in der Werkstatt alte Bettstellen anpinselte, wanderte er mit einem Farbtopf als Arbeitsvorwand halbe Nachmittage auf dem riesigen Terrain des Krankenhauses umher, besuchte die Gärtner in ihren Treibhäusern, genoß vom Wasserreservoir aus die Aussicht über die Unterstadt oder betrachtete sich die Hunderte von Meerschweinchen, die in großen Käfigen für etwaige Vivisektionen bereitgehalten wurden. Wenn wirklich einmal einer der zahlreichen Direktoren auftauchte, zückte Frank seinen Farbquast und bepann das nächstgelegene Stück Holz erbarmungslos mit irgendeiner Farbe zu bedecken.

Manchmal schämte er sich seiner Müßiggänge, aber was konnte er als eingelner in diesem Riesenbetrieb ausrichten, der vom Kellergeschoß bis zum Dachfirst mit Paragraphen und Vorschriften angefüllt war, die auf Kosten einer anonymen Gesellschaft (das Hospital wurde im Kriege als deutsches Eigentum enteignet und in Pacht gegeben) ein beschauliches Dasein führten. Mit seinen Arbeitskameraden konnte er sich auch nicht anfreunden, denn es war fast keiner darunter, mit dem er mal ein vernünftiges oder ernsteres Wort hätte sprechen können. Als er dann eines Tages wegen einer geringfügigen Angelegenheit mit dem ersten Portier Krach bekam, warf er kurzerhand den ganzen Krempel hin und bezog ein kleines Zimmer inmitten des Zeitungsviertels.

Frank wird Buchhändler

In seinen freien Stunden hatte Frank Inselhofer häufig Holmes Bockstall an der Marktstraße aufgesucht, wo er manchmal stundenlang in alten Schwarten herumkramte, auch mal ein Buch kaufte und sich mit dem Inhaber unterhielt. Dieser, ein alter Irländer, hatte scheinbar Gefallen an Frank gefunden, und so bot er ihm eines Tages an, an den Vormittagen den „Buchstall wahrzunehmen". Das Entgelt hierfür war zwar recht bescheiden, doch Frank war es zufrieden, da er sehr billig zur Miete wohnte und die übrigen Lebenskosten in Frisko ohnehin sehr niedrig waren. So wurde er zur Abwechslung mal Buchhändler und hockte nun stundenlang über amerikanischer Literatur oder stellte sich auch in den Sonnenschein auf die Marktstraße, durch die ein unaufhörlicher Menschenstrom auf- und abflutete. Mitnags um ein kam der alte Goary, um ihn abzulösen. Sie unterhielten sich dann noch eine Weile, Frank übergab die meist recht bescheidenen Einnahmen des Vormittags, und dann suchte er die kleine Cafeteria in der Dritten Straße auf, wo er für einen halben Dollar ein mehr als ausreichendes Mittagessen bekam.

Die freien Nachmittage verbrachte er mit Entdeckungsfahrten durch die Stadt, die ein Eldorado für hungrige Sucher nach abenteuerlicher Atmosphäre war. Die Chinesenstadt war wie ein farbensprühendes Aquarell aus dem Fernen Osten, umrahmt von einer modernen amerikanischen Stadt. Die zahllosen Chinesen gaben der Stadt das kosmopolitische Gepräge. Ihre spinnwebartigen Straßen und Gäßchen, die so gar nicht in das Straßenschachbrett der mittleren Stadt paßten, verlockten zu geruhsligen nächtlichen Wanderungen. Doch dem einsamen Wanderer konnte kaum noch etwas passieren, ist doch die berüchtigte alte Unterwelt seit der großen Erdbebenkatastrophe im Jahre 1906 verschwunden.

Mit magischer Gewalt zog es ihn auch immer wieder an die romantische Wasserfront. Hier, an der Embarcadero, faßte einst Jack London den Entschluß, zur See zu gehen, hier träumte einst Louis Stevenson und hier preßte Kipling einst das Wort „San Francisco ist eine wundervolle Stadt, sie hat nur einen Nachteil: Man kann sie nur schwer wieder verlassen!"

An der Wasserfront war noch ein Zeichen des alten bunten Frisco geblieben. Neben wuchtigen transpazifischen Dampfern schaukelten winzige chinesische Dschunken, hier trafen sich Seeleute aus aller Welt. Männer aus der Südsee, Portugiesen, Griechen, Deutsche und Skandinavier hockten auf den Stufen der Feuerstelle und starrten sehnsüchtig auf das Wasser, das ihre einzige Heimat ist.

Das verheißungsvolle Inserat

Eines Tages, als Frank in seinem Buchladen müßig die Spalten des „Examiner" überflog, blieb sein Blick an einem auffallenden Inserat hatten, das ihn im Nu aus seiner beschaulichen Ruhe aufscheuchte und das etwa lautete:

Wagemutige junge Männer gesucht für Expedition in die Südsee. P. O. Box 99 Seattle.

War er ein wagemutiger junger Mann? Selbstverständlich. Gehörten wagemutige junge Männer in muffige und verstaubte Buchläden? Selbstverständlich nicht. Wohin gehörten sie? Selbstverständlich in die Südsee. Nach dieser kurzen, aber eindeutigen Beweisführung gegen sein etwas bequem gewordenes Ich stand es für Frank fest, daß diese Expedition keinesweges ohne ihn starten würde. An diesem Entschluß konnten auch die bedächtigen Einwendungen des alten Geary nichts ändern, dem der hochtrabende Text des Inserates nicht gefiel und der deshalb zum Zuwarten riet. Frank schob verächtlich ob dieser altmännerhaften Zumutung. Mit dem Propeth Warten hatte er sein Lebtag noch nicht auf vertrautem Fuße gestanden. Sollte er vielleicht erst nach Seattle schreiben und sich dabei der Gefahr einer ablehnenden Antwort aussetzen? Als Mann der Tat würde er sofort nach Seattle fahren und sich vor dem Expeditionsleiter aufstellen, ehe noch die ersten Bewerbungen eingegangen waren.

So schied Frank mit seinem kärglichen Gehalt voll Unwillen von einem alten Manne, der in seinem Herzen nur das Beste wollte und die in Jahrzehnten gesammelten Lebenserfahrungen eines klugen und skeptischen Beobachters gegen den überschäumenden Tatendrang eines jugendlichen Hitzkopfes einzusetzen versuchte.

Fahrt nach Norden

Der „Admiral Farragut", Eintausendtonner, in den 90er Jahren in Grimsby gebaut, der in vierzig Lebensjahren ein Dutzend Mal den Besitzer gewechselt hatte, versah mit anderen Booten den Nutzendienst zwischen San Diego und Seattle, ging aber in den Sommermonaten bis nach Nome City in Alaska hinauf. Man sah dem Schiffen sein Alter schon an, der lange dünne Schornstein ragte wie eine Zigarette in den Himmel und der Schiffsbauch trug gut seine zwanzig Schichten Farbe. Wenn man die einmal abmeißeln würde, wäre der „Admiral Farragut" vermutlich nur noch ein Fünfhundert-Tonner.

Die Inneneinrichtung — man sollte eigentlich gar nicht davon sprechen.

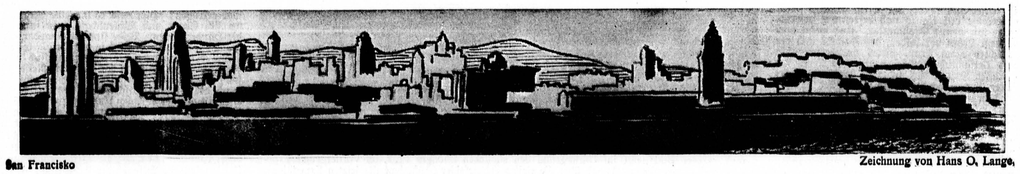
Der Salon erster Klasse war pickfeine Plüschgarnitur aus der Zeit, da Teddy Roosevelt mit seinen Rauhreitern den San Juan-Hügel auf Cuba hinaufpreschte. Die zweite Klasse war kastenförmig zweiklassig und wurde fast nur von Trommlern (Handelsreisende) benutzt. In der ersten Klasse war eigentlich nie jemand zu sehen, denn wer finanziell besser gebaut war, zog die neuen Dampfer der Konkurrenzlinien vor. Und dann war da noch das Zwischendeck. Steerage genannt, ein viereckiges Loch tief unten im Heck, wo man die Schraubenschläge schön deutlich zu spüren bekam. Die Betten standen zu viert übereinander, die unumgänglich notwendige Frischluft kam durch eine Luke, die zu dem „Speisesaal" führte. Bullaugen gab es nicht, wären auch nicht angebracht gewesen, da das Zwischendeck bereits einen halben Meter unter Wasser lag.

Auf dem Achterdeck standen und saßen die Passagiere der Unterwelt. Sie spuckten Priem in das Wasser, saßen auf aufgeschossenen Taurollen und warteten darauf, daß der Admiral in See ging. Die meisten von ihnen waren Holzfäller, die den Winter in Südcalifornia verbracht hatten und nun wie die Zugvögel wieder nach Norden zogen. Die Gelder waren verbraucht, wahrscheinlich hatten sie schreckliche Logischulden, und nun hieß es wieder arbeiten. Baumlange Kerle waren darunter, mit Fäusten wie Schmiedehämmer. Abseits standen ein kleiner galizischer Jude und einige undefinierbare Typen, wahrscheinlich Glücksritter, die durch Falschspiel und schäbige Betrügereien ihren Unterhalt bestritten und die man auf jedem Routenschiff an den amerikanischen Küsten findet.

Diese Holzfäller sind gutmütige Kerle, die sich gegenseitig vorprahlen, was für eine verteufelt gute Zeit sie in San Diego oder Los Angeles gehabt haben. Aber innerlich sind sie doch froh, daß es wieder an die Arbeit geht. Einige unter ihnen fahren schon zehn oder noch mehr Jahre dieselbe Strecke auf und ab, das sind die Veteranen der Lumbercamps (Holzfällerlager).

Frank Inselhofer, der auch zu den Passagieren des Schiffes gehört, ist über eine Deckbodenleiter in das Zwischendeck hinuntergeklettert und hat vorsorglich eine der oberen Kojen belegt. Koje ist allerdings etwas viel gesagt, eigentlich ist es nur ein Brett mit einer Wolldecke darauf und einem Kapoc-Kissen. Dann klettert er wieder an die Oberwelt, denn der Meßmann hat zum Essen geklingelt. Der Eßtisch ist nur klein, eng aneinandergepreßt sitzen die Männer da und harren der guten Dinge, die da aufgefahren werden sollen. Das Essen ist derb, aber reichlich. Jeder nimmt den Mund tüchtig voll und haut stillschweigend ein. Nur hier und da wird das Stillschweigen unterbrochen durch eine gegrunzte Aufforderung, mal das Brot rüberzuschieben, die Kartoffeln näherzurücken. Aber es ist eine angenehme Atmosphäre der Kameradschaft unter diesen Männern, ungeflisselt wie ihre Sprache. Nachdem der hawaineische Steward das Essen abgetragen hat, sitzen sie noch eine Weile um den riesigen Kaffeepott herum, machen sich untereinander bekannt und tauschen Erinnerungen aus. Auch der schwedische Vormann der Holzfäller, der die Vollmachten und das Gehalt eines Direktors hat, sitzt beileibe nicht in der ersten oder zweiten Klasse, sondern fährt Steerage mit seinen Arbeitern, die er als seine Freunde betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

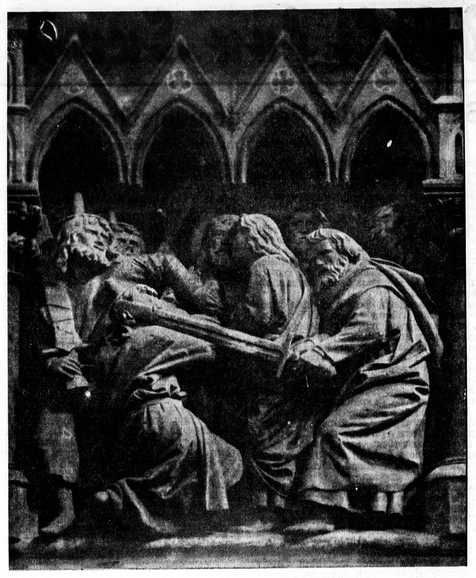


San Francisko

Zeichnung von Hans O. Lange.

Ein deutscher Meister schafft die PASSION

Die Reliefs am Lettner des Naumburger Doms. — Der bäuerliche Mensch als Träger der Darstellungen



Vielfältig sind im Reiche der Kunst, und nicht zuletzt der deutschen, die Darstellungen der Passion Christi. Eine einzigartige Stellung nehmen aber wohl die Reliefs am Lettner des Naumburger Domes ein. Uns ist dieser Dom im Herzen Deutschlands auf dem historischen Boden Niedersachsens bekannt durch seine sog. Stifterfiguren, jene Standbilder, von denen die Ekkehards und Uta als Urbilder des deutschen Menschen angesprochen werden dürfen. Es sind Menschen des sächsischen Adels, die hier in Stein gehauen die Jahrhunderte überdauern. Als ihr großes Gegenstück dürfen die Reliefs der Passion Christi gelten, in denen zum ersten Male in der deutschen Kunst der bäuerliche Mensch zum Träger und Mittelpunkt der Darstellung und Handlung geworden ist. Jene bäuerliche Menschen, denen im 9. Jahrhundert der Heliandsänger sein Hohes Lied vom Leben des Königs Krist in deutschen Worten und nach dem deutschen Herzen gesungen hat. —

Die Mitte des Lettners nimmt eine große Darstellung des Gekreuzigten ein, während an der Brüstung des Lettners in einer Folge von Reliefbildern das große Geschehen vom Abendmahl bis zur Kreuztragung in Stein gehauen ist, und zwar in einer Art und Weise, welche die starke innerliche Verbundenheit des Künstlers mit dem Volke erstaunlich offenbart. So wirklichkeitsnah ist die Formkraft des Meisters, daß wir meinen, wahrhaftige Menschen des niedersächsischen Landes dort zu sehen. — Aus der Folge der Bilder heben wir das Abendmahl, die Gefangennahme Christi und das Verhör vor Pilatus hier wiedergegeben. —

Das letzte Mahl

Nicht ohne Verwunderung wird der Beschauer vor dieser Szene verweilen. Was ihn anspricht, ist die ungeheure Realität der Darstellung: Menschen sitzen da um den Tisch, schlicht und natürlich in ihrer Haltung und Gebärde, ohne Pathos, ja ohne Ergriffenheit. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wäre es ein Mahl wie jedes andere, sehr sind die Teilnehmer mit der Stillung ihres Durstes und Hungers beschäftigt. Hinzu kommt, daß der Künstler auf die geheiligte Zahl Zwölf sogar verzichtet hat. Aber so stark ist sein Wirklichkeitssinn, daß er diesen Schritt ohne Schaden für das Bild tun zu können glaubt. Denn an der inneren Wirklichkeit dessen, was am Abend vor dem Leiden des Herrn beim Abschiedsmahle war sich ging, kann sich ja nichts ändern dadurch, daß nur fünf an dem Mahle teilnehmen statt zwölf. Die stark realistische Darstellung derer, die mit so großer Hingebung ihren natürlichen Hunger und Durst stillen, kann nur Blick und Gedanke stärker auf den in der Mitte richten, auf Christus, der seinen Jüngern ein anderes Mahl bereitet hat. Ruhig und gefaßt sitzt er in der Mitte der Tafel. Seine seelische Erregung tritt auf seine Züge, unverwandt geht nur sein Blick in die Weite. Er ist es, der die Zukunft weiß, von der die Jünger noch seine Worte nicht begriffen. Er weiß, daß sein Schicksal Verrat ist und reicht, ohne seine Gebärde zu ändern das Brot hinüber zu dem, der ihn den Feinden ausliefern wird. Zu seiner Rechten sitzt Johannes, der dem Meister im Leben besonders nahe stand; er allein nimmt ebenfalls an dem Essen und Trinken keinen Anteil. Die besondere tiefe Freundschaft mit dem Meister läßt ihn ahnen, daß etwas Großes geschehen wird. So machten aus diesem scheinbar so schlichten Bilde die tragischen Kontraste: die Kennzeichnung des Verräters und die unruhevolle Ahnung des Freundes, Motive, die dem germanischen Wesen besonders nahelagen. Eine Spannung liegt über dieser Szene, die den Hereinbruch eines großen Schicksals ahnen läßt.

Der Verrat

Der Naumburger Meister ist ein Schilderer ganz großen Stils, noch mehr: er ist Dramatiker, der die großen Szenen der Passionsgeschichte wohl für sein künstlerisches Werk auszunutzen verstand. Wir entsinnen uns, daß der schon erwähnte Heliandsänger, als er die Heilsgeschichte seinen Landsleuten vortrug, besonders lange und ausführlich bei der Szene verweilt, da Petrus zum Schwerte greift, und dem Malchus das Ohr abschlägt. Wieder ist es hier die germanische Auffassung von der Treue und dem Einsatz des Gefolgsmannes für seinen Herrn, die zum Durchbruch kommt. Im hier gezeigten Relief des Naumburger Meisters finden wir zu dieser Heliandstelle ein herrliches Gegenstück. Mit eben der gleichen Liebe hat sich der Künstler dieser Szene angenommen. Mit einem großen Zweihänder schlägt Petrus auf den Malchus ein und zwar so, daß diese Tat beherrschend im Vordergrund des Werkes steht. Trotz des engen Raumes und der Fülle der Gestalten ist auch in dieses Bild eine großartige Komposition gebracht: im Hintergrunde sehen wir immer mit der gleichen Ruhe und erdfesten Unerschütterlichkeit das Gesicht Christi, an dem Judas, der Abtrünnige, durch den verräterischen Kuß die Meintat tut. Gerade dieser Bericht mußte die deutsche Seele im Innersten erschüttern und ergreifen, hatte sie doch Verrat und Meintat als schwerste Verbrechen.

Oben: Die Gefangennahme Christi

Mit einem großen Zweihänder schlägt Petrus auf Malchus ein. Aus dem Gefühl der germanischen Gefolgschaftstreue, mit der der Manne seinen Herrn verteidigt, hat der Künstler gerade diese Handlung des Petrus bewußt in den Vordergrund geschoben.

Mitte: Das Abendmahl

Einfache, schlichte mit ihrem Boden verwurzelte, bäuerliche Gestalten, sind die Träger dieser herrlichen Szene.

Unten: Christus vor Pilatus

In diesem Relief offenbart sich die starke dramatische Gestaltungskraft des Künstlers; man beachte die Gesichter des Anklägers, des sich verteidigenden Pilatus und des wissenden, aber schweigenden Christus.

Vor Pilatus

Und nun die Szene vor Pilatus. Hier offenbart sich wiederum die künstlerische Gewalt des Meisters, mit der er dem leblosen Stein höchste seelische Ausdruckskraft verleiht. Hier hat der Beschauer wirklich den Eindruck, daß der Stein redet. Welche ungeheure Lebendigkeit auf den Gesichtern: Links der heftige Ankläger, angreifend die Haltung, fordernd die Miene. Sein Blick geht hinüber zu Pilatus, der mit prahlender Gebärde sich das Wasser reichen läßt und mit vielen Worten beteuert, daß er keine Schuld habe am Blute dieses Menschen! Und der steht zwischen den beiden, unbeweglich das Gesicht, ein Wissender und Starker, der durch sein Schweigen die vielen Worte erschlägt. — Links neben diesem Relief sehen wir in einer Lücke zwei Soldaten, die zwar als „Lückenbüßer", aber dennoch als eine künstlerisch vollendete Nebenschächtigkeit angesehen werden dürfen. Sicherlich sprechen die beiden über das, was vorgefallen ist, ihre Gesichter spiegeln in unübertrefflicher Deutlichkeit die ungeheure Bestürzung, in die der Prozeß Christi das Volk gestürzt hatte. —

So finden wir in dieser Naumburger Passion das Beispiel einer künstlerischen Gestaltung aus lebendigster Auffassung heraus, die aus gleichem Wesen und Gemütswerten zu uns spricht, und uns gerade darum so sehr ergreift.

Josef Johannes Link

Die Bilder sind entnommen der Kunstblattsammlung „Deutsche Kunst", Bd. 2, Lieferung 5. (Angelsachsen-Verlag, Bremen.)

Welt der Frau

„Sie diene der Volksgemeinschaft"

Gespräch mit der Berufsberaterin

„In welchem Sinne, nach welchen Grundsätzen wählt heute das junge Mädchen seinen Beruf?" fragte ich die Berufsberaterin, der ich in ihrem hellen freundlichen Arbeitsraum erwartungsvoll gegenübersitze. „Früher waren es entweder rein erwerbliche Erwägungen oder der Reiz einer besonders interessanten Betätigung, die die Berufswahl anregten und im Leben oft zu Enttäuschungen führten. Ich denke aber, daß bei der zielbewußten Organisation von heute, die die Jugend mit festen Händen faßt, sich auch hier wichtige Aenderungen durchgesetzt haben . . ."

Die Berufsberaterin sieht mich eine Weile nachdenklich an. Dann antwortet sie: „Das Ziel, auf das wir bei unseren Beratungen die jungen Mädchen immer wieder und wieder hinweisen, ist und bleibt der natürliche Beruf der Frau: Hausfrau und Mutter. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es vor allem notwendig, daß die jungen Mädchen den Beruf, den sie zunächst ergreifen, von seiner weiblichen Seite erfassen. Das ist auch der Grund, weshalb so sehr darauf gedrungen wird, daß die Mädchen vor der regelrechten Berufsausbildung sich gründliche Kenntnisse in der Hauswirtschaft erwerben. Leider werden diese Wissenschaften vom Kochtopf und Reinemachen immer noch von vielen etwas achselzuckend als reichlich unwichtig abgetan.

Eine Handwerkskammer weiß, was sie tut, wenn sie von den weiblichen Lehrlingen die Ableistung eines hauswirtschaftlichen Jahres als Voraussetzung für den Lehrbeginn fordert. Auch alle sozialpflegerischen und Lehrberufe verlangen den Nachweis gründlicher hauswirtschaftlicher Kenntnisse.

„Gewiß, für die meisten weiblichen Berufe kann Hauswirtschaft nutzbringend mitverwendet werden. Aber es gibt doch zahlreiche Erwerbszweige, bei denen es nicht so darauf ankommt?" frage ich.

„Es kommt immer darauf an! Ganz abgesehen davon, daß eine Jungzeichnerin im Beruf sich ihr Atelier, ihr kleines Heim, ihrer ganzen Gastlichkeit ganz anders einrichtet als ein männlicher Arbeitskamerad. Aber auch eine Schneiderin, eine Verkäuferin, müssen gründliches Verständnis für die Hausfrau und ihre Arbeit haben, wenn sie ihrem Beruf — wenn er auch unmittelbar nichts mit dem Haushalt zu tun hat — gerecht werden wollen. Die Schneiderin kann besser einer Hausfrau die richtigen Macharten zu praktischen Haus- und Arbeitskleidern raten, wenn sie aus Erfahrung weiß, worin diese Arbeit besteht. Die Verkäuferin muß ebenfalls Verständnis für den Wirkungskreis ihrer Kundin aufbringen, wenn sie ihr beim Einkauf auskunftgebend und beratend zur Seite steht. Außerdem verschafft die Kenntnis allgemeiner Hausarbeit soviel Umsicht und Verständnis und hat überhaupt ganz allgemein Einfluß auf die Charakterbildung. Es ist sehr bedauerlich, daß viele Eltern heute noch so wenig Verständnis für diese nötigste Ausbildung aufbringen und ein Haushaltsjahr für beinahe verlorene Zeit ansehen. Es wird oft eingewendet, daß die Anlernung durch die Mutter ja schon vorgenommen sei. Nun, das ist in vielen Fällen eine recht oberflächliche Schulung gewesen, bei der die Mutter oft zu wenig Zeit und Geduld, die Tochter zu wenig guten Willen aufbrachte. Und gerade Gründlichkeit ist hier ausschlaggebend. Wir müssen bedenken, welche ungeheure Verantwortung auf der Hausfrau heute lastet, die mit den vorhandenen Mitteln an Nahrstoffen aufs weiseste umgehen muß. Gehen doch drei Viertel des Volkseinkommens durch die Hände der Hausfrau . ."

„Und wie gehen Sie bei der Beratung vor?"

„Wir sind Beratungs- und Auskunftstelle. Es würde zu weit führen, auf alle Methoden im einzelnen einzugehen. Es kommt uns in jedem Falle darauf an, den ganzen Menschen zu erfassen; doch wir bemühen uns, die körperlichen, geistigen, charakterlichen Anlagen zu erforschen, die Familienverhältnisse, das Verhalten in der Gemeinschaft (Schule, BdM.) zu berücksichtigen und die Mädchen dahin zu bringen, ihre Verpflichtung zu erkennen, alle in ihnen liegenden Gaben zu wecken, zu stärken und sie der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Beruf soll Berufung sein! Dabei kann sich auch die Notwendigkeit ergeben, einen Beruf zu ergreifen, der Mangel an Arbeitskräften hat, sich nach dem Bedarf zu richten und nicht nur nach Lust und Liebe allein."

„Gibt es denn Berufe, die ausgesprochenen Nachwuchsmangel haben?" frage ich.

„Gewiß! Abgesehen von dem Bedarf an tüchtigen Hausgehilfinnen wird z. B. geeigneter Nachwuchs im Lebensmittelverkauf gebraucht. Das als Verkäuferin geeignete junge Mädchen geht lieber in ein Geschäft mit Konfektion oder Herrenartikel als in eine Fleischerei, Bäckerei oder in ein Butter- und Kolonialwarengeschäft. Hier werden gute Kräfte dringend gebraucht . . ."

„Gibt es auch Ausbaumöglichkeiten in den weiblichen Berufen?"

„Ja. Der persönlichen schöpferischen Kraft werden dadurch keine engen Grenzen gezogen. Nach einer gegebenen Ausbildung in einem der vielen Grundberufe kann dieser je nach Begabung, Einfällen und Bedarf ausgebaut werden. Die Säuglingsschwester kann eine Spezialausbildung in der Säuglingsgymnastik anstreben, die Schneiderin kann eine zuschneidewerkstatt für Hausfrauen aufmachen. So lassen sich in den verschiedensten Berufen Abwandlungen schaffen. Je sorgfältiger und umfassender die Ausbildung ist, um so mehr kann aus dem Beruf gemacht werden. Und wieviel Möglichkeiten gibt es, zwei sich ergänzende Berufe auszuüben! Die nicht voll beschäftigte Gutssekretärin kann sich in der Wirtschaft betätigen, die Sprechstundenhilfe des Arztes wird Möglichkeiten finden, sich durch Buchführung, Schreibmaschine und Stenographie ihren Arbeitskreis zu erweitern.

Die Anpassungsfähigkeit der Frau und ihre Begabung zur Ausübung verschiedener Tätigkeiten kann aus einem festen Beruf etwas sehr Wandlungsfähiges gestalten.

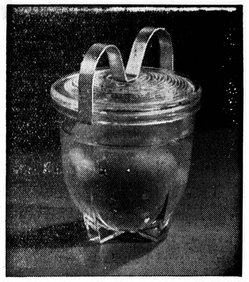
Die Frau von heute und morgen verlegt mit der Heirat ihren Dienst an der Allgemeinheit auf ein anderes Gebiet. Sie wird ihre im praktischen Leben bewiesene Einsatzbereitschaft, ihr berufliches Können, ihre Arbeitsdisziplinierung über den Kreis ihrer Familie hinaus z. B. in der NS.-Volkswohlfahrt, in der NS.-Frauenschaft zur Auswirkung kommen lassen."

Osterei im Glas

„Können Sie kochen?"

„Weiche Eier kann ich schon!"

Bei soviel Vorkenntnissen kann man dann freilich auch Ostereier im „Eierkoch" aus feuerfestem Glas bereiten. Man schlägt die Eier auf, — so unnachahmlich frisch, wie sie jetzt sind! —und läßt sie in das kleine Glasei gleiten. Dibt darauf irgendein Würzlein nach eigener Erfindung. Entweder pflanzlicher Art für Gemüseeier mit Petersilie, Dill, Schnittlauch, Tomate, Rettich, Gurke, fein und klein gehackt, oder derberer Art wie Speckwürfel, Schinkenkrümchen, eine hübsche Mayonnaisengarnierung. Im Wasserbad entsteht ein würziges Gericht für den Ostermorgen. Probieren Sie's!



Der Eierkoch aus feuerfestem Glas (Deike-M.)

Vernunft zur rechten Zeit

Ein kritischer Blick in Küche und Speisekammer

Es kommt jetzt gelegentlich vor, daß Hausfrauen von „Haus Falsch" oder „Haus Richtig" sprechen; das sind die glücklichen, die Gelegenheit hatten, die „Grüne Woche" in der Reichshauptstadt zu besuchen. Da waren diese „beiden Häuser" schön nebeneinander zum Vergleich aufgebaut. Es ist selbstverständlich, daß sich Hunderte von Hausfrauen mit sachverständigen Blicken davor drängten. In solcher Ausstellung lernt man viel, und darum wird man nun plötzlich mit sehr kritischen Blicken das eigene Haus oder die eigene Wohnung betrachten, und hier wieder ganz besonders Küche und Vorratskammer. Sind beide eigentlich so eingerichtet, daß sie den Erfordernissen einer verantwortungsbewußten Haushaltsführung Rechnung tragen?

Leider ist dies nicht immer der Fall. Viele Haustrauen stehen seufzend vor ihrer Küche und vor ihrer Speisekammer, denn beides entspricht leider nicht dem schönen „Haus Richtig", das man so gar auf der „Grünen Woche" bewundert hat. Wodurch unterscheiden sich denn nun hauptsächlich die beiden, „Haus Falsch" und „Haus Richtig"? Nun, im „Haus Falsch" ist eben alles unzweckmäßig. Falsch ist: daß zunächst schon Küche und Vorratsraum ungepflegt aussehen. Falsch ist: daß die Vorratskammer nach Süden geht und von der Küche überhaupt keinen direkten Zugang hat, wodurch der Hausfrau viel mehr Arbeit aufgebürdet wird. Den ganzen Tag scheint im Sommer die Sonne in die Speisekammer, so daß die Lebensmittel einem schnellen Verderb ausgesetzt sind. Zum Ueberfluß geht noch der Schornstein unmittelbar an der Speisekammer entlang und vollendet die Zerstörungsarbeit der Sonne.

Schönheit, Fenster und schadhaftes Mauerwerk sind für den Verderb natürlich der beste Mährboden. Beides ist selbstverständlich im „Haus Falsch" zu finden. Aber mit diesen Mängeln ist es noch längst nicht getan. Natürlich stellt hier auch die Hausfrau, die alles falsch macht, den Abfalleimer in die Speisekammer, damit er ihr nicht im Wege ist. Und natürlich hat dieser Abfalleimer keinen gutschließenden Deckel, so daß alle Unsauberkeiten gar faulender Reste durch den Vorratsraum ziehen. Alte Brotscheiben liegen offen auf einem Teller, längst vertrocknet und verstaubt. Um die Schüssel mit Aufschnitt, die auch offen steht, tummeln sich die Fliegen, und auf dem Fensterbrett steht die Käseglocke, wo der Käse in der Sonne zu Suppe zerläuft.

Mit diesen Hausfrauen stand ich damals vor der Küche des „Hauses Falsch", wo kein Ding an seinem Platz stand, wo ein altes Sofa mit unhygienisch schmutziger Decke neben dem Tisch stand, wo noch der unpraktische Küchenrahmen mit einig verblaßten Kranzen und Schafen zu finden war und im übrigen alle notwendigen Geräte zu einer vernünftigen Haushaltsführung fehlten.

Und dann haben wir alle das „Haus Richtig" bewundert. Boden der sauberen und hellen Küche die Speisekammer, luftig, also im Sommer nicht der Sonne ausgesetzt. Eine solche Stätte ist freilich eine Freude für die Hausfrau! Da gibt es keine krummen Ecken, in denen alte staubige, halbgefüllte Tüten herumliegen. Da werden alle Lebensmittel gut verschlossen in Glas oder Blechdosen aufbewahrt, so daß sie vor dem Verderben geschützt sind. Auf einem flachen, niedrigen und gut über sichtlichen Regal stehen die Einmachdosen, die sich so täglich überprüfen lassen. Daneben befindet sich an einem Regal ein kleines Schildchen mit der Aufschrift „Zuckervorräte", und darunter aufgereiht etwa ein Dutzend Glasdosen, mit Zucker gefüllt.

„Das ist eine glänzende Idee", sagte gerade neben mir eine Frau zu ihrer Freundin, „solche Zuckervorräte für die nächste Einmachzeit lege ich mir bestimmt auch an. Wenn man in jedem Monat bloß ein Pfund Zucker nebenbei kauft und sich auf Vorrat hinlegt, hat man nachher zur Einmachzeit den größten Teil des nötigen Zuckers beisammen!"

Auch für den Kleinkühlschrank, der ja wirklich in der kleinsten Speisekammer Platz hat und nicht größer ist als eine Kochkiste, begeisterten sich viele. Mit seiner Hilfe lassen sich auch im kleinen Haushalt die Lebensmittel gut für eine längere Zeit frisch halten. Und dann haben wir gleich noch gelernt, daß man kleine Vorräte, wie z. B. Gemüse, für den nächsten Tag, am besten in frisches Zeitungspapier wickelt und möglichst kühl legt. Die einfachsten Mittel sind oft die besten.

Wenn ich nun sagte, daß manche Hausfrauen seufzend vor ihrer Küche und Speisekammer stehen werden, so deshalb, weil sich manchmal beim besten Willen nicht alle Forderungen erfüllen lassen. Was will man z. B. machen, wenn die Speisekammer nicht nach Norden, sondern nach Osten oder Westen geht? — Da gibt es eben nur ein Mittel: Noch vorsichtiger, noch gewissenhafter in der Behandlung aller Vorräte sein. In solchem Falle wird die verantwortungsbewußte Hausfrau bei warmer Witterung grundsätzlich nie mehr Vorräte im Hause halten, als gerade für diesen Tag gebraucht werden.

Manche Hausfrau, die wenigstens einen großen kühlen und trockenen Keller besitzt, kann sich dadurch helfen, daß die Lebensmittel stets hinuntergetragen werden. Denselben sei noch heute hervorzubringen, das deutsche Bauern bei Handsaat in Dreck und Vogelmagen wertvolle Lebensmittel für den Winter, wie Kartoffeln, Kohlrüben, Kohlrabi, Rote Rüben, Sellerie, Obst, Weißkraut, Rotkraut, Wirsingkohl, Grünkohl, Rosenkohl, Blumenkohl, Spitzkohl, Endivien, Meerrettich, Schwarzwurzeln, Rettiche, Gurken, Tomaten, Zwiebeln, Knoblauch, Kürbis, Zucchini, Paprika, Pfefferschoten, Eier, Butter, Schmalz, Speck, Wurst, Fleisch, Fische, Hülsenfrüchte, Mehl, Grütze, Graupen, Reis, Teigwaren, Zucker, Honig, Marmelade, Obst, Obstsäfte, Obstkonserven, Gemüsekonserven, Fischkonserven, Fleischkonserven, Suppenkonserven, Milch, Milchkonserven, Käse, Quark, Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade, Bonbons, Kaugummi, Pralinen, Kuchen, Torten, Gebäck, Eis, Limonaden, Bier, Wein, Spirituosen, Tabakwaren, Zigaretten, Zigarren, Streichhölzer, Seife, Waschmittel, Putzmittel, Bohnerwachs, Schuhcreme, Schuhputzmittel, Lederfett, Lederöl, Gummipflege, Gummipflegemittel, Kosmetika, Parfüm, Puder, Rouge, Lippenstift, Augenbrauenstift, Wimperntusche, Haarwasser, Haarfärbemittel, Haarwuchsmittel, Haarwellmittel, Haarfestiger, Haarspray, Haarnetze, Haarnadeln, Haarspangen, Haarbürsten, Haarkämme, Zahnbürsten, Zahnpasta, Zahnpulver, Mundwasser, Rasierseife, Rasiercreme, Rasierwasser, Rasierklingen, Rasierapparate, Rasierpinsel, Nagelbürsten, Nagelfeilen, Nagelscheren, Nagelpflegemittel, Nagellack, Nagellackentferner, Hautcreme, Hautpflegemittel, Hautbalsam, Hautöl, Hautwasser, Hautpuder, Hautschutzmittel, Hautsalben, Hautbäder, Hautbadezusätze, Hautbürsten, Hautschwämme, Hautwaschmittel, Hautseife, Hautwaschseife, Hautwaschpasta, Hautwaschcreme, Hautwaschöl, Hautwaschwasser, Hautwaschpuder, Hautwaschschutzmittel, Hautwaschsalben, Hautwaschbäder, Hautwaschbadezusätze, Hautwaschbürsten, Hautwaschschwämme, Hautwaschwaschmittel, Hautwaschwaschseife, Hautwaschwaschpasta, Hautwaschwaschcreme, Hautwaschwaschöl, Hautwaschwaschwasser, Hautwaschwaschpuder, Hautwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschsalben, Hautwaschwaschbäder, Hautwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschwämme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschseife, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpasta, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschcreme, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschöl, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwasser, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschpuder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschschutzmittel, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschsalben, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbäder, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbadezusätze, Hautwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschwaschbürsten, Hautwaschwaschwa

Der Held

„So, Emilie, nun kannst du ruhig schlafen, die Maus ist mausetot!"

Höchste Eisenbahn

Der Vertreter B. L. Köhler hatte im Hotel „Schwarzer Adler" übernachtet. Er war etwas zu spät aufgestanden und mußte sich beeilen, wenn er seinen Zug noch erreichen wollte. Als er seine Rechnung in der Hotelhalle bezahlt hatte, fiel ihm ein, daß er in seinem Zimmer im dritten Stock eine Aktentasche hatte liegen lassen. „Hallo", rief er einem Pikkolo zu, „schnell, laufe mal nach Nr. 173 und sieh nach, ob da eine Aktentasche liegt!"

Nach ein bis zwei Minuten kam der Pikkolo die Treppe heruntergeschlendert und sagte: „Ja, mein Herr, die Aktentasche liegt auf dem Sofa!"

(Illustrert Familieblad.)

★

Erfahrungen

„Wenn meine Töchter sich verlobt haben, haben sie ihren Zukünftigen immer in unserem Hause kennengelernt!"

„Ja, mein Vater sagt auch immer, die beste Kuh kauft man im Stall!"

(Hemmets Journal.)

★

Beim Frühstück

„Wie gefällt Ihnen mein Kaffee, Herr Assessor?", fragte die Pensionswirtin.

„Hm", sagte der neue Gast, „er hat einen großen Vorteil und einen schlimmen Nachteil!"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, es ist ein Vorteil, daß keine Zichorie darin ist und ein Nachteil, daß auch kein Kaffee darin zu finden ist!"

(Husmodern.)

★

Verkehrte Welt

„Warum ich traurig bin? Siehst du, ich habe ein junges Mädel geheiratet, das so entzückend Klavier spielte. Aber kochen konnte sie nicht. Darum nahmen wir ihre Mutter mit ins Haus. Sie kocht wunderbar, aber sie kann nicht Klavier spielen . . ."

„Na, und . . ?"

„Jetzt spielt meine Schwiegermutter Klavier und meine Frau kocht!"

Hedwig Baumann wollte einen Scheck einlösen. Sie ging zur Bankfiliale und reichte das Papier dem Kassierer. Dieser drehte es um und gab es zurück: „Wollen Sie bitte girieren." „Was soll ich?" fragte Frau Baumann verständnislos. „Hier auf der Rückseite Ihren Namen schreiben, einfach, wie wenn Sie einen Brief unterschreiben." — „Ach so", sagte Frau Baumann und schreibt auf die Rückseite: deine Hedi.

★

Der Sohn eines Schotten kommt atemlos zum Vater gelaufen: „Vater, auf dem Hofe ist eine fremde Kuh zugelaufen, was soll ich nur machen?"

„Melken!" antwortete der Vater.

„Wie kommt es, daß deine Hausaufgaben heute richtig sind, Fritz?"
„Vater ist verreist!"

★

Sieg nach Punkten

Unser Forstmeister und sein zwölfjähriger Junge sitzen zur Zeit der Hirschbrunft eines Abends im Hochsitz und beobachten zwei kämpfende Hirsche. Hin und her wogt der Kampf, bis der eine Hirsch zu Boden geht, aber schnell wieder hochkommt und flüchtig wird.

„Der Achter hat also doch gesiegt!" flüstert der Vater dem Sohne zu.

Der antwortet trocken: „Aber nur nach Punkten!"

Die Aussicht

„Sag mal, wohnt der Fritz noch immer in der Wohnung, wo er die Aussicht auf das Gefängnis hat?"

„Nee, jetzt hat er die Aussicht auf seine Wohnung."

(Kölnische Illustrierte)

★

Einmal im Winter gab der Schriftsteller ein Essen für seine Freunde und Bekannten. „Deine Frau sieht aber strahlend aus", sagte einer seiner Freunde nach dem Essen zu ihm. „Ihr Kleid ist wirklich ein Gedicht!"

„Ein Gedicht?" antwortete der Schriftsteller bitter. „Das Kleid dort ist achtzehn Gedichte und drei Novellen — ich habe gestern die Rechnung bekommen!"

(Schweizer Illustrierte Zeitung)

★

Kringel zieht um. Er besitzt nur ein paar alte ererbte Möbelstücke, darunter auch eine sehr schöne Standuhr. Die transportierte er gerade. Erschöpft setzt er sie auf die Straße nieder und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Da kommt Trall über den Fahrdamm auf Kringel zu und fragt erstaunt:

„Mensch, aber das ist doch höchst unpraktisch! Sag mal, warum trägst du deine Taschenuhr?"

(Neue Illustrierte Zeitung)

★

Anton hat ein Anliegen. Anton will sein Anliegen anbringen. Er bestellt seinen reichen Freund ins Kaffee. Der Freund kommt.

„Nanu?" schnuppert er, „hier riecht es angebrannt!"

„Das bin ich", sagte Anton.

„Du?"

„Ja. Ich brenne darauf, dich um etwas zu bitten."

★

Zwei Protzen

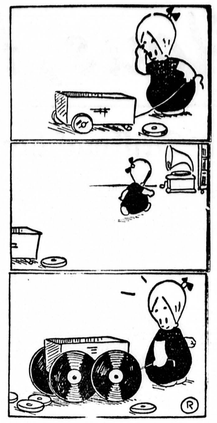
Zwei Schwerreiche sprachen von ihrem Reichtum.

„Ich habe so viel Geld, daß ich wirklich nicht mehr weiß, was ich damit anfangen soll", meinte der eine.

Der andere übertrumpfte ihn:

„Und ich habe so viel Geld, daß sogar meine Frau nicht mehr weiß, was sie damit anfangen soll."

„Kommt schnell! Peter will sich Bonbons kaufen — er hat zwei Pfennige gefunden!"
(Zeichnung: Bergström)



Gretchen weiß sich zu helfen (Söndagsn.)

★

Der Herrenfahrer stand vor Gericht. Er protestierte:

„Ich war nicht betrunken. Ich war nur angeheitert!"

Der Richter nickte:

„Das ist etwas anderes. Dann verurteile ich Sie nicht zu sieben Tagen Gefängnis, sondern nur zu einer Woche."

★

Dann wäre es einfach

Kitty steht vor Pelzen. — Tief ergriffen. Kitty seufzt: „Diesen Pelz möchte ich haben!" Knurrt Kittys Mann: „Wärste als Biber auf die Welt gekommen!"

(Fliegende Blätter)

★

„Einige Mahnung

Groll ist Grimm Geld schuldig. Seit ewig. Groll begegnet Grimm. Grimm grüßte kaum. „Nanu, Grimm? Warum grüßen Sie mich so eilig?"

Meinte Grimm: „Um Ihr Gedächtnis ein wenig aufzufrischen!"

★

Seltenheit

„Siehst du den Zwanzigmarkschein?"

„Ich sehe ihn."

„Das ist ein ganz seltenes Stück."

„Was ist an ihm so selten?"

„Daß er — mir gehört."

★

Schottisch

„Warum haben Sie nur einen Ihrer Zwillinge photographieren lassen?"

„Ach, die sehen sich so ähnlich, daß eine Aufnahme vollauf genügt!" (Weite Welt)

Damenbart Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Gé-Wa-Ke-Fur-Methode. Kostl. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Wz. 468 809 Gold. Medaille. Grosse Preis Deutsch. 1936, London 1935. Dankesfülle Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses) Kleinkur RM 2.75, Kurt RM 3.25, 1. groß. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helwaka G. m. b. H., Köln 114

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Herdfeger für Herd und Messer

Hastreiter's Kräuterkuren gegen **Kropf u. Basedow** Tee zum Trinken und Umschläge Unschädl. u. gutfrei. Bez. Sie kostenlos Broschüre Nr. 2 Friedr. Hastreiter Gauting bei München

Nähmaschinen kaufe bei **Ritter** Paderborn (Dom gegenüber) Prospekt gratis

Die Osterfeiertage bringen manche Mußestunde, in denen zur Unterhaltung gerne zu unserer Sonntagszeitung „Der 7. Tag" gegriffen wird. Durch seine interessante und gute Lektüre wird er aufmerksam gelesen, sodaß auch die **Heiratswünsche** besondere Beachtung finden. Es besteht deshalb die Aussicht, daß sie zum gewünschten Ziele führen werden. Der letzte Termin für die Einsendung Ihres Heiratswunsches für die Ostern-Nummer ist der 20.3.

bei Grippe **OLBAS** Schnupfen, Halsschmerzen? Schützen Sie sich mit

Deutsche Olbas-Ges. m.b.H. Magstadt b. Stuttgart

Hermannschule Kath. Privat-Lehranstalt. Gegr. 1891 **Bad Meinberg II a.** Teutoburgerwald Gymn. u. Real v. VI.-OI. Staatl. Lehrpl. KL Klassen. Mäß. Preise. Erste Referenzen. Haushalt d. Schwestern Prosp. durch die geistliche Leitung.

Brave, kathol. Jungmänner im Alter v. 20 bis 35 Jahr., welche sich zum kl. Ordensstande berufen fühlen u. Gott im Gebet, Ausübung der Krankenpflege, Landwirtsch. od. der ext. Missionsarbeit dienen wollen, finden Aufnahme im Mutterhaus St. Alexius zu Hesselt a. Alb. oder St. Josephs-Kloster, Berlin-Weißensee, Gartenstr. 1–5.

Herdfeger immer gleich gut

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Motorfahrrad m. 148.- Frontantrieb Außenlüftung Bereifung Stricker-Herrenrad geliefert m. RM 36.- Drei-Sperrenrad mit Fr. R.Br. RM 29.- Katalog kostenlos **E. & P. Stricker**, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 555

Heiraten

Reichs-Angestellt., 38 J., kath., (Weg. Halle Saale) 1,78 gr., hatt. Ersch., wünscht Dame gl. bald. Heirat kennen zu lernen Bildoff. u. Nr. 7122 an „Der 7. Tag", Paderborn, erb.

Kathol. Ehe doch, größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billige Jahrl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauenswürdig. Neuland-Verlag R Herne I. W., Mühlenstr. 7

MÄRKTE erschliessen ist Aufgabe planmässiger Werbung!

Echte, weiße **Dienstmagde**, flott, flink, billig, preiswert u. preiswert. Die neue große Musterauswahl erhalten Sie frei bis u. zurück. **Tuch-Kaufmann München** 161 Reichenbachstraße 3

Meine Werbeauswahl Edel-Rosen Ihrer Farben m. Namen ist etwas Besonderes! 10 Stück I. Wahl RM 3.10, m. Wahl RM 2.50 Markenware! Die seid. breiHausRM 4 10 bzw. RM 3 50. Preisliste üb. Obstb., Heckenpflanzen, Ziers. u. Beerensträucher gratis **Rudi Hartmann** Versandbaumschule Pinneberg 14 (Holst.)

50 Jahre Fachgeschäft versenden wir **Herren- und Damen-Stoffe** maßarbeiten an Private zu vorteilhaften Preisen. Fordern Sie Muster franko **Lehmann & Assmy** Spremberg 35 Tuchfabrik und Versand eig. u. fremder Fabrikate

Sommer-Sprossen Verschwinden wieder nach Gebrauch der Sommer-Sprossen-Creme. In allen Apotheken.

Asthma ist heilbar oder wenigstens weitgehend zu bessern, wenn es gelingt, die krampfhaftheit der Atmungsschleimhaut gegen die asthmaauslösenden Reize und die Krampfbereitschaft des gesamten Nervensystems gründlich herabzusetzen. In dieser Richtung wirkt und hat sich trefflich bewährt das „Silphoscalin". Es ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. — Kein Linderungsmittel von vorübergehender Wirkung, sondern eine Wirkstoffe Kombination zur ursächlichen Bekämpfung von Heiglarkeit und Krankheit der Atmungsschleimhaut, daher auch von nachhaltigem Erfolg gegen Husten, Verschleimung, Katarrhe, Bronchitis bei Jung und Alt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original „Silphoscalin", Packung mit 80 Tabletten RM. 2.75 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich Zusendung der interess. illustrierten Aufklärungsschrift 3302 v. Dr. phil. nat. Straub.

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 65 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 3504.

Sparhelfer für die ganze Familie, 17 Druckfelder größter Schoheinlaufabsch. 100 Seiten Textabsch. 661 günstige Angebote! Schreiben Sie heute, es übermorgen haben Sie es kostenlos! Preisbeispiel: Pfundpantoffel in verschied. Farben, mit Gummisohle. Größe 36-42 43-46 Mk. -.75 -.95 **Speier** Überlandhaus Frankfurt a. M. Nr 40

Herdfeger bewährt ergiebig - billig

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt. G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

6. Jahrg. – Nr. 13 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 28. März 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 65 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ostern der Kindheit

Wenn jemand eine Erinnerung an seine früheste Kindheit hat, so mag es sein, daß sie vom festlichen Glanz der Ostern umgeben ist. Daran ist nicht nur die Geschichte vom Osterhasen schuld, die mit ihren eigenartigen Vorstellungen dem kindlichen Herzen so reizvoll und liebenswert erscheint. Nein, auch das Frühlingsfest, daß wir uns nur vom hellen Schein der Märzensonne feierlich verklärt vorstellen können, hebt sich gerade darum von den vorausgegangenen, so stillen Kartagen um so leuchtender ab. Alle Glokken läuten wieder von den Türmen, und wer im Dorf seine Kindheit verlebte, dem bleibt das farbenfrohe Bild der Trachten und Festkleider unvergessen, in denen die Menschen an diesem Tage ihren Kirchgang machen. Aus der drückenden Enge der Häuser und Stuben drängen sie festlich ins Freie; und da kann es sein, daß man als Kind an einem solchen Ostertage selbst zum ersten Male in seinem jungen Dasein die Welt draußen mit unbegreifendem Staunen geschaut hat. Wenn es auch nur die Welt des kleinen Gartens hinter dem Hause war, oder die der ärmlichen Landstraße, die man zu solcher Zeit vielleicht zum erstenmal mit erwachenden Sinnen ins Nachbardorf zu den Großeltern gefahren ist. Etwas ist da in der noch so unberührten Kinderseele aus dem staunenden Schauen haften geblieben: Das Bild der Eltern in ihrem festlichen Staat und mit dem fröhlichen Lächeln auf dem Gesicht, die bunte Gruppe der Dorfhäuser, die ihre roten Schindeldächer wohlig sonnten, der breite, frühlingsüberglänzte Kirchturm, der wie ein Held mit blankem Helm aus den noch braungrünen Baumkronen ragte, oder das weite Feld, das frisch aufgebrochen, einen so berauschenden Duft ausströmte, oder gar der hohe blaue Himmel, dessen weißen Wolkenschiffen die kleinen Augen schon mit unvorstellbaren Träumen nachschauten. Ein Tag, an dem die Erde ganz in Glanz und Glück getaucht scheint — das ist Ostern der Kindheit, Ostern glückvoller Erinnerung.

★

Daß zu so zauberhafter Zeit sich Merkwürdiges ereignet, erschien uns gar nicht wunderlich. Und so kam uns auch gar kein Verdacht, als wir die Geschichte mit dem Osterhasen hörten, der überall, im Zimmer oder im Garten, auch beim Nachbar und bei den Großeltern seine seltsamen Eier gelegt hatte. Auch daß beim allgemeinen Eifer des Suchens die Aelteren nur selten oder nie etwas fanden, war ja sicher vom Osterhasen so eingefädelt; denn er ist doch offenbar ein Freund der Kinder und will nicht, daß die „Großen", zu denen auch schon der Bruder zählte, der eben aus der Schule gekommen war, durch ihre größere Klugheit und Erfahrung in irgendeinen Vorteil kommen. Ja, der liebe Osterhase muß wohl ein sehr wundersames Wesen sein nach dem, was wir alles aus den Ecken und Schubfächern, von den Schränken und unter den Betten hervorholten und draußen auf der Bleiche und unter den Stachelbeersträuchern fanden. Aber nicht nur das, er mußte auch sehr klug und verständig sein, also geradezu menschliche Eigenschaften besitzen; denn so sprachen die Großen von ihm, die ihn alle sehr gut zu kennen schienen. Er liebte (zu unserem besonderen Leidwesen) ebensosehr die Gerechtigkeit wie unsere Eltern; denn niemals durfte bei uns einer alles behalten, was er gefunden hatte. Es wurde, wenn das Haus und der Garten bis in den letzten Winkel durchsucht waren, die ganze „Ausbeute" redlich geteilt; so hatte es der Vater im Namen des Osterhasen feier-

Osterjubel bei den Großeltern / Zeichnung von Willibald Krain — Bavaria-Verlag, Gauting

Ostern im deutschen Land

Also spricht in Goethes großem Spiel Faust zu seinem Schüler Wagner:

Dem Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
im Tale grünet Hoffnungsglück;
der alte Winter in seiner Schwäche,
zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dort her sendet er, fliehend nur
ohnmächtige Schauer körnigen Eises
in Streifen über die grünende Flur;
aber die Sonne duldet kein Weißes,
überall regt sich Bildung und Streben,
alles will sie mit Farben beleben;
doch an Blumen fehlt's im Revier,
sie nimmt geputzte Menschen dafür.

Kehre dich um, von diesen Höhen
nach der Stadt zurückzusehen!
Aus dem hohlen finst'ren Tor
dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern:
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
denn sie sind selber auferstanden,
aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
aus der Straßen quetschender Enge,
aus der Kirchen ehrwürdige Nacht
sind sie alle ans Licht gebracht.

Sieh, nur sieh, wie behend sich die Menge
durch die Gärten und Felder zerschlägt,
wie der Fluß in Breit' und Länge,
so manchen lustigen Nachen bewegt,
und, bis zum Sinken überladen,
entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfes Getümmel,
hier ist des Volkes wahrer Himmel,
zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

lich und eindringlich verkündet, und die Drohung hinzugefügt, daß der Freund der Kinder sonst im nächsten Jahre nicht wiederkommen würde . . .

Ob dieses rätselhafte Wesen jemals einer wirklich gesehen hatte, wußte mit Sicherheit niemand; die Sache seines nächtlichen Besuches war auch so geheimnisvoll, daß wir Kinder schon gar nicht wagten, danach zu fragen. Wir glaubten aber sicher ihn gehört zu haben, wenn wir nachts mit wachen Augen in unseren Betten lagen und lauschten, ob nicht die Hoftür ginge oder die alte Treppe unter der schweren Last der Kiepe krachte. Ja, als der jüngste Bruder in einer Osternacht aufstand und — welch ein freventliches Unterfangen! — durch das Schlüsselloch auf den Flur hinausspähte, behauptete er hinterher, den Osterhasen tatsächlich gesehen zu haben, wie er vorbeihuschte. Er konnte ihn sogar genau beschreiben; aber wir glaubten diesen Berichten dennoch nicht ganz. Vielleicht fürchteten wir uns aber auch, etwas davon zu glauben, weil wir uns kindlich-unbewußt scheuten, ein Geheimnis zu entschleiern, an dem unsere sprühende Phantasie mit so viel Hoffen und Bangen und soviel Glückseligkeit gehangen . . .

*

Aber noch etwas anderes gibt es, das mir mit der Erinnerung an die Osterfeste der Kindheit unvergessen bleibt. Es war nämlich mit unserem Dorfe so, daß es am Fuße einer weiten Gebirgssenke lag, deren abfallendes Land an klaren Frühlingstagen wie ein großes Buch vor unseren Augen aufgeschlagen dalag. Einzelheiten konnte man auf so große Entfernungen kaum erkennen, höchstens die Kirchturmspitzen, die wie die Nadeln auf einer Generalstabskarte aussahen und die Nachbardörfer anzeigten.

Wenn es aber Osterabend wurde und die Dämmerung wie ein großer Falter sich über das Land niederließ, dann flammten überall hohe Feuergarben auf. Und auch vor unserem Dorfe brannten die Burschen das Osterfeuer an, das gewaltig in den Abendhimmel lohte und seinen roten Schein über das ganze Dorf warf. Osterliche Lieder klangen dabei auf, und wir dachten, daß auch dort im Land, auf das wir hinaussahen, um jedes Feuer die Menschen sangen. Wir durften damals noch nicht hinaus an das Feuer, aber vom Fenster unseres Schlafzimmers aus hatten wir einen herrlichen Ausblick. Brennendes und singendes Land! Das war der Osterabend der Heimat! Wie viele Jungen waren diese Flammen, Jungen, die zu den feierlich blinkenden Sternen am Himmel sprachen. Von der tiefen Freude gewiß, die an diesem Tage in allen Menschenherzen ist . . .

Und wenn das letzte Feuer verloschen, glänzte noch der Sterne stiller, silberner Schein. Ein großer Friede war überall, im Land und bei den Menschen, auch in unseren kleinen, dem Leben noch so fernen Herzen. Und die Nacht war voller Geheimnisse und Träume, wie sie die ersten Frühlingsnächte mit so großer Seligkeit erfüllen.

Begegnung

Kleine Ostergeschichte von Horst Biernat

Ah, so ein blanker Feiertag, und der Himmel wie Seide, und das Grün der Bäume wie eine zarte Ahnung. Wohin heute? Durch Wälder zum freien Fluß, im Frühjahrsfrack, aber den Wintermantel noch vorsorglich überm Arm. Ja, zieh tief ein die gute Luft, die weiche, laue. Noch sitzest du zwar hinter Glas und über kreischenden Rädern, und gefegt voll sind Motorwagen und Anhänger, — aber schon rattert die Tram aus dem Bereich der letzten Häuser heraus, und du ahnst den Wind, der frei heranstreicht, aus dunstiger Ferne übers grünende Feld.

Der Schaffner ist so ein freundlicher, alter Mann, aber entschieden zu dick für den Feiertagsbetrieb. Er hat es längst aufgegeben, sich durch die festgekeilte Menschenmenge hindurchzuzwängen. Er steht mitten im Wagen, ruft die Haltestellen aus, und schwenkt die Blocks hoch in der Luft: Wer noch keinen Fahrschein hat, bitteee! Und sieht du, die vertrotzten Gemüter werden vor seiner Hilfslosigkeit weich, oder weil heute Osterfeiertag ist, weiß Gott. Ueber die Köpfe hinweg wandern die Zehner in seine Tasche und die gelochten Scheine zurück; jeder ist der Schaffner des andern und, nein, niemand drückt sich vorm Bezahlen. Mächt du zufällig jemand an, so hält er dir schon seinen Fahrschein deutlich unter die Nase, und dabei merkste ich jede Wette eingehen, daß er dem Blick des Schaffners kaltblütig standgehalten hätte, auch ohne seine Fahrt bezahlt zu haben.

Neben mir sitzt eine alte Frau, und neben ihr eine junge, und jede von ihnen hält zwei Kinder auf dem Schoß: Enkel der Alten, Kinder der Jungen. Der Vater steht eingefercht draußen auf der Plattform, alle Augenblicke ruft eines der Kinder nach ihm, und sofort erzählt von draußen mit Engelsgeduld seine Antwort. Dreißig, vierzig, fünfzigmal, bis ich das Zählen aufgebe . . .

Es sind sehr unruhige Kinder, und es ist der alten Oma sehr peinlich, daß sie sich die Füße dauernd an meinen Hosen abwischen, aber ich mache ein nettes Gesicht dazu, obwohl es schwarzgewichste Kinderstiefelchen sind und nagelneue Osterhosen. Ich kann die Alte gut beobachten. Jedesmal, wenn der freundliche Schaffner sein Sprüchlein aufsagt, schaut sie empor und sinniert und sinniert . . .

Sie mag ein wenig über die sechzig hinaus sein. An ihrer welken Hand blinkt ein dünngeglühter Ehering, der tief in die Haut schneidet. Die Familienähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter ist groß, und demnach muß das Aelchen mal eine hübsche junge Frau gewesen sein. Sie spricht ein unverfälschtes Schwäbisch. Das klingt immer so'n bißchen aufgeregt, weil's so zischt. Aus ihrer Unterhaltung mit den Enkeln habe ich erfahren, daß der dazugehörige Opapa „daheim in Ulm geblibde isch", weil er die Feiertage über Dienscht mache muß. Der Opapa ist nämlich bei der Eisenbahn. Die Tochter münchnert mit leisem schwäbischem Einschlag. Die Kinder reden so urmünchnerisch daher, daß es beinah schon wie Saustein klingt. Sie 'san von Giesing dahoam'.

Wer noch keinen Fahrschein hat, bitteee! — Alles hat Fahrscheine, jawohl, — aber heiß ist es unterdessen im Wagen geworden, brühend heiß. Dem allgemeinen Wunsch, die Fenster zu öffnen, widersetzt sich eine entrüstete Dame aus Pfochdan unter Berufung auf einen soeben erst ausgeheilten Schnupfen aufs entschiedenste. Da kann man nix machen, — und anderseits ist heut Feiertag. Der arme Schaffner kann einem leid tun, mit der drückenden Gletscherhitze, der schweren Dienstkleidung und der Verantwortung für eine glatte Schlußabrechnung. Er schnappt nach Luft, und von den Schläfen rinnt ihm der Schweiß über die Wangen. Und wie er nun die Mühe lüpft, um sich die nasse Stirn abzutrocknen, da seufzt die Alte neben mir plötzlich auf: Jesses ja, also doch! Also doch der Heuchele Franz! — — —

Die Tochter sieht die Mutter sehr erstaunt an. Die Enkel verstummen plötzlich. Und über das Gesicht des alten Frauchens huscht eine sanfte, verschämende Röte. Der Schaffner starrt sie an. Sein Blick wandert zwischen den beiden Frauen hin und her, bleibt eine Weile an der Jungen hängen, und findet dann die Alte wieder: „Doretsche . . .", sagt er. „Ja Herrgott im Himmel, gibt's denn dös? Doretsche Gäbele . . ."

Ein Wiedersehen nach vierzig Jahren ist das. Nach vierzig Jahren! Ja, jetzt kann das Doretschen ihm eine Tochter und vier Enkelkinder vorstellen, von denen das älteste auch schon ein großes Mädel ist. Und das sind die vier, die Gretel, und die Marie, und der Rudi, und der Albert. — der nach dem Großvater getauft worden ist.

„So, so, also nach dem Großvater", sagt der alte Schaffner; „nach dem Großvater. — Hm, bischt also net geschtorbe, Doretsche, wie mir geschtrichte hosch . . ."

„Und du bischt uffm Wege nach Amerika aa scho'n Münche hänge geblibe", gibt sie zurück, — und alles schmunzelt. Ja, so geht das zwischen den beiden Alten eine Weile hin und her. Keiner bleibt dem andern die Antwort schuldig. Und ich bin schon drei Haltestellen über mein Ziel hinausgefahren und werde nachher das Stück von der Endstation noch einmal zwei Rehmerl hinlegen müssen. —

„Und wann hascht nu geheiratet, Doretsche?" fragt er schließlich mit einem Seitenblick auf die Enkelschar. „Ich weiß nicht, was sie geantwortet hätte, wenn ihre Tochter nicht daneben gesessen wär. So kommt's heraus, daß es anno sechsundneunzig im Juli war. Und da hat er wohl Grund, entrüstet zu sein. Also nicht einmal ein knappes halbes Jahr, nachdem sie sterben und er hätte übers Wasser gehen wollen!

„Na und du, Franzl?" fragte sie. Aber er schüttelt den Kopf. Er hat doch ein Herz in der Brust! Er und geheiratet? Nein! Er ist ledig geblieben vor Gram ums Doretsche . . .

Den Enkelkindern wird das Zwiegespräch zu lang. Und die Großmutter flüstert dem Jugendfreund über die Köpfe der Kinder hinweg heimlich zu, daß sie heut' an Osterhasen machen muß draußen im Wald. Nestchen bauen und Eier verstecken — . . . Und dabei greift sie in eine zwischen ihr und der Tochter stehende Osterkiepe hinein und holt ein gefärbtes Ei heraus. Ja, das schenkt sie ihm, das himmelblaue Osterei, damit er auch eine Freud' hat in seinem armen Junggesellenleben. — Und da hält der Wagen. Endstation! Von draußen her klopft der Vater gegen die Scheiben, und die Kinder antworten mit Hallo; sie drängen hinaus und ziehen die Großmutter mit. Ach ja, nur einen ganz kurzen Abschied gibt es im Wagen, einen raschen Händedruck . . .

Ich bleibe zurück und bleibe auch der einzige Fahrgast auf der Rückfahrt, drei Stationen weit. Stehe neben dem alten Schaffner auf der Plattform, rauch' meine Zigarette und schau zu, wie sich die beiden zuwinken, ehe sie sich aus den Augen verlieren.

„Na mei", sag' ich, „dös nenn i fei an Wiedersehn — nach vierzig Joahrn!" — Er nickt und hirat das blaue Ei vorsichtig in einer Tasche, die er unter einem Klappsitz hervorholt. „Naja, Sachen gibt's", — meint er kopfschüttelnd; „mein Olte wird Augen machen, wenn ich der heut' dö G'schicht' verzähl. — Und dös Ei, dös blaue, kriegt der Pepperl . . ."

„Ja Sie!" sag' ich und schau ihn mir an, den „Jungesellen aus Gram". Und da drückt er ein Aug' zu und schaut' mich mit dem andern von unten herauf an: „Schauen's ao Herr", sagt er zu mir, „sollt' ich der Doretsche die Osterfreud' verderben und ihr erzählen, daß ich schon seit April sechsundneunzig verheiratet bin, he?"

Sport muß der Mensch treiben

Seltsame Geschichte von einem Sportsmann

Redet da Rüpsamen im Trinkstübl seines Turnvereins am Seniorenstammtisch wieder eine seiner bekannten, aufmunternden Reden:

„Sehen Sie, meine Herren, das wird mir zeitlebens unverständlich bleiben, wie ein Mensch an Arterienverkalkung sterben kann! Alle Gefäßerkrankungen . . ." Hier bestellte sich Rüpsamen wieder eine neue Halbe — „. . . sind doch selbstverständlich auf Mangel an Bewegung zurückzuführen. Sport aber erhält jung! Sport macht elastisch! Sport bringt das träge Blut wieder in Fluß! — Sagen Sie mal, Maigram, wie alt sind Sie eigentlich?" . . .

Entwderte Maigram wurstig: „Vierundfünfzig. Und wenn Sie mal soweit sind, suchen Sie sich auch ein Parterrezimmer, weil Ihnen das Herz wie ein ausgeleierter Zweitakter schlegelt!" . . .

Wettert Rüpsamen: „Blödsinn! Sie könnten aussehen wie vierzig, wenn Sie alle Tage Ihre fünfzig Kniebeugen absolvierten. Aber natürlich die Faulheit, die Bequemlichkeit, das Trinken . . . was trinken Sie so zum Beispiel alle Tage?" . . .

„Helles!" — meint Maigram gleichgültig.

„Aha! Und essen Sie manchmal Joghurt Käse? . . .

„Nur Leberkäs!" — meint Maigram bockig.

„Kein Wunder!" knurrt Rüpsamen und bezahlt fünf Halbe Dunkel, eine Portion Schweinsbraten mit Klößen, vier Zigarren und einen Bohnenkaffee.

Maigram blickt drein wie ein frischgeschorenes Schaf. Aber Rüpsamen gibt ihm den Kommentar: „Können Sie auch machen — aber Sport muß der Mensch dabei treiben!!" . . .

Rüpsamen treibt Sport! Jeden Sonntag, den der Herrgott der Woche schenkt, vier Stunden eingeschlossen in andere zehntausend Sportsleute beim Fußballwettspiel. Lobt, tadelt, rügt und pfeift mit den übrigen zehntausenden Lobenden, Tadelnden und Pfeifenden wie Schiedsrichter. Spuckt aus Wut bei Tor des Gegners den Kaugummi auf die Krempe des Vordermannes und brüllt wie ein Jochgeier, wenn ein Tor der Spezelpartei fällt.

Rüpsamen ist Ehrenmitglied sämtlicher Turn- und Sportvereine. Hat zu Hause am Nagel einen Expander hängen samt Garantieschein für Muskelpakete und muß doch jeden Morgen nach der Hausfrau zum Schuhbandbinden schreien, weil der Balkonbauch so schwer biegsam.

Rüpsamen kennt alle Weltrekordziffern, kennt alle Trainingsvorschriften für jeden Sport, trägt Tag und Nacht eine Stoppuhr im Westentaschl, gibt auf Sportplätzen manchmal Startschuß und kommandiert: „Auf die Plätze — Achtung — fertig — los!!"

Rüpsamen korrigiert alte, kampferprobte und pokalgeschmückte Olympiaanwärter beim Training zum Kugelstoßen, unterweist bildhübsche Sportshasel, wie man Speer aus dem Hüftgelenk schleudert. Prüft Bandagen, Gewicht und Sandsack bei Boxkämpfen, notiert stundenlang Laufzeiten von Nurmianwärtern und brüllt manchmal beim Staffelkraul „Tschup" ins Wasser hinunter. Klettert zuweilen auf den Zehn-Meter-Sprungturm und erklärt Haltung, Atmung und Sprung. Beschreibt haarklein jungen Sprungbabies eine halbe Schraube links und lehrt ältere Herren auf einem Hocker das Brustschwimmen.

Rüpsamen redet alle Abende Vorträge über Verhütung von Herzschlag, Gehirnschlag, Arterienverkalkung und hundert anderen Altersercheinungen. Kennt alle Sportarten für taufend und eine Krankheit und schreibt ausführliche Trainingspläne für alte Herren an die Wandtafel. Rüpsamen ist daher überall ein gern gesehener und hochgeachteter Sportfreund. Ist auch manchmal Mäzen auf dem Sportplatz in Zitronenlimonade und Kaugummi. Inhaber von goldener Ehrennadel wegen großer Verdienste an sportlichem Vereinswesen.

Wer beschreibt daher die Ueberraschung, als an einem Vereinsabend plötzlich ein Telegramm in die Mitgliederversammlung prasselt: „Unser alter Gönner und begeisterter Förderer zahlloser Turnvereine — Herr Ignaz Rüpsamen, ist heute morgen im kaum vollendeten vierzigsten Lebensjahre einem Gehirnschlag erlegen." —

Sämtliche Mitglieder fühlen sich vom Blitz gestreichelt. Rennen mit gesamter Spezelherde auf des Sportfreundes Bude und fragen erschüttert nach dem Grund des Ablebens in sportlichem Blütealter. Meint die Hausfrau betrübt: „Wissens, meine Herren, theoretisch war er ja ein hervorragender Sportsmann, aber praktisch hat er zu wenig Bewegung gehabt. Deshalb hat ihn auch heut früh beim Schuhbandbinden der Schlag getroffen! Der Doktor meint: Arterienverkalkung . . ." —

Kopfschüttelnd liest die gesamte Spezelherde Rüpsamens letztes Werk und Vermächtnis auf dem Schreibtisch:

„Sport muß der Mensch treiben!"

Das älteste deutsche Osterlied

Wenn wir in die christliche Frühzeit unseres eigenen Volkes zurückgehen, können wir, vielleicht überrascht, die Entdeckung machen, daß das christliche Ostererlebnis unserer Vorfahren wohl die beglückendste Botschaft war, die das Christentum ihnen zu bringen hatte. In den alten Liedern und Sängen, in Dichtung und im Reim hallt es wider von der freudegeborenen Gewißheit: Christi Auferstehung hat den Endkampf ausgetragen zwischen Tod und Leben, das Licht hat über die Finsternis gesiegt. Diese Osterbotschaft in der Morgenfrühe unseres Volkes weckte ein herrliches Echo in den Herzen unserer Ahnen. Es gibt wohl kaum ein Volk, das in einer solchen Vorliebe dem Kampf des Herrn mit Sünde und Tod, seinem siegreichen Auferstehungstriumph seine ganze beschauliche Seele zuwandte, wie unser deutsches Volk es getan. Da fand der Deutsche vor tausend Jahren die Erfüllung seines uralten Ideals vom heldischen Kampfe, vom glorreichen Sieg des Reinen und Starken.

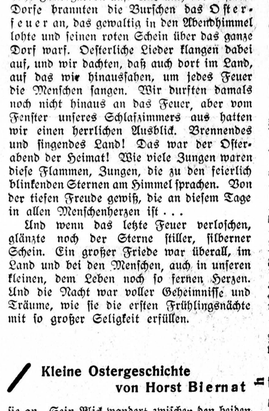
Vor etwa 1250 Jahren erhob ein kraftvoller Alemanne, deutsch dem Blute und deutsch der Seele nach, im Kloster zu St.-Gallen seine Stimme und sang einen österlichen Siegesgesang in die trotzigen Berge seiner Heimat, dessen Melodien widerhallen von alten Kampfesrufen und dessen Worte in farbenleuchtenden Bildern germanischen Osterglauben künden. Der Mönch Notker der Stammler war es, der uns den ältesten deutschen Ostergesang schenkte:

„Das ist aller Feste heilige Krone, blinkend in Christi Siegesglanz.
Christ bezwang des Urfeinds schadenschaffende Herrschaft.
Seiner Haft enthob uns Christ um den Preis des eig'nen Bluts.
Wir sind erlöst; so laßt uns Dank weihen dem Erretter!
Christ, der Könige König bist du.
Der Engel frohe Reihen leisten die Heerbann immerdar.
Huldreichen Auges schaue, Gütiger, herab auf die Menschenscharen,
Die sorglich deines Lobes walten."

Man meint, im feierschweren Gleiten dieser Verse die Schritte der dem Herrkönig folgenden Mannen zu vernehmen, die dem Sieger über den Höllenfeind in heldischer Siegerfreude einen königlichen Triumph bereiten, die ihm zujubeln als dem Erretter und die freudig ihre Schilde schlagen und die Schwerter blitzen lassen! In solchen Sängen hat die deutsche Seele ihr Osterlied gesungen und dem Ostersieger ihren Erlösungsdank zugejubelt. Den Dank für die Erlösung aus den Banden dumpfen Schicksales, die gerade die deutsche Seele so tief erfahren hatte.

Noch sei an die Tatsache erinnert, daß das christliche Osterfest in der Geschichte des ersten Reiches der Deutschen eine wichtige Rolle spielte. Die mittelalterlichen Chronisten erzählen mit betonter Feierlichkeit, wo der deutsche Kaiser mit seinem Hofe das Hochfest des Heiles, das Osterfest, feierte, und diese Tage, die das ganze Volk mit seinem Herrscher vereinten, waren nicht selten Tage reichswichtiger Entscheidungen.

H. F.



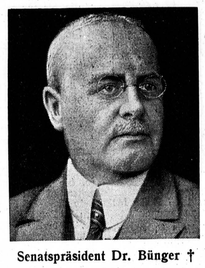
Die Osterblume
oder auch Küchenschelle genannt.
(Hackner, K.)

Deutschlands größter Fußballsieg
Das vierte Fußball-Länderspiel zwischen Deutschland und Frankreich, das vor 72 000 Zuschauern in der Adolf-Hitler-Kampfbahn von Stuttgart entschieden wurde, endete mit einem überzeugenden 4:0-Sieg der deutschen Nationalmannschaft. — Das erste Tor für Deutschland: Lehner stolperte, aber noch im Fallen köpft er das Leder über die Linie, obwohl ihn Di Lorto in regelwidriger Weise hindert. (Schirner, K.)

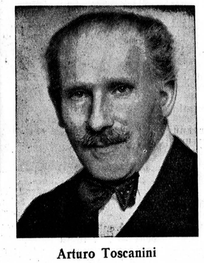
Biwak zu Gunsten des WHW.
Die Potsdamer Truppenteile veranstalteten zu Gunsten des Winterhilfswerks ein Massenbiwak, zu dem nicht nur die Einwohnerschaft von Potsdam, sondern auch die Bevölkerung der Reichshauptstadt recht zahlreich erschienen war. — Spiel am Lagerfeuer. (Pressephoto, K.)

Weltmeister Raynaud tödlich verunglückt
Auf der Antwerpener Winterbahn ereignete sich ein Unfall, dem der Steher-Weltmeister André Raynaud (Frankreich) zum Opfer fiel. (Zander)

Generaloberst Graf Bothmer †
In München ist der bekannte Heerführer des Weltkrieges, Generaloberst Graf Felix v. Bothmer, im 85. Lebensjahre gestorben. (Zander, Archiv, K.)



Senatspräsident Dr. Bünger †
Im Alter von 67 Jahren verstarb der Senatspräsident am Reichsgericht a. D. Dr. Bünger, der im Reichstagsbrandstifter-Prozeß seinerzeit den Vorsitz führte. (Erich Zander, Archiv, K.)



Arturo Toscanini
Zum 70. Geburtstag des bekannten italienischen Dirigenten, der am 25. März 1867 zu Parma geboren wurde. (Erich Zander, K.)

Der Reichsintendant
Der Intendant des Reichssenders Köln, Dr. Heinrich Glasmeier, wurde vom Reichsminister Dr. Goebbels in die neugeschaffene Stellung eines Reichsintendanten des deutschen Rundfunks berufen. (Scherl Bilderdienst, K.)

Amelia Earhart stellt einen Rekord auf
Die amerikanische Fliegerin Amelia Earhart, die von Oakland (Kalifornien) zu einem Rund-um-die-Welt-Flug aufgestiegen war, ist auf dem Flughafen in Honolulu gelandet, nachdem sie die 2400 Meilen lange Flugstrecke in 15 Stunden 51.5 Minuten ohne Zwischenfall bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 150 Stundenmeilen zurückgelegt hatte.

Der Duce zieht in Tripolis ein
Der Einzug Mussolinis in Tripolis gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. — Vor den Mauern der Stadt hatte Mussolini den Kraftwagen verlassn und ein Pferd bestiegen, um an der Spitze von 2600 Wüstenreitern in ihren malerischen Uniformen in Tripolis einzuziehen. — Der Duce, vor ihm zwei Wüstenreiter, die das Liktorenbündel tragen, während des Fackelzuges, der ihm zu Ehren veranstaltet wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)

Das Wahlduell in Belgien beginnt
Léon Degrelle spricht auf einer Wahlversammlung in Groß-Brüssel. Trotz der systematischen Störungsversuche durch die Marxisten läßt sich der Rexistenführer Léon Degrelle nicht davon abhalten, täglich fünf bis sechs Versammlungen zu veranstalten, wobei er auch namentlich die Vororte besucht, die als marxistische Hochburgen gelten. (Weltbild)

Funkbild von dem Explosions-Unglück in New-London
Auf den Trümmern des zum größten Teil durch die Gasexplosion eingestürzten Schulgebäudes sieht man Helfer und Angehörige der getöteten Kinder bei der Bergungsarbeit. (Scherl Bilderdienst, K.)

Marschall Foch an der Seite Napoleons beigesetzt
Die Leiche des vor acht Jahren verstorbenen Marschalls Foch wurde unter höchsten militärischen und kirchlichen Ehren aus dem Grutkeller des Invalidenhauses, wo sie bisher provisorisch beigesetzt war, in die Krypta des Invalidendomes überführt und dort in einem von dem Bildhauer Paul Landowsky geschaffenen prachtvollen Bronzesarkophag an der Seite Napoleons I. zur ewigen Ruhe gebettet. — Der Sarg mit der Leiche Marschall Fochs wird zur Krypta des Invalidendomes getragen. (Weltbild)

Egon von Kapherr

Osternovelle

Da hatte ich nun meine drei Birkhähne, alle sauber mit der Büchse aus dem Schirm erlegt. Eigentlich ein Frevel, am Ostersonnabend auf die Jagd zu gehen, wenigstens im alten Russland Väterchens — wenngleich ja der Sonnabend nicht offiziell zu den Feiertagen zählte und ich als Deutscher und Protestant den Russen überhaupt als „Heide" galt. Mein braver Jäger Michail Antipow fand nichts dabei; er war gern mit zur Birk- oder Auerhahnbalz gekommen.

Er hockte still neben mir auf der kleinen Bretterbank der Hahnenhütte und hatte augenscheinlich viel auf dem Herzen, denn er laute nachdenklich an dem Schinkenbrot, das ich ihm gegeben hatte und trank den Wodka so bedächtig, daß ich Sorge um seine Gesundheit hatt'. Sonst war der Schnaps — und sei er noch so kräftig und groß — immer mit einem Ruck hinter der Binde, so schnell, wie es selbst ein pommerscher Landbriefträger nicht machen kann — oder ein Fischer von der Ostsee. Als Michail nun aber den zweiten Branntwein langsam hinabspülte, guckte er mich treuherzig aus seinen wasserblauen Augen an, räusperte sich, sog an den Fingern, daß die Gelenke knackten und sagte: „Barin, Herr Oberförster — ich hätte eine Bitte . . ."

„Na, dann schieß' mal los", meinte ich gut gelaunt. —

„Barin — du hast ein gutes Herz, ich weiß. Darum wirst du mir helfen. Du kennst doch den reichen Krämer Timophei Kriwonogin?"

„Gewiß kenne ich ihn", sagte ich, „ich beziehe ja von ihm Petroleum, Lichte und Heringe."

„Ja — das ist gut. Nun — der Kriwonogin hat eine Tochter, die Manja. Und die möchte ich gern heiraten." „So, so." „Aber er will nichts von mir wissen, weil ich arm bin und noch keine eigene Forstwartstellung habe." „Hm." — „Ja, Barin. Da wollte ich dich bitten, Euer Hochwohlgeboren möchte doch ein gutes Wort für mich einlegen. Wenn der Herr Oberförster so zu ihm kommt und ihm sagt: ‚Du, reicher Timophei Wassiliewitsch, gib dem Forstaufseher Michail deine Tochter, dann wird er nicht nein sagen, wo er doch das Holz, mit dem er handelt, bei dir kaufen muß."

Ich versprach, mein Möglichstes zu tun — der junge Forstwart war ein ehrlicher Bursche, und das nette Mädel kannte ich. Ein hübsches Paar würde das geben. — Durch die kühle Vorfrühlingsluft, bei Lerchenjubel zogen wir heim.

Am Sonnabend ging es wieder los — im kleinen Schaukelwagen, über holperigen Knüppeldamm und lehmige, breiige Straße. Gegen Mitternacht wollten wir in der Dorfkirche sein, denn dort erwartete die gläubige Gemeinde den Anbruch des Osterlages. Auf dem Bock saß der brave Michail, gut gekämmt und gebadet und in Sonntagstracht: blauem Russenbend unter der Wolljack, schwarzen Sammethosen und hohen, blankgewichsten Stiefeln.

Als wir die Kirche betraten, war drinnen schon alles in Weihrauch gehüllt. Der Pope sang, der Psalmensänger und die Chorknaben stimmten geistliche Lieder an, der Diakon schwang das Räucherfaß. Und die vielhundertköpfige Gemeinde stand andächtig im großen Raum. Jedermann hatte eine Kerze in der Hand. Es roch süßlich nach Weihrauch, nach diesen Menschen und auch etwas nach feuchten Kleidern — die Luft war dick und schwer. Die Gesichter der Menschen waren rot beleuchtet, das Gold und Silber an den Gewändern des Popen und des Chors glitzerte, die goldüberladenen Rahmen der Heiligenbilder schimmerten.

Da sah ich durch den Dunst auch den Gutsbesitzer Sorokin und seine Familie, den Händler Sobakin und den Landarzt Dr. Medwedjew, da sah ich auch den gewichtigen Krämer Kriwonogin und die niedliche Manja. Ich stellte fest, daß mein guter Michail wirklich einen recht guten Geschmack hatte.

Jetzt sagte der Pope die „Matka", den heiligen Osterkäse, den ein Bauer nach dem anderen an den Altar brachte, neue Lichte wurden angezündet, auch ich ließ eine Kerze aufflammen.

Dann aber zeigte die Uhr Mitternacht — der Chor sang, der Pope segnete die knienden Menschen, und nun ging das gegenseitige Beglückwünschen an: Bekannte und Fremde umarmten sich mit dem Spruch „Christus ist erstanden" — „Er ist in Wirklichkeit erstanden" und tauschten buntgefärbte Eier aus.

Eine Handvoll Tulpen
(Rudolf Schneider / Deike M)

Ich näherte mich der reizenden Manja. Ich gab der Kleinen ein schönes, rotgefärbtes Ei, bekam ein ebenso schönes, blaues und hatte nun auch eine kleine Osterfreude, die allerdings durch den bärtigen Schmatzkuß Kriwonogins reichlich gedämpft wurde.

Nachdem wir nun Eier getauscht hatten, wurden draußen auf dem Kirchplatz große Osterfeuer entzündet, die Glocken läuteten, Chöre sangen. Und endlich fuhr ich denn mit zu Kriwonogin ins gastliche Haus, denn zum Gutsbesitzer Sorokin konnte ich ja später und zu den anderen im weiteren Verlauf der Osterwoche; denn in dieser Zeit wird ja die Osterkakel nur abgetragen, um sogleich neuen Auflagen herrlicher Genüsse Platz zu geben.

Auch bei Kriwonogin war die Osterkakel fein gedeckt: nicht nur der summende Samowar, die riesigen Weiß- und Schwarzbrote und der freudeverheißende Wodka standen da — Kriwonogin hatte sich nicht lumpen lassen und gezeigt, daß er, der wohlhabende Mann, Gäste wohl aufnehmen konnte. Da gab es außer der Paska, die natürlich zuerst angeschnitten wurde, heiße Pasteichen, Fander in Gallert und auch Schweineschinken, kaltes Geflügel und — selbstverständlich riesige Schüsseln mit bunten Ostereiern.

Man aß, man trank und war vergnügt. Auch mein guter Michail war dabei, ein wenig schüchtern zwar, aber glücklich in der Nähe der blonden Manja.

Eine schräge Rutschbahn wurde aus einer Tür und darüber gelegten Decken hergestellt, wir aber ließen Eier hinabkollern: wessen Ei ein zweites berührte, hatte gewonnen. Unter solchen harmlosen Spielen verging ein paar Stunden.

Nun kam das Geschäft: Ob wieder Durchforstungsholz zu haben sein würde, ob Birkenholz in Kloben für die Bahn? Und Baubalken?

Gewiß, das würde sich im Herbst finden, und Herr Kriwonogin solle bedacht werden — vielleicht . . . Der nächste Schlag würde wohl im Revierteil meines neuernannten Oberwaldwärters hier — Michails — geschlagen werden — hm, ja . . .

Michail schnappte nach Luft. Manja wurde feuerrot, Kriwonogin brummte irgend etwas in seinen Patriarchenbart. — Dann trank er einen Schnaps. —

Nun ging es ans „Eiertippen": Man stieß zwei Eier mit den Spitzen aneinander — wessen Ei heil blieb, der hatte gewonnen und konnte sich etwas wünschen. Ich hatte von Hause ein Perlhuhn mitgenommen. Diese Dinger aber haben eine mächtig harte, dicke Schale: ich siegte.

„Du, reicher Timophei Wassiliewitsch", sagte ich nun —, „ich möchte nun meinen kleinen Wunsch erfüllt haben." —

„Er wird gewiß erfüllt", sagte der Dicke freundlich, „und ich bekomme auch das Holz."

„Wie in jedem Jahr", bestätigte ich, „aus dem Waldteil deines — Schwiegersohnes Michail Antipow . . ."

Der Dicke glotzte mich an, als sähe er eine Klapperschlange. Dann aber holte er zuerst tief Luft, dann ein paar Flaschen roten Krimwein und schließlich ein Heiligenbild, mit dem er die knienden Verlobten segnete.

Hans J. Toll

Ein Junge geht zur Schule

Gestern morgen war es, da traf ich Antje. Diese Antje und ich waren einmal Nachbarskinder, und wir haben eine Menge Erinnerungen an eine Zeit, in der Risse und Flecke in unseren Kleidern bekundeten, daß wir für eine tumultarische Umgebungsbenheit des Lebens viel übrig hatten. Das ist lange her, und heute gibt es längst einen kleinen Peter und eine kleine Antje, die nur grossen Antje Mutter sagen. Die Jahre haben es eilig.

Ja, ich treffe Antje, wir gehen ein paar Schritte miteinander, sprechen über dies und das, und ja, danke, es ginge ihr gut, ja, alles gesund und froh zu Hause. Und die Kinder, frage ich, der Peter und die kleine Antje? Oh, sie sind laut und lebendig und haben Risse und Flecke in den Kleidern. „Und Peter", sagt Antje noch, „Peter habe ich heute morgen zum erstenmal in die Schule gebracht."

Die Antje hat ihr Peterle zum erstenmal in die Schule gebracht! Sie lächelt, als sie es leise sagt. Alle Mütter lächeln wohl so, die ihren Jungen zum erstenmal in die Schule bringen, ein bißchen stolz, ein bißchen weh.

„Er wollte nicht, daß ich auf ihn wartete. Ich mußte fortgehen, kaum, daß ich bis ans Klassenzimmer mitgehen sollte. Er sei nun groß, sagte er, und ich solle ja nicht warten, er könne allein nach Hause finden. Oh, es wäre ihm sehr peinlich gewesen, wäre ich geblieben. Da bin ich dann fortgegangen. Er ist ja nun groß, der Peter."

Wir gehen eine Weile still weiter, und ich weiß nichts Rechtes zu sagen. Was soll man auch sagen? So ein erster Schulgang ist nun einmal ein Abschied. Die sechs Jahre, die sich da selbstbewußt oder auch ein wenig ängstlich auf eine Schulbank setzen — die wissen nichts davon, daß hinter der Tür, die der Lehrer zumachte, die Mütter stehen und warten, hier oder zu Hause.

„Na", sagt Antje weiter, „sieht so, so ist das — ich habe schon einen großen Jungen, den ich nicht mehr an die Hand zu halten brauche."

Und nun könnte ich viel sagen. Ich könnte davon sprechen, daß man diesen kleinen Abschied als Symbol nehmen könnte, nicht wahr? Er ist der erste, aber viele werden noch folgen. So ein Junge will seinen Weg allein finden, und die Mutter soll nicht warten. Aber die Mutter wartet. So ein Junge stößt sich einmal an der Nase, und dann geht er wieder zur Mutter — auch das wäre sinnbildlich zu nehmen, wie? Da laufen die Jungen davon, erst in die Schule und dann ins Leben, und die Mutter — die Mutter wartet.

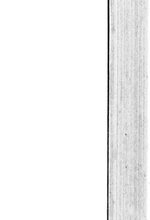
Ich hätte wohl derlei Allerweltszeug daherreden können. Ich habe es nicht getan. „Heute mittag ist er wieder da", sage ich, mit fiel nichts Gescheiteres ein.

„Heute mittag, ja", sagt Antje und lacht mich an, „heute mittag ist er wieder da."

Einmal kommt so ein Junge immer wieder.

Groß oder Klein? (Ort, M.)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (12): Weiß (7): Kh2; Dd5; Sb5; Bb4, g4, h6. Schwarz (5): Ke5; Le4; Sf8; Bb3, f3.

Bäderlahfelrätsel.

In jedem der nachstehenden 10 Sätze ist der Name eines Bades verlapselt enthalten.

1. Nun ging's von Almenau heimwärts.
2. So denken in der Tat nur wenige Menschen.
3. Es gab an sinnigen Andenken kaum etwas Nettores!
4. Der Mann war ein Erzgauner.
5. Heut ist der Himmel fernenklar.
6. Geh einmal an Deck, dort wirst du dich sicher erholen!
7. Man blieb inzwischen hier zurück.
8. Liebe Ilse, nun komm aber schnell!
9. Er wurde auf dem gemeinsamen Marsch andauernd müde.
10. In Nikolskoe senkten sie die sterblichen Ueberreste in die Gruft.

Vogelversteckrätsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist ein Vogel versteckt enthalten. Welche sind dies?

1. Er nahm Urlaub, und am selbigen Tage trat er seine Sommerreise an.
2. Im Eisenbahnwagen hatten sie sich verlobt.
3. Er ging im Pelz im Sonnenschein spazieren.
4. Man rief in Karlsbad durch Fernsprecher ihn an.
5. Es war in St. Moritz eisig kalt diesen Winter.
6. Man findet im schweizerischen Kurort Zarasp echte Mineral- und Schwefelquellen.

Silbenänderungsrätsel.

Aufstieg — Garten — Quadrat — Gemüt — Holzlich — Torte — Pfeiler — Gemahl — Alfred — Urfel — Zimbel.

In den vorstehenden 11 Wörtern soll die zweite Silbe durch eine der untenstehenden ausgewechselt werden. — Wird diese Auswechselung richtig vorgenommen, ergeben die Endbuchstaben, zu einem Wort zusammengezogen, einen guten Freund der Abendbesucher.

be — der — se — gat — lag — ler — mach — mer — ne — schub — stoff.

Silbenrätsel.

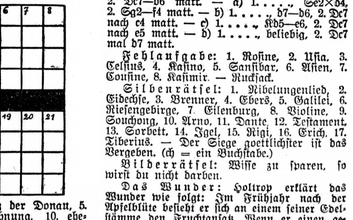
a — ba — ban — ben — ed — est — eu — fro — mund — ne — ne — op — pier — ra — so — taw — te — tif — vos — wa.

Aus vorstehenden 20 Silben sind 10 zweisilbige Wörter zu bilden deren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat von Ovid ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. italienischer Dichter 2. Stadt in Arabien. 3. Stadt in Westfalen, 4. männlicher Vorname, 5. Fluß in Rußland 6. Luftkurort in der Schweiz, 7. Stadt in den Vereinigten Staaten, 8. silbriger Kopfschmuck, 9. Fechtdegen, 10. Lehre vom Licht.

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten:



Waagerecht: 1. Nebenfluß der Donau, 5. griechischer Gott. 9. Bezeichnung. 10. ehemalige russische Volksvertretung. 11. Mädchenname. 12. Nebenfluß der Fulda. 13. Sehling. 15. Kopfbedeckung. 16. lästiger Hausbewohner. 22. arabischer Stamm. 23. Wasserstrudel. 24. berühmtes Polarschiff. 25. Charaktereigenschaft. 26. eitler Kurschte. 27. Birkengewächs. — Senkrecht: 1. Mädchenname. 2. seidenartiges Gewebe. 3. Nährmutter. 4. hohe Dienststelle. 5. Nadelholz. 6. Männername. 7. Zeichen. 8. letzte Ruhestätte. 14. Behandlung. 16. Meeresteil. 17. wie 22. waagerecht. 18. Element. 19. Destillationsprodukt. 20. Bruchstück. 21. Planet.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. b2—b4, Kb5×b4, 2. Dc7—b6 matt. — a) 1. . . ., Se2×b4, 2. Sg2—f4 matt. — b) 1. . . ., b7—b6, 2. Dc7 nach e5 matt. — c) 1. . . ., Kd5—e6, 2. Dc7 nach e5 matt. — d) 1. . . . beliebig, 2. Dc7 mal d7 matt.

Fehlaufgabe: 1. Rosine, 2. Usia. 3. Celsius, 4. Kakino, 5. Sanitäter, 6. Alsen, 7. Coulisse, 8. Klavier. — Nuckiack.

Silbenrätsel: 1. Nibelungenlied, 2. Eidechse, 3. Brenner, 4. Ebers, 5. Galilei, 6. Riesengebirge, 7. Ellenburg, 8. Violine, 9. Sauchong, 10. Arno, 11. Dante, 12. Testament, 13. Gorbatt, 14. Igel, 15. Nigi, 16. Erich, 17. Tiberius. — Der Siege gottlichster ist das Vergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Bilderrätsel: Wisse zu sparen, so wirst du Reichtum darin finden.

Das Wunder: Holtrop erklärt das Wunder wie folgt: Im Frühjahr nach der Apfelblüte besieht er sich an einem seiner Edelstämme den Fruchtansatz. Wenn er einen gefunden Ansatz an einem kräftigen Zweig gefunden hat, nimmt er die Flasche und stülpt den Hals über den Zweig, so daß der Fruchtansatz in der Flasche hängt. Dann befestigt er die Flasche vorsichtig am Zweig. Da in dem Hals genügend Luft zutritt und Flasche samt Zweig von der Sonne beschienen werden, wächst der Apfel wie jeder andere. Holtrop paßt sorgfältig auf, daß kein Ungeziefer daran kommt, und wenn der Apfel reif ist, wird er abgebrochen und liegt in der Flasche.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Prahm, 2. Nega. 3. Agra. 4. Haag. 5a. Ingenieur, 5b. Ifa. 6. Siel. 7. Kora. 8a. Rod, 8b. Knie, 9. Oger, 10. Sela, 11. Mine, 12. Rhun. 13. er. — Diagonale A—B Pergament.

Gegensatzrätsel: 1. Dickkopf, 2. Abschied, 3. Christfest, 4. Großstadt, 5. Fuhrmann, 6. Eifersucht, 7. Widerstand, 8. Oberwasser. + Scharade: Wer — niger — ode.

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

2. Fortsetzung

Wieder das Wort, und während der Schaffner schnaufend und langsam weitersprach, sah Martin plötzlich das Jägerhäuschen vor sich. Irgendwo hinter Kreidorf mußte es liegen, an einem Abhang und zwischen dichten Tannen. Stunden und Stunden entfernt von jeder menschlichen Behausung. Eine Hütte mit einem Herd, einer Pritsche und einigem Gerät. Vielleicht hatte es der Besitzer inzwischen abgerissen, oder es war zerstört. Jahre lagen dazwischen. Eine Jagdeinladung, auf der Martin nichts schoß und versoffen wurde. Im Häuschen damals ein handfestes Frühstück und großes Jägerpalawer.

Keinen Menschen sehen, ganz allein sein. Die Verlassenheit des Jägerhäuschens lockte und riß an ihm . . .

Ein weiter und beschwerlicher Weg, aber zuletzt fand Martin doch das winzige Tal, das sich unerwartet in einem Bergabhang auftat. Die Tannen schlugen über ihm wie ein Dach zusammen. Wetzer, weicher Schnee, der unter jedem Schritt nachgab, hinderte den raschen Marsch. Der Koffer, abgestoßen und unansehnlich, schlug bei jedem Schritt gegen die ermatteten Knie. Schweiß rann Martin über die Stirn. Er ging noch schneller, er folgte einem blinden Instinkt. Das einsame Häuschen mußte gefunden werden, vielleicht lag es viel weiter nach Osten oder nach Norden. Der Wald nahm kein Ende. Ein schmaler Weg verlor sich jetzt in dem Durcheinander eines Windbruchs. Martin marschierte weiter.

Der Schnee lockte weich und warm zum Ausruhen. Vielleicht einen Augenblick, dann fand man den Weg besser. Aber da knackte irgendwo ein Ast. Menschen? erschrak Martin und hastete weiter.

Wie ein Verfolster kam er an. Die Tür ließ sich ohne Mühe öffnen. Ein einziger Raum, finster durch die dicken verschneiten Läden, eine Pritsche. An der Erde ein Herd, ein Stand Waldholz, etwas Gerät und Geschirr. Martin war am Ziel. Mit dem Gesicht nach unten ließ er sich auf die hölzerne Pritsche fallen. Erhitzt und kraftlos, aber gerettet und dankbar nahm er das Geschenk dieser Verlassenheit an sich. Das Mut hämmerte ihm in den Schläfen, rasend und immer schneller.

Die Stille drang durch die weitgeöffnete Tür. Die Welt hielt vielleicht den Atem an. Oder es gab überhaupt keine anderen Menschen mehr auf der Welt. Wenn Martin den Kopf ein wenig zur Seite hob, sah er die weißen Hänge vor den Fenstern, die Tannen, die schäumend vor das Jägerhäuschen stellten, nebeneinander, und eine hinter der anderen.

Eine Stunde und noch eine Stunde lag er so in seiner Gebrochenheit. Allmählich wurden die Glieder steif, das wütende Hämmern in den Schläfen ließ nach. Die Kälte kroch durch das Holz, durch die Wände bis zum Herzen. Ich könnte sa erfrieren, ganz langsam, niemand würde mich finden, dachte er. Niemand würde mich finden. Ich bin das Alleinsein gewöhnt. Auch Rusch stand allein. Der Gedanke an Rusch griff wie eine Faust nach ihm. Er richtete sich auf. Nein, er war wirklich ganz allein.

Arme und Beine waren schon halb erstarrt, sie wehrten sich gegen seine Befehle: die beiden Läden zurückzustoßen, frische Luft hereinzulassen, Holz hereinzuschleppen. Das Werkzeug knisterte unter der eisernen Platte, eine helle Flamme sprang hoch. Das Feuer holte mit heftigem Sprung das Leben noch einmal zurück. Es zwang den Menschen in seine Gewalt, noch mehr Holz. Von draußen reichte sich das Holz fast selber zur Tür herein. Der Schnee stiebte und verdampfte im Feuer. Die eiserne Platte glühte. Martin schloß die erblindeten Fenster und die Tür, die Läden ließ er offen. Sofort erfüllte die Wärme den ganzen Raum.

Mit der Wärme kam aber auch die Ermattung. Das Feuer knackte und knisterte unruhig, aber Martin lag still unter seinem Mantel auf der Pritsche, verkrümmt, ohne Bewußtsein.

Der Tag ging in der jäh hereinbrechenden Finsternis unter. Die Wolken waren am Tag grau und formlos, in der Nacht fielen sie auf die Tannen und wurden Schnee. Die weißen Flocken fielen Stunde um Stunde, sie deckten alles zu. Jede Bewegung, jeden Laut, auch das Licht der Sterne, und am Tag die Sonne.

Mondmal warf sich Martin herum und stöhnte. Eine Spukgestalt bedrohte ihn, oder Frana Rauh wollte ihn ein neues Bild zeigen. Der Schlaf umgab Martin wie ein Abgrund mit glatten, steilen Wänden und undurchdringlicher Finsternis. Wenn Martin einen Spalt breit die Augen öffnete, war die Dunkelheit schützend vor ihm. Vielleicht erwachte er, und José, der alte, treue Indianer, reichte ihm glühenden Mate zu trinken. José verließ ihn nicht. José schlief wohl selber noch. Martin wollte rufen, aber er konnte den Mund nicht öffnen. Gleich darauf versank er schon wieder in einen bewußtlosen Schlaf.

Auch dieser Tag ging zu Ende. Und die Nacht mit dem großen Schneefall entlief wieder einen neuen jungen Tag. Der Schnee hing dick vor den Fenstern, daß kein Licht hereinkam. Der Tag versickerte still und unaufhaltsam zwischen den Tannen.

Martin sah die Beine an den Leib heran, horchte und wartete. Es geschah nichts. Er fand sich nicht zurecht. Rauschte der Strom zwischen den Urwaldstämmen? Tastend, mit bleischweren Bewegungen der fast absestorbenen Glieder erreichte er endlich einmal die Tür. Der Schnee war noch in der bläulich heraufziehenden Dämmerung von einer unverletzten schmerzenden Helligkeit. Die Helligkeit erinnerte an das Feuer. Als die Herdplatte rotglühend den Raum mit rascher Wärme erfüllte, regte sich der Hunger. Martin schlepyte aus dem Schnee heraus immer mehr Holz. Dazwischen kaute er winzige Stückchen Schokolade und Keks, letzte Reste der Reisezehrung aus dem Koffer.

Bewegung und Kauen lösten Widerstandswillen in Martin aus. Hinter den Wäldern und jenseits der Berge wohnten Menschen, raubtierige, feindliche Menschen. Er war vor ihnen geflohen, verwundet und hilflos. Jetzt war die Schwäche abgefallen, im Abgrund des langen Schlafes geblieben. Zurück blieb ein heller knisternder Zorn. Ein Zorn, der zu allem entschlossen ist. Vielleicht war es gut, wenn kein Mensch dieser drohenden Flamme zu nahe kam . . . Der Wald wurde zur schützenden Festung, die so leicht niemand erobern konnte. Schnee und Einsamkeit wirrden sich mit ihm verbünden, und er blieb allein. Allein, ganz allein! Ein sieghaftes trotziges Wort.

An einem Morgen machte er sich auf den Weg, unrasiert, verwildert und unzufrieden mit sich selber, daß der Hunger so über ihn Herr werden konnte. Er stellte Haken und Kreise durch den Schnee, verirrte sich zehnmal, aber das war ihm nur recht: schließlich erreichte er gegen Mittag ein Dorf. Die Frau in dem winzigen Lädchen sah ihn über Kisten und Gläser hinweg erschrocken und mißtrauisch an. Nein, er wollte nicht betteln. Hier war Geld, knisternd, ein echter Schein. Tee, Wurst, Konserven verlangte Martin. Er deutete mit der Hand auf die Dinge, die er für notwendig hielt, nickte nur und brachte die Lippen nicht auseinander.

Die Frau sah das Geld und hielt den Mann für einen verrückten Sportler. Durch die Scheibe verfolgte sie ihn mit Kopfschütteln, bis er endlich stapfend und mit hängenden Schultern verschwunden war. Auf Umwegen erreichte Martin erst gegen Abend das Jägerhäuschen wieder. Unterwegs hatte er nichts von den Sachen angerührt, aber in der Wärme der Hütte fiel er wie ein Tier über Brot und Wurst her.

Essen und Trinken. um dann wieder schlafen zu können. Schlafen, um die Kraft zu neuem Zorn zu haben, und wieder schlafen. Die Stunden verginnen wie die Tage und Nächte. Hinter den Wäldern und jenseits der Berge wohnten die Menschen.

*

Telegraphenbrähte surrten. Apparate tickten, um den ganzen Erdball herum flogen die Rundfunkanfragen, daß der junge Forscher Martin Rönnebeck gleich nach der Rückkehr von der Amazonasexpedition spurlos verschwunden sei. Die Zeitungen brachten Bilder, Einzelheiten, Vermutungen: Selbstmord, ein Verbrechen? Mehr als Sensation sprach aus der allgemeinen leidenschaftlichen Anteilnahme. Rönnebecks Berichte, die in den verwichenen Jahren in die Presse gekommen waren, hatten die Menschen gefesselt und mit Sympathien für den Forscher erfüllt, der auch nach dem Tode des Leiters die Arbeit erst vollendete, ehe er zurückkehrte. Unerklärlich waren die Motive des geheimnisvollen Verschwindens. Zuletzt einigten sich die Stimmen auf Selbstmord, Zusammenbruch am Ende schwerer Strapazen. Einige große Zeitungen machten eine Ausnahme. Unmöglich könne Rönnebeck tot sein. Sie feuerten die Polizei und alle Behörden zu immer neuen Nachforschungen an. Man durchsuchte das Innere in diesem überschtlichen Land ein Mensch spurlos verschwinden?

Frau Doktor Rusch erschien wiederholt in den Schriftleitungen. Sie war keine gebrochene Frau, die Trauer um den Toten lag nicht auf ihrer Zunge. Sie ging aufrecht und lächelte sogar oft. Zu Hause wurde sie von ihren beiden Kindern erwartet. Das gab Kraft und Geduld. Eines Tages schlug sich die Brücke von ihr zu den beiden Freunden Werner Vornhagen und Rudi Planck ganz von selbst.

Werner hatte einen Gedanken, einen noch ganz unbestimmten, und er wollte auch zunächst nicht davon sprechen. Erst müsse sich alles mehr klären, aber eins wüßte er schon mit bestimmter Gewißheit zu sagen, daß Martin noch am Leben sei. Rudi Planck widersprach ihm darin, und es kam zu keiner Einigung. Wenn er in allen Einzelheiten nachwies, Martin könne unmöglich noch am Leben sein, wenn man den heutigen Stand der kriminalistischen Forschung zugrunde legte, unter Berücksichtigung auch des Zusammenwirkens von Presse und Rundfunk. In langen, klug aufgebauten Sätzen brachte er dies alles vor wie eine mathematische Formel. Sie stimmte und stimmte wiederum nicht; denn der andere wischte einfach mit seiner eigensinnigen Behauptung, mit seiner Gläubigkeit alles andere aus.

Stundenlang saßen sie sich so streitend gegenüber, einmal unternahmen sie auch eine mehrtägige, überfallartige Motorradfahrt zu allen in Frage kommenden Verwandten Martins. Einem Gutsbesitzer im Hannoverschen, einer Tante, verwitwete Frau eines Oberleutnants in Thüringen, und einem Generalvertreter in einem Vorort von Berlin. Von vornherein war dieser Versuch nur auf eine ganz leise Hoffnung aufgebaut, er brach ebenso schnell und restlos in sich zusammen. Jetzt beheften Rudi Planck seine Direktorenwünschen, Zuletzt einigten sich die Stimmen auf Selbstmord, Zusammenbruch am Ende schwerer Strapazen. Einige große Zeitungen machten eine Ausnahme. Unmöglich könne Rönnebeck tot sein. Sie feuerten die Polizei und alle Behörden zu immer neuen Nachforschungen an. Man durchsuchte das Innere in diesem überschtlichen Land ein Mensch spurlos verschwinden?

Frau Doktor Rusch erschien wiederholt in den Schriftleitungen. Sie war keine gebrochene Frau, die Trauer um den Toten lag nicht auf ihrer Zunge. Sie ging aufrecht und lächelte sogar oft. Zu Hause wurde sie von ihren beiden Kindern erwartet. Das gab Kraft und Geduld. Eines Tages schlug sich die Brücke von ihr zu den beiden Freunden Werner Vornhagen und Rudi Planck ganz von selbst.

Werner hatte einen Gedanken, einen noch ganz unbestimmten, und er wollte auch zunächst nicht davon sprechen. Erst müsse sich alles mehr klären, aber eins wüßte er schon mit bestimmter Gewißheit zu sagen, daß Martin noch am Leben sei. Rudi Planck widersprach ihm darin, und es kam zu keiner Einigung. Wenn er in allen Einzelheiten nachwies, Martin könne unmöglich noch am Leben sein, wenn man den heutigen Stand der kriminalistischen Forschung zugrunde legte, unter Berücksichtigung auch des Zusammenwirkens von Presse und Rundfunk. In langen, klug aufgebauten Sätzen brachte er dies alles vor wie eine mathematische Formel. Sie stimmte und stimmte wiederum nicht; denn der andere wischte einfach mit seiner eigensinnigen Behauptung, mit seiner Gläubigkeit alles andere aus.

Stundenlang saßen sie sich so streitend gegenüber, einmal unternahmen sie auch eine mehrtägige, überfallartige Motorradfahrt zu allen in Frage kommenden Verwandten Martins. Einem Gutsbesitzer im Hannoverschen, einer Tante, verwitwete Frau eines Oberleutnants in Thüringen, und einem Generalvertreter in einem Vorort von Berlin. Von vornherein war dieser Versuch nur auf eine ganz leise Hoffnung aufgebaut, er brach ebenso schnell und restlos in sich zusammen. Jetzt beheften Rudi Planck seine Direktorenwünschen, Zuletzt einigten sich die Stimmen auf Selbstmord, Zusammenbruch am Ende schwerer Strapazen. Einige große Zeitungen machten eine Ausnahme. Unmöglich könne Rönnebeck tot sein. Sie feuerten die Polizei und alle Behörden zu immer neuen Nachforschungen an. Man durchsuchte das Innere in diesem überschtlichen Land ein Mensch spurlos verschwinden?

Frau Doktor Rusch erschien wiederholt in den Schriftleitungen. Sie war keine gebrochene Frau, die Trauer um den Toten lag nicht auf ihrer Zunge. Sie ging aufrecht und lächelte sogar oft. Zu Hause wurde sie von ihren beiden Kindern erwartet. Das gab Kraft und Geduld. Eines Tages schlug sich die Brücke von ihr zu den beiden Freunden Werner Vornhagen und Rudi Planck ganz von selbst.

Werner hatte einen Gedanken, einen noch ganz unbestimmten, und er wollte auch zunächst nicht davon sprechen. Erst müsse sich alles mehr klären, aber eins wüßte er schon mit bestimmter Gewißheit zu sagen, daß Martin noch am Leben sei. Rudi Planck widersprach ihm darin, und es kam zu keiner Einigung,

offenbar keine Lust zu Gesprächen. Sie braucht sehr viel Ruhe und möchte gern allein sein. Jasper denkt, wenn er erst wieder ein paar Tage verstreichen läßt, findet er nachher überhaupt nicht mehr den Mut. Außerdem muß er dann trainieren. Bis zum großen Rennen ist nicht mehr viel Zeit.

Ina zieht in gleichmäßigem Gang vor ihm her. Schlank und groß, aber biegsam federt ihr junger Körper in den Gelenken. In ihrem blauen, verwetterten Anzug mit der Mütze über den kurzen dunklen Haaren könnte man sie für einen Jungen halten. Jasper will ihr das sagen, vielleicht gibt das endlich eine Ueberleitung zu einem ernsten Gespräch.

Der Wald tritt zurück und gibt eine breite, endlose Wiese frei, auf der die Sonne sich glitzernd und blendend bricht. Ina hat die Arme ausgestreckt, ganz weit, und saust eben über den Hang in die Tiefe. Muß sie nicht etwas? Wahrhaftig, sie singt glücklich und übermütig. Jasper hört die Stimme und denkt, wie sehr diese Abfahrt gerade in dem Augenblick Sinnbild seines Verhältnisses zu Ina ist.

Später findet sich keine Gelegenheit mehr, mit Ina zu sprechen. Sie marschiert eben im gemütlichen Treppenschritt den anderen Hang wieder hinauf, und da kommen ihnen in rasender Fahrt die anderen Freunde entgegen. Der Schnee stiebt unter den Kurven und Schwüngen.

Am späten Nachmittag macht Ina noch einmal die Riemen fest. Die Täler füllen sich schon mit blauen und schwarzen Schatten. Die Sonne näbert sich dem Bergrand. Aber die Stille da unten lockt und grüßt. Mit einem Sprung ist Ina im Wald. Erst den langsam um den Berg herumschlängelnden Weg, dann einen Seitenpfad, immer in sanfter, ruhiger Fahrt talwärts. Aber dann kommt plötzlich ein Hohlweg, und eine tolle, spiegelglatte Schlittfahrt beginnt. Ina rast zwischen den Wäldern hinab, der Boden ist gefroren, und die Bretter rutschen in jeder Stellung, also stehen bleiben und geradeaus fahren.

Endlich wird die Fahrt wieder gemütlicher. Ina biegt von dem Weg ab. Hier unten aleitet schon die Dämmerung zwischen den Bäumen heraus. Sie muß wieder auf die Höhe, wo die Sonne hängt. Der Wald wird dichter. Quer über dem Weg liegen entwurzelte Baumstämme. Mühsam und steil erkämpft sie sich Schritt für Schritt den Rückmarsch. Darüber bricht wie mit einem Schlag die Dunkelheit herein.

Der Wald steht schwarz und verschlossen dicht neben ihr. Wenn sie erst aus dem Wald herauskommt, wird es wieder heller sein. Eben hing doch noch die Sonne über dem Hang. Der Wald nimmt kein Ende. Ina geht schneller und noch schneller. Sie suchte die Stille und wollte sich ganz von ihr erfüllen lassen. Jetzt ist ihr Wunsch erfüllt, aber jetzt bedrückt sie die Stille wie eine geheimnisvolle stärkere Macht. Der Schnee knirscht und knistert unter den vorwärtsgleitenden Brettern. Die beiden Spitzen stoßen gegen die blauschwarze Finsternis an, die jetzt schon den Schnee verdunkelt. Manchmal bricht tiefer im Wald ein Ast. Schnee stiebt vorwärts. Gleich muß doch der Wald zu Ende sein, irgendwo wird der Weg talwärts oder in die Höhe führen und einen Ausblick freigeben. Da, da vorn wird es heller. Sie stößt sich noch schneller ab. Schneller, noch schneller . . .

Der Weg biegt zur Seite, da mündet ein anderer Weg in ihn hinein. Hier muß doch ein Wegzeichen stehen? Sie wendet und starrt in die Finsternis. Ein schwarzer Schatten: ein Wahl. Da ist ja der Wegweiser. Ina kann nichts mehr sehen, vielleicht ist sie blind. Sie tastet den Pfahl entlang. Irgenwo da oben steht ein Name, ein Ort. Sie hat kein Licht. Sie will nicht so lange untätig herumstehen. Sie muß aus dem Wald heraus, der alles verdunkelt. Man kann ja doch nicht das Schild lesen. Rechts herum und dann links. Jetzt verläßt sie sich ganz auf ihr Gefühl. Dieser Weg wird schon richtig sein. Das Rauschen der Bretter über den Schnee und ihr flatternder Atem sind die einzigen Geräusche in dieser einsamen Verlassenheit.

Einmal wird die Stille zu groß. Wie eine Welle schlägt es über Ina zusammen. Sie geht unter, und es gibt keine Rettung mehr. Da ruft sie um Hilfe. Leise und erschrocken zuerst, dann immer lauter. Jemand wird ihre Rufe hören: ein Förster, Bauern, die irgendwo hinter dieser Stille wohnen.

Es kommt keine Antwort.

Gehorcht und gerufen.

Wieder gerufen und gewartet.

„Hilfe! . . . Hil . . . fe! . . ."

Nichts. Nichts. Schnee rieselt manchmal herab oder ein Ast bricht mit hellem höhnischen Ton. Kann denn die Stille so groß und gewaltig sein, daß man an ihr erstickt? Auch Jasper kommt nicht. Er wird doch sonst nicht von ihrer Seite. Er sah jetzt gewiß oben im Hotel und erzählte Geschichten, die ihm den Namen Schnickschnack eintrugen. Harmlose, gutmütige Geschichten, über die man lachen mußte, ob man wollte oder nicht. Wenn Jasper wüßte, daß sie hier um Hilfe rief, er würde sie holen. Ina ruft plötzlich seinen Namen: „Jasper! Jasper!" Sie steht ihn an, denn die Stille ist unerträglich. Sie mußte anhalten. Die Stimme verschlägt ihr manchmal beim Rufen.

Jasper antwortete nicht. Er kommt auch **nicht. Ina ruft nicht mehr, sie schreit um**

Sieg der Sonne

(Hackner, M.)

Hilfe, müde, verzweifelt. Sie darf sich nicht unterkriegen lassen, dann erst ist sie in der Gewalt des Winters. Wenn sie hier erst zusammenbricht, kann sie nie wieder hoch. Schritt vor Schritt bewegen sich die Beine. Mit der Mutlosigkeit wächst die Ermattung. Die Augen brennen wie Feuer, aber die Glieder werden langsam kalt und steif.

Sie lehnt sich an einen Baum, schließt die Augen und beißt die Zähne zusammen. Nicht unterkriegen lassen, Ina, herrscht sie sich mit erbittertem Zorn an. Wie oft hatte ihr das im Betrieb geholfen, wenn der Chef höhnisch und ausfallend war, wenn einmal alles schief gehen wollte. Damals, als der Vater starb, ohne Vermögen zu hinterlassen, als die Mutter monatelang kränkelte, ehe sie starb, und die Verwandten um Hilfe angegangen werden mußten. War das nicht vielleicht auch schwer? Nicht unterkriegen lassen, Ina!

Die Erinnerung hilft. Sie hilft wirklich. Ina straft sich wie damals, als sie zum erstenmal eine Stelle als fremdsprachliche Sekretärin antrat. Nur wer sich selber aufgab, war wirklich verloren, wer die Zähne zusammenbiß und an sich glaubte, hatte schon wieder gewonnen.

Schritt vor Schritt weitergegangen. Siehst du, Ina, es geht alles, wenn man nur will. Manchmal bleibt sie wieder stehen und ruft „Hil . . . fe!"

Bedachtsam und mit dem Willen, sich nicht zu verlieren. Die Stimme wird trocken. Die Angst in der Kehle verbrennt vielleicht alles. Ich will nicht Angst haben. Ich finde den Weg wieder. Wieder gerufen. Aber immer sind nur der Wald und das große Schweigen um sie.

„Hil . . . fe!" Schnee weht in den Mund, in die weit aufgerissenen Augen. Es schneit wirklich, lautlos und schwer. Die Flocken kommen geradeaus und dicht. Sie verdecken jede Spur. Sie decken alles zu, was am Boden liegt: Den gestürzten Baum, die Spur . . . auch die Spur . . .

Ina ruft gegen die unerbittlich niederfallenden Flocken an. Die Rufe sinken mit den Flocken zu Boden, ersticken, verstummen. Ina kann nicht mehr rufen. Die Stimme bricht, wird heiser und schrill, und zuletzt kommt nur noch ein martinkturierter Laut aus der wunden, brennenden Kehle.

Es ist alles umsonst. Gegen die immer enger werdende gewaltige Stille, gegen die Dunkelheit und gegen den Untergang gibt es keine Hilfe mehr. Ina lehnt sich wieder gegen einen Baum, sie stützt die Arme auf die tiefer hängenden Aeste. Knackend gibt ein Ast nach. Sie will weinen, aber dazu fehlt ihr die Kraft. Wieviel Stunden ist sie jetzt schon unterwegs? Vielleicht wird sie **nicht einmal vermißt.** Hatte sie nicht selber gesagt, wie früh sie heute schlafen gehen wollte?

Nein, Jasper ist jetzt auch keine Hoffnung mehr. In dieser Unendlichkeit kann man Tage nach ihr suchen, ohne eine Spur zu entdecken. Der Schnee würde alles verdecken. Nein, sie will nicht sterben! Das Leben ist schön. Nicht zu Ende sein!

Hilflos und gepeinigt kommen die Rufe, krächzend erstickend. Es soll nicht alles zu Ende sein. Direktor Bendler verlangt nach ihr: italienisches Diktat, bitte. Die Buchhalterei muß warten. Hier spricht Generaldirektor Mobring. Er hat eine tiefe, tönende Stimme. Wie kommt denn Direktor Bendler dazwischen? Er muß auch warten. Seine spitze, nervöse Stimme sticht nach ihr. Aber sie ist gar nicht nervös. Da spricht ja auch nicht Direktor Bendler. Wer spricht denn **hier? Ein Knacken ist in der Leitung. Ein** Ast gebrochen. Wie kann denn hier ein Ast brechen?

*

Schlafen. Schlafen.

Immer wieder schloß Martin die Augen. Das kahle, unfreundliche Zimmer wurde dann warm und hell. Er sah ganz deutlich die riesigen Orchideen aus dem Lianengewirr herausblühen. Ueber modernde Stämme hinweg rankten sich Kletterpflanzen bis in die Wipfel des Urwaldes. Die Wurzel sprengten die Mauern. Der Wald verschluckte eine riesige untergegangene Stadt. Zehntausend Jahre alte Kultur zeigte sich in geborstenen, verstreuten Skulpturen, Schmuck und Gefäßen. Sie liefen wie Kinder über die Trümmer und waren berauscht von den Entdeckungen. Immer wieder kam die Stimme Ruschs aus einem Winkel, oder José, der alte Indianer, stieß einen vogelartigen Ruf aus.

Martin wollte nicht immer wieder von den erstaunten Rufen der anderen abgelenkt werden. Er zog den Mantel über das Gesicht, nun mochten sie rufen. Die Rufe kamen seltener und ferner. Das Gewirr von Schlingpflanzen und fleischfarbenen Orchideen hielt die Stimmen zurück. Aber die Rufe verstummten nicht ganz. Einmal wollte er ärgerlich und erregt eine Antwort geben. Da erwachte er von seiner eigenen Stimme. Finster und kalt umgaben ihn die Wände wie eine Höhle. Ich bin ein Tier in der Höhle, erkannte er frierend. Warum bin ich nicht draußen geblieben. Das Fieber glitt an mir ab, und es tönte Ruschs Warum konnte es nicht anders sein. Warum? Die Höhle gab keine Antwort. Von draußen, ganz in der Ferne, rief ein Tier. Vielleicht ein vom Schnee verwehter Hase, den der Fuchs aufstöberte. Eins lebte vom Untergang des anderen. Sinnloses Leben, unverständliches Sterben.

Das Tier verstummte nicht. Sein Rufen kam ganz aus der Nähe der Hütte, noch näher. So schrie kein Tier. Martin schob den Kopf noch weiter nach vorn: wer ruft? Mit erstarrten Gliedern tappte er zur Tür, stolperte und brach in die Knie. Ein Mensch schrie kurz vor dem Untergang! Martin taumelte in die Finsternis und in das Schneetreiben hinein wie in einen See. Er schwamm mit unbeholfenen, steifen Bewegungen. Von daher war der Ruf gekommen. Oder von daher. Nein, von dort! . . .

Hochmütig und verschlossen verbarg der Wald nach allen Seiten sein Geheimnis. Ich bin krank, ich habe vom Amazonas getrunken. Niemand hat gerufen. Er hörte plötzlich seine eigene Stimme: „Hallo! . . . Ist da jemand?"

Der Wind warf sich gegen die Aeste. Oder eine Schneelast brach durch. Nein, keine Antwort, kein Wimmern, kein Hilferuf. Da lag neben der einzelnen Tanne ein dunkles Bündel, eine Wurzel oder ein Baumstumpf. Hallo, gestern war das Bündel noch nicht da. Durch Schnee und Kälte hindurch spürten die erstarrten Finger den Menschen. Der Mensch erwachte und bewegte sich.

„Aufstehen!" rief Martin. Es war sinnlos, dem völlig erschöpften Menschen diesen Befehl zu geben. Die Last war nicht allzu schwer. Hatte er nicht auch Ruschs einmal viele Stunden getragen . . . Die Bretter an den Füßen hinderten, aber er erreichte die Hütte. Der Mensch war nicht erfroren, nur erschöpft. Kein Holz in der Hütte. Kein Licht. Er tastete im Dunkeln nach den Bindungen, zerrte die Riemen herunter, warf die Schneeschuhe fort. Davon wurde der Mensch wach, taumelte. Martin ließ ihn auf **die Pritsche gleiten, langsam, ganz langsam.** Kein Holz in der Hütte? Er lief in die Nacht. Draußen unter dem Schnee lagen dürre Aeste und Knüppel. Das Feuer flammte zischend auf. Die Wärme strömte in Wellen durch den Raum. Die Herdplatte, ein unsicheres, flackerndes Licht kam vom Feuer. Der Mensch hatte Martins Mantel über sich gezogen, atmete und lebte. Es war ihm nichts geschehen. Martin füllte den Topf mit Schnee und bereitete Tee. Dazwischen lief er immer noch einmal zum Lager und horchte. Die Atemzüge kamen und gingen regelmäßig. Da nickte Martin zufrieden.

Das Feuer knackte und prasselte. Das Wasser kochte, aber der Mensch schlief. Vorsichtig, um den Schlaf nicht zu stören, löste Martin nun auch die Riemen von den derben Schuhen des Menschen, zog ihm die Schuhe aus. Die Füße waren eiskalt. Er rieb sie mit Schnee ab, trocknete sie mit dem einzigen Handtuch und deckte sein Jackett darüber. Er überlegte angestrengt, was er noch tun könne. Ihm Tee einflößen. Die Wärme mußte von innen wirken. Schluck für Schluck brachte er dem Ermatteten das heiße Getränk bei. Das Feuer warf vom Herd her zuckende Lichter und Schatten über das blasse, schmale Gesicht. Ein ganz junger Mensch, vielleicht ein Student oder ein Angestellter, dachte Martin. Ein Glück für ihn, daß mich sein Ruf doch noch erreichte. Der wollte sicher noch nicht sterben.

Wie zur Bestätigung schüttelte der eben den Kopf. Das dunkle Haar fiel in lockerer Welle aus den Gesicht. Die Augen öffneten sich einen Spalt breit und schlossen sich sofort wieder. Die Lippen bewegten sich. Martin trat vom Lager weg zum Herd und warf Holz nach. Das Prasseln der Glut und der summende Ton des kochenden Wassers füllten den Raum mit einer wohligen Geborgenheit.

Ich bin wirklich nicht mehr allein. Immer von neuem überlegte Martin das Wunder: Er floh vor allen Menschen. Waren denn nicht alle Menschen gleich hassenswert? Warum kamen sie ihm selbst hierher nach? Gab das Schicksal nicht selber Antwort auf alle Fragen?

Nur einen schmalen Spalt breit öffnete Ina die Augen. Daß sie gerettet war, wußte sie. Die Stimme hatte gerufen: Hallo! und noch einmal Hallo! Starke Arme trugen sie aus dem Schnee, ein Feuer knisterte. Wärme strömte über sie hin, und sie hörte den Atem eines Mannes. Als sie aber den Mann von der rötlichen Glut angestrahlt neben dem Herd stehen sah, zuckte sie erschrocken zusammen. Ein wildes, bärtiges Gesicht, kaltig und roh, bedrohlich in seiner Verschlossenheit. Es war nichts an diesem Gesicht, was Vertrauen erwecken konnte. Der Raum, in dem sie sich befand, paßte zu diesem Gesicht, unordentlich, liebles, primitiv. Aus einer Gefahr war sie in eine andere geraten.

Manchmal warf der Mann einen raschen Blick herüber. Er schien unentschlossen, was er tun solle, jedenfalls hantierte er auf eine umständliche, hinauszögernde Weise am Feuer herum.

Ina richtete sich ächzend halb auf, lehnte den Rücken gegen die Wand und wollte etwas sagen. Die Wand im Rücken gab ihr ein sicheres Gefühl. Ich danke Ihnen oder Aehnliches konnte man sagen und abwarten, was weiter geschah. Warum machte der Mann kein Licht?

„Würden Sie, bitte, Licht machen," sagte sie. Ihre Stimme war ein heiseres Krächzen, fremd, und wie wenn jemand sagte: **rrrrrrrr.** (Forts. folgt.)

Feuer und Wasser in altem Osterbrauchtum

Es jubelt und jauchzt in Feld und Flur, der kalte Hauch des Winters ist gebrochen im aufsteigenden Licht der Sonne. Der Glocken frohe Klänge läuten das Osterfest ein. Mächtige Freudenfeuer lodern auf Bergen und auf Höhen, dazu krachen und rollen donnergleich die Böllerschüsse in die hereinbrechende Osternacht.

Wie um die meisten unserer Feste, ranken sich insbesondere um das Osterfest alte volkstümliche Sitten und Bräuche. Das alte Frühlingsfest der Germanen, das Fest der Fruchtbarkeit der Erde und ihrer Geschöpfe, wurde zum Auferstehungsfest des Herrn. Die Kirche gab dem Feste nicht nur den Namen „Ostern" nach der germanischen Frühlingsgöttin Ostara, sondern sie wußte auch heidnische und christliche Vorstellungen zu vereinigen und den sittlichen Gehalt althergebrachten Volksgutes zur vollen Auswirkung zu bringen.

In den Osterbräuchen spielen die beiden lebenspendenden Elemente des Wassers und des Feuers eine bedeutsame Rolle. Das vom Sachsenland herkommende Osterfeuer ist der urtümlichste Osterbrauch geblieben. Es ist in vielen Gegenden heute noch gebräuchlich und verläuft in den altüberlieferten, wenn auch örtlich verschiedenen Formen. Die Verschmelzung heidnischen und christlichen Gedankengutes kommt in manchen Gegenden

Das berühmte Eierschieben auf dem Froitzenberg in Bautzen

Auf dem Berge stehen Erwachsene und werfen Eier oder Apfelsinen den Abhang hinunter, der von Kindern dicht belagert ist und die nun aufzufangen versuchen.

schon in der äußeren Ausgestaltung dieses Brauches zu sinnfälligem Ausdruck. In manchen Orten der Steiermark wurde ein riesiges Holzkreuz aufgebaut, dessen Balken mit Pechpfannen besteckt waren. Beim Anzünden des Peches nun loderte das mächtige Osterkreuz in den Nachthimmel hinein. Die Verbrennung des Judas, nach der die Osterfeuer in manchen Gegenden auch die „Judasfeuer" genannt werden, ist wahrscheinlich nur eine Umdeutung des Winterdämons. Diesen Brauch, der in Köln in einem Ordinarium schon im Jahre 1525 erwähnt wird und am Kölner Dom bis zum Jahre 1809 bestanden hat, bezeichneten die alten Kölner folgendermaßen: „Dem Judas weed de Pirf verbrannt". Im Hohen Dom zu Köln hing vor dem Hochaltar ein langes Seil vom Gewölbe herab, an dem ein Büschel Werg angebracht worden war, das mit dem Feuer der Osterkerze verbrannt wurde. Wie aus dem Ordinarium des Jahres 1525 hervorgeht, hatte die Verbrennung des Werghändels einen tieferen Sinn und sollte die Vergänglichkeit alles Irdischen symbolisieren.

An anderen Orten wiederum findet sich anstelle der Osterfeuer der Brauch der Feuerräder, der Fackelumzüge, des Scheibentreibens, wodurch der Aufstieg der Sonne im Frühling versinnbildlicht werden soll. So wickelt sich in Lügde bei Pyrmont das Rollen der Feuerräder vom Osterberg herab in den althergebrachten Formen ab, über deren Beobachtung der sogenannte Osterdechenverein strenge wacht. Nachdem die „Dechen" das nötige Brennmaterial schon am Karfreitag im Orte zusammengetragen haben, werden am Ostersonntag große Holzräder auf den „Osterberg" gebracht. Hier steckt man lange Stangen durch die Radnaben, umwickelt die Speichen mit Strohbündeln. Wenn dann am Abend eine Musikkapelle den Osterbergchoral intoniert, wird durch die Entzündung eines Reisigstoßes das Zeichen zum Beginn gegeben. Ein Böllerschuß verkündet, daß das erste Rad in seiner feurigen Pracht den Berg hinabrollt. Unten am Osterberg nehmen die Dechen die herabsausenden Feuerräder in Empfang und entfernen mit Heugabeln das brennende Stroh von den Rädern.

In vielen Gegenden herrschte die Volksmeinung, daß die Sonne am Ostermorgen ihren Lauf mit drei Freudensprüngen beginne. Daher bestieg man in Oesterreichisch-Schlesien bereits in der Nacht die Höhen und Berge, um von hier aus das sogenannte „omehoppen" besser sehen und erleben zu können. Auch in Nordfriesland ging man schon beim Anbruch des Ostertages hinaus, um den „Sonnentanz" beobachten zu können. Wenn das ganze auch nur eine Sinnestäuschung ist, so bleibt dies doch eine herrliche und kühne Phantasie, die den ungeheuren Sonnenball auf der Schwelle des Aufgangs hüpfen läßt.

Die nachweislich auf germanischem Boden in die Liturgie der Kirche einbezogene Feuerweihe am Tage vor Ostern war nach altem Brauch ein Wiederempfangen der Sonne, des Lichtes auch für die häuslichen

Spreewälderin beim Ostereierspiel

Zwecke. An verschiedenen Orten, so in Steinberg am Achensee, herrschte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Sitte vor, am Karsamstag alle Feuer auszulöschen und vom „heiligen Feuer" das neue Feuer als Glut mit Feuerschwämmen auf Stangen mit nach Hause zu nehmen.

Neben dem Feuer spielt das Wasser im Osterbrauch eine wichtige Rolle. Die Kirche weiht das Osterwasser. Mit dem in die Wohnungen mitgenommenen Osterwasser werden Stuben und Ställe besprengt. Nach einer sehr verbreiteten Volksmeinung hat das Osterwasser, vor Sonnenaufgang und unter Stillschweigen geschöpft und ebenso nach Hause gebracht, geheimnisvolle Kräfte: es schützt Hände und Füße gegen Frost und bewahrt vor Seuchen. Mancherorts treiben die Knechte heute noch vor dem Aufgang der Ostersonne ihre Pferde in den Bach, um sie so vor Krankheiten zu bewahren. Auch das Wasser, in dem die Ostereier gekocht worden sind, hat heilkräftige Wirkung; man schüttet es daher den Kühen in den Trog.

Auch das Ei, das das Werden neuen Lebens in so einfacher und sinnfälliger Weise zeigt, ist als Sinnbild der Lebenserneuerung mit dem Osterfest von jeher auf das engste verbunden. Die Ostereier gehörten wie das Lammfleisch zur eigentlichen Osterspeise. Auf dem Vorderhunsrück pflegt man die Gründonnerstagseier, die nach der Volksmeinung Wunderkräfte besitzen, mit Butter und Schmalz zu backen und dann mit Salz zum Brot als Schutzmittel gegen Krankheiten zu verspeisen. In manchen Gegenden muß zum Beginn der Felderbestellung der Pflug über ein Ei gehen, um das Wachstum zu fördern. Auch werden mancherorts die Ostereier in den Aeckern eingegraben, um sie vor Unwetter zu bewahren und ihr Gedeihen zu fördern.

Sehr beliebt, besonders bei den Kindern, sind auch die uralten Eierspiele. Neben dem althergebrachten Verstecken der bemalten Ostereier ist auch in vielen Gegenden das sogenannte „Kippen" gebräuchlich. So pflegen sich die Kinder von Hungenroth im Vorderhunsrück schon einige Tage vor dem Feste auf dem „Ostberg" einzufinden. Wenn dort alle Steine weggeschafft und alle Löcher verstopft sind, wird der Erdboden mit Moos belegt. Aus dem Rest des Moses werden die Nester gebaut, in denen sie dann am Ostermorgen die Ostereier vorzufinden hoffen. Nach dem Mittagessen gehen sämtliche Kinder zum Osterberg und bringen jedes ein Ei mit. Sie lassen dann, auf der Höhe angelangt, die Eier hinabrollen. Geht dabei ein Ei entzwei, so wird es sofort vertilgt. Dies Spiel geht die Ostertage bis zum Abend durch.

Neben den Ostereiern sind und waren früher die „Pöschweck" gern gesehene Ostergaben. Wie nun meist die Osterhasen oder Osterlämmchen gebräuchlich sind, so gibt es in manchen Gegenden auch noch das Osterbrot. In Westfalen pflegte man früher anstatt der Suppe den sogenannten Osterbrei zu verspeisen.

Am Ostertag zupft man auf dem Hunsrück vor dem Aufgang der Sonne junge Kornpflänzchen aus und gibt sie dem Vieh als Schutz gegen Krankheiten in den „Sauf". Schon um das Jahr 500 weiß man von der Verteilung von Osterkerzenstücken, um sie als Schutz gegen Unwetter und allerlei Unheil zu verwahren. Auch heute noch nehmen in manchen Gegenden die Landleute Reste vom Osterfeuer als Schutzmittel gegen Haus, Stall und Feld mit in ihre Wohnungen.

Eine schöne alte Sitte ist die Osterfegnung des Feldes. In Schöneberg in Westfalen werden schon am Palmsonntag die Reiser geweiht, mit denen man dann am Ostertag die Felder „krönt". Es werden nämlich an den vier Ecken und in der Mitte des Feldes die geweihten Palmen kreuzweise in die Erde gesteckt mit den Worten: „Ich kröne dich am heiligen Ostertage, damit dich Gott vor Blitz und Hagelschaden bewahren wolle".

Unter den zahlreichen Osterritten ist vor allem der berühmte Georgiritt in Traunstein zu erwähnen, dessen Bezeichnung von dem Schimmelreiter St. Georg herrührt, der den Mittelpunkt des am zweiten Ostertag nach der Wallfahrtskirche zu Ettendorf stattfindenden Osterrittes bildet. Dieses Gotteshaus, das zu Anfang des 15. Jahrhunderts an der Stelle einer alten Kirche errichtet worden ist, soll Nachfolger einer altgermanischen Kultstätte sein. Dr. W. R.

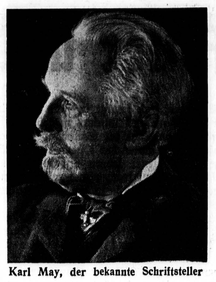
Eierstiepen in der Altmark

In der Mark Brandenburg ziehen noch in vielen Dörfern die Kinder von Haus zu Haus. Sie sind mit Ruten bewaffnet, vor deren Bekanntschaft sich nur der retten kann, der ein Ei spendiert. Diese Szene stellt unser Bild dar, im Hintergrund werden einige Langschläfer aus dem Bett gedroschen.

Bilder (3) Zander, K.

Old Shatterhand unvergessen

Zum 25. Todestag des Schriftstellers Karl May am 30. März



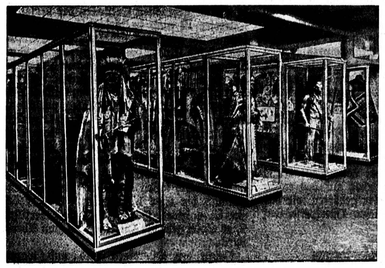
Karl May, der bekannte Schriftsteller

Mitten im Rauschen der Zeit, wenn der Alltag durch unsere Pulse jagt, fehlt uns meist der Abstand zum Erlebnis und Empfinden, wir überwesen manches, vieles unterschätzen wir. Das richtige Urteil fällt die Zukunft. Unbeirrt vom Gegenwärtigen rückt sie den Menschen Unvergängliches nahe, läßt sie mit einemmal erkennen, was auch uns zu überdauern stark genug ist, was unabhängig vom schnellfüßigen Zeitmesser immer unter uns bleiben wird.

Geprüft vom Urteil der Welt, aus deutschem Schrifttum nicht mehr wegzudenken, ist auch das Lebenswerk des Volksschriftstellers Karl May, dessen Todestag sich nunmehr am 30. März zum 25. Male jährt. Und wir fragen uns bei solchem Anlaß: Wie ist dieses Werk entstanden, geworden, aus welchen Voraussetzungen heraus, von welchen Umständen gefördert oder beeinträchtigt, zu welcher Form und zu welcher Wirkung endlich gediehen?

Eine freudlose Jugend

Am 25. Februar 1842 wurde im sächsischen Erzgebirge, in dem kleinen Städtchen Hohenstein-Ernstthal, der Knabe Karl May als fünftes Kind von insgesamt vierzehn Geschwistern geboren, hineingeboren in ein wirtschaftliches Nichts. Der Vater war Weber, Taubenzüchter, war dies und das, die Mutter wurde Ortshebamme, und damit ernährte sie die Familie. Der Knabe Karl empfing



Die „Große Schlange" grüßt ihren weißen Bruder

Oft haben Indianer, wenn sie auf einer Schaureise durch Europa begriffen waren, am Grabe Karl Mays geweilt.

Die Helden in Karl Mays Geschichten

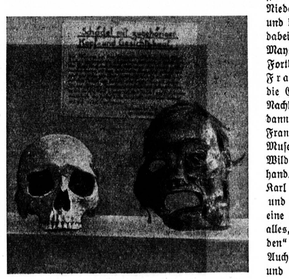
Im Vordergrund sieht man einen Sioux-Häuptling in voller Paradeausrüstung, dann eine Schwarzfußindianerin, einen Komantschen-Krieger und einen Tlingitindianer.

seine geistige Formung, abgesehen von der späteren Seminarzeit, aus dürftigster Volksschulbildung, durch Drill des ehrgeizigen Vaters, der ein Wunderkind züchten wollte, ohne selbst einen höheren geistigen Ueberblick zu haben, und durch die phantastische Art der Großmutter, die eine Märchenerzählerin im Zuschnitt alter Spinnstuben war. Zudem wirkten sich in dem Jugendlichen allerhand schwer schädigende Einflüsse aus, Einflüsse, wo man sich nicht einmal vergnügen konnte, ohne daß Schnaps und öder Witz das Zepter einer Elendsgemeinde ohne soziale Aufsicht, führten. Dem Knaben Karl war kein fröhliches Aufblühen im wärmenden Sonnenschein des Kinderlandes vergönnt. Er kannte sich nur als Bettler vor den Toren des Glückes, als er die ersten Schritte aus der engeren Heimat ins Leben hinaus tat. War es da ein Wunder, daß ihn jeder halbwegs helle Schein blendete und verwirrte, daß er jedem Irrlicht nachlief und es für eine wegweisende Sonne hielt? Daß sich in seiner Vorstellung alles übersteigerte, Hoffnung wie Befürchtung, Selbstvertrauen wie Verzagen? Daß er schließlich abglitt vom Pfad zur Höhe und sich im „Abgrund" wiederfand? Wahrhaftig, wer Menschliches menschlich zu erfühlen versteht, wird hier bekennen: Karl Mays Weg verliefe erschütternd folgerichtig bis zu diesem Punkt. Dann kam die Wende. Und daß von solchem Niedergang ein Aufstieg erfolgte, war die Tat eines Charakters.

Großer Erfolg und viel Mißgunst

In sich trug er auch die Schlüssel, womit er sich nach und nach die Tore des Erfolges öffnete, die Erfindertraft des Phantasten und die Gabe, hinreißend zu erzählen. So entstanden zuerst die „Geographischen Predigten", die Geschichten vom alten Dessauer, die „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" und vor allem das erste Stück vom „Winnetou", die Old Firehandnovelle im nunmehrigen Band 2. Hesch wurde Karl May dann sicher auf dem Rücken seines Pegasus, rückte sich im Sattel zurecht und wagte sich hinaus zu immer kühneren Ritten. Die soeben genannten Werke erschienen im Erstdruck 1876, und bereits im Jahre 1880 überraschte der Verfasser die Mitwelt durch die Erzählung, die jetzt den Band 1 der gesammelten Werke „Durch die Wüste" bildet. Dieses Meisterstück hinreißender Schilderungskunst, das wir im vergangenen Jahre als Tonfilm erlebt haben, machte einen Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. B., auf Karl May aufmerksam, und so fand der Märchenerzähler den Verleger, der dem Lebenswerk Karl Mays das bekannte Gewand der grünen Bände schuf, dem Schreibenden aber die Möglichkeit gab, sich zum meistgelesenen deutschen Volksschriftsteller emporzuschwingen. Und Karl May hat diese Möglichkeit mit eisernem Fleiß, mit Taktkraft und Können genutzt, so daß Fehsenfeld seinem Autor, mit dem ihn bald herzliche Freundschaft verband, eines Tages schreiben konnte: „Wenn wir beide einmal tot sind, werden wir dennoch leben."

An allem aber, was mitten in dieser schaffensreichen Zeit geschah, waren wieder die Irrlichter schuld. Sie zeigten dem Mann, in dem der Drang zu schreiben übermächtig war, ein Arbeitsfeld, auf dem sich schlechterdings kein Bau für die Zukunft errichten ließ,. 1882 erschien aus der Feder Karl Mays, jedoch unter einem Decknamen, bei Münchmeyer, Niederselbitz, das „Waldröschen", und in rascher Folge entstanden bis 1886 vier weitere Lieferungsromane. 1899 ging die Firma Münchmeyer in andere Hände über, und der neue Besitzer gab diese Romane abermals heraus und zwar widerrechtlich mit dem Namen des inzwischen berühmt gewordenen Schriftstellers. Das Schlimmste aber waren die zahllosen weitgehenden Aenderungen und Einfügungen, die der erste Verleger ohne Wissen Mays hatte vornehmen lassen und die nun Kitsch und Erotik in sein Werk hineingetragen hatten. Die Folge war ein Prozeß, den May zwar in allen Instanzen gewann, aber mit bitterstem Herzeleid bezahlte. Man kämpfte gegen ihn, man wühlte in seiner Vergangenheit, man warf ihm vor, er sei nie gereift, obwohl er sich gerade zu Beginn dieser Widrigkeiten auf einer großen Orientreise befand. Man hatte das „Ich" seiner Erzählungen allzu wörtlich genommen und den Verfasser der Lüge und der Aufschneiderei beschuldigt. Deshalb wagte er sich fortan nicht mehr an die altbewährte Form der Tatsachenberichte und verlegte den Schauplatz der Abenteuer seines Ichs ins Niemandsland, ins Fabelland schattenhafter Sinnbilder. So schrieb er z. B. „Arbiſian und Dschinnistan", und die Blutwärme, die als Triebkraft im „Winnetou", im „Schut" und in ähnlichen Bänden pulst, wandelte sich in ferne Schattenbilder. Ob May alles erlebt hat, was er schildert? Nein! Aber er ist gereist, nachweislich 1899—1900 in Palästina, Aegypten, Indien usw. bis Ceylon, 1908 durch Amerika. Seine Schriften lassen vermuten, auch früher schon! Sonst könnte er das alles nicht so farbecht malen bis in Kleinigkeiten! — Aber das ist nicht nachweisbar.



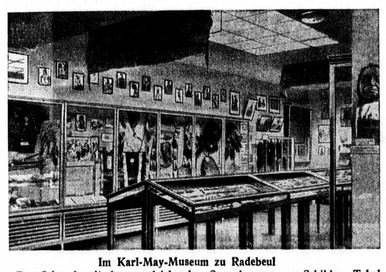
Ein Schädel mit zugehöriger Kopf- und Gesichtshaut, von kalifornischen Indianern beim Siegesfest getragen, ist ebenfalls im Museum zu sehen.

Wingtou und wir

Alles in allem: seine Voraussetzung, seine Förderung, wohl aber Hemmungen und Widerstände, wohin man blickt. Und doch wurde das Werk, wuchs stolz empor und lebt bis in unsere Zeit, in eine Zeit noch dazu, die uns einen Umbruch auf weltanschaulichem Gebiet gebracht hat. Wie ist das möglich. Die Ursache liegt wieder in May, in seiner Eigenart. Das verflossene Jahrhundert, dem Mays Schaffen fast ganz angehört, war das Jahrhundert des Liberalismus, der jedes Gefühl für die Bindung des einzelnen an ein Gemeinsames verlernen ließ, der eine überspitzte Zivilisation bis zur äußersten Verfeinerung entwickelt, darin Unter warf und nun nichts mehr zu tun fand, als betrachtend, bewundernd der kritisierend vor dieser Leistung zu stehen. Karl May schuf Gestalten, die nicht zeitbedingt sasttos, sondern voll Blut und Leben, voll Naturverbundenheit waren, die nur zu einem vermochten in Urwald und Steppe, in Kampf und Gefahr, ungebunden, freiheitstrunken, erfüllt von flammendem Gerechtigkeitssinn, nichts fürchtend als Gott. Damit aber schuf er das Menschideal der neuen Zeit, die er selbst nicht mehr ersehen durfte, die jedoch sein Werk dankbar übernommen hat.

Das halten wir uns heute vor Augen, da wir der 25. Wiederkehr des Todestages Karl Mays gedenken. Wir erinnern uns des Werdeganges und des Werkes Karl Mays. Wir erinnern uns schließlich auch all dessen, was aus diesem Werk weiter entstand. Bekannt ist die Karl-May-Stiftung, deren Verwaltung dem Ministerium für Volksbildung in Dresden obliegt, bekannt nicht nur bei den vielen in Not oder Krankheit geratenen Schriftstellern, Redakteuren und Journalisten, denen sie schon Hilfe und Unterstützung gewährt hat. — Kaum ein anderer, dem geistiges Schaffen auch wirtschaftlichen Erfolg brachte, hat so großzügig und menschlich wie Karl May bei der Errichtung dieser Stiftung an die Unbekannten späterer Geschlechter gedacht, die unverschens durch Niederungen der Armut und Not wandern müssen, und hat sich mit seiner Habe dafür eingesetzt, ihnen dabei zu helfen. Diese Stiftung wurde durch Karl Mays Testament bereits 1908 festgelegt. Für ihren Fortbestand sorgt, ganz im Sinne des Toten, Frau Klara May, die Witwe des Dichters, die Gefährtin seines Lebens, die Hüterin seines Nachlasses. Frau May hat mit Freunden und dann im Verein mit dem fahrtenreichen Patty Frank in den Jahren 1926—1928 das Karl-May-Museum ins Leben gerufen, äußerlich ein stilechtes Mildwest-Blockhaus im Garten der Villa Shatterhand. Es birgt Sammlungen Patty Franks und Karl Mays, indianische Waffen, Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände, und darüber hinaus eine unaufzählbare Fülle von Anschauungsstoff über alles, was mit den „finsteren und blutigen Gründen" des roten Mannes irgendwie zusammenhängt. Auch die berühmte Silberbüchse, der Bärentöter und der Henrystutzen werden dort dem Besucher gezeigt.

Karl May starb am 30. März 1912 in seiner Villa „Shatterhand". Seine letzten Worte waren: „Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!"



Im Karl-May-Museum zu Radebeul

Der Schrank mit den vergleichenden Sammlungen von Schilden, Tabakpfeifen, Tomahawks, Mokassins und kostbaren Skalptrophäen.

Das Aeußere des Karl-May-Museums, ein romantisches Wildwesthochhaus

(Atlantic 4, Scherl Bilderdienst, Erich Zander, K.)

Der einsame Weg

Wanderfahrten in U.S.A. / Von Hans O. Lange

3. Fortsetzung

Am Abend kam Sturm auf und die ersten Boeher verjagten bald die Zwischendeckler in die Messe, und da es auch dort feucht zu werden drohte, in die Unterwelt. Die Schnapsflasche kreiste als angeblich unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit. Frank konnte sich glücklich schätzen, eine Oberkoje erwischt zu haben, denn schon begannen sich die ersten Opfer dieser Krankheit zu winden und unartikulierte Laute wurden vernehmbar. Bald war das Zwischendeck von Gerüchen erfüllt, die auch dem stärksten Seemann an die Magennerven gehen konnten. Frank und der schwäbische Vormann flüchteten sich an das Oberdeck, wo sie sich an der Leeseite des Schornsteins niederließen. Hier saßen sie warm und einigermaßen trocken, nur hier und da wurden sie von einem Sprühregen erwischt, wenn ein besonders schwerer Brecher über die Verschanzung schlug. Keiner sprach ein Wort, man wurde in diesem Naturuhr auch gar nichts verstehen können. Der Schwede paffte seine Pfeife, und Frank kämpfte mit einer selbstgedrehten Zigarette, die feucht geworden war und dauernd auszugehen drohte.

Später tauchte eine dunkle Gestalt vor ihnen auf; man sah nur das helle Oval eines Gesichts und das Blinken von Uniformknöpfen. „Besser, Ihr geht hier weg, Boys", ertönte eine freundliche Stimme. „Wir ändern den Kurs, und es wird gleich auf beiden Seiten naß werden."

Frank und der Vormann kletterten von ihrem Ahl herunter und tappten vorsichtig nach dem Meßraum hin.

Nun war das ganze Deck leer, nur aus dem Kartenhaus drang noch ein schwacher Lichtschimmer. Stampfend und rollend pflügte sich der Dampfer durch die bewegte See, mit Kurs nach Norden.

Landung mit Hindernissen

Nach einwöchiger Küstenfahrt wurde endlich die Vancouver-Insel sichtbar. Nach kurzer Wartezeit kam der Lotse an Bord, um den Admiral durch die San Juan de Fuca-Straße zu dugtieren. Er brachte die neuesten Zeitungen an Bord und Gerüchte über einen großen Streik in den Holzlagern Nordwest-Washingtons. Unter den an Bord befindlichen Holzfällern bildeten sich sofort zwei Parteien. Die älteren unter ihnen, die sich durch ihre Erfahrungen und ihre Tüchtigkeit eine gewisse Freizügigkeit bewahrt hatten, waren gegen den Streik, während die jüngeren, die durchweg in den kahlrasierten Gewerkschaften organisiert waren, sofort mit den Streikenden sympathisierten.

Als der Dampfer im Morgengrauen an den Piers von Everett festmachte, stand schon ein Empfangskomitee bereit in Form eines Demonstrationszuges von etwa hundert Streikern, die Plakate und Banner mit sich führten, auf denen vor Streikbruch gewarnt wurde. Ein Abgeordneter der Streiker kam an Bord und hielt an die neu angekommenen Holzfäller eine Ansprache, in der er offiziell Mitteilung von einem Massenausstand der Holzarbeiter machte und alle aufforderte, keinerlei Arbeit anzunehmen, sondern sich sofort den Streikern von Everett anzuschließen. Als einige Minuten später der Agent der Northwestern Lumber Company, die die Holzfäller geworben hatte, erschien, wurde ihm der Zutritt zum Dampfer verweigert. Er appellierte erst an den Führer der Demonstration, dann an den Bootsmann, der sich passiv verhielt, während die Besatzung ganz offen ihre Sympathie für die Streikenden zeigte. Frank sah hier ein Musterbeispiel der Macht der radikalen Gewerkschaften, besonders an der Westküste der USA großen Einfluß haben und in deren Macht es steht, binnen kurzem die wichtigsten Industrie- und Verkehrszweige des Westens lahmzulegen. Vorläufig durfte keiner der Passagiere von Bord gehen. Im Laufe des Nachmittags gingen dann die Streikfreundlichen an Land, wo ihnen vom Streikkomitee Unterkunft verschafft wurde. Gegen Abend erschien dann wieder der Generschaftsführer von Everett und stellte es den an Bord gebliebenen Männern frei, entweder nach Frisko zurückzufahren oder an Land zu gehen, letzteres aber nur, wenn sie sich verpflichteten, keinerlei Arbeit bei einer der bestreikten Gesellschaften anzunehmen. Frank, der es eilig hatte, endlich nach Seattle zu kommen, unterschrieb einen Revers und durfte den Dampfer verlassen. Er fragte sich heftig zwischen finster blickenden Streikposten nach dem Bahnhof durch und stürzte in den nächstbesten Lokalzug, der ihn dorthin bringen sollte, wo die Zusammenstellung der Südseeexpedition erfolgen würde.

P. O. Box 99 antwortet nicht

In der Stadt angekommen, ging Frank sofort zur Hauptpost, um hier die Adresse des Verbers von Schließfach 99 zu erfragen. Der junge Beamte, an den er sich wandte, verweigerte höflich aber energisch jede Auskunft. Ob Frank von der Kriminalpolizei sei? Wenn nicht, dann müsse er bedauern. Angaben über die Eigentümer von Schließfächern würden nur an die Polizei gemacht. Und im übrigen stelle er ihm anheim, seine Wünsche schriftlich an P. O. Box 99 zu richten.

Frank ging in den nächsten Lunchroom, bestellte eine Coca-Cola, Schreibzeug und eine tohlschwarze Zigarre, die er zwischend paffte, während er ein Bewerbungsschreiben um Einstellung in die Südsee-Expedition aufsetzte.

Die nächsten Tage verbrachte er, abgesehen einiger Stunden, die er für Schlafen und Essen brauchte, vornehmlich vor dem General Delivery-Schalter der Post. Seinen Koffer wagte er gar nicht erst auszupacken, damit er jederzeit bereit war, an Bord des Expeditionsschiffes zu gehen. Doch P. O. Box 99 schwieg wie das Grab. Als er sich schließlich verzweifelt noch einmal an den Beamten für die Schließfächer wandte, zuckte dieser die Achseln und meinte, jetzt komme ihm die Sache selbst merkwürdig vor. Seit einer Woche sei das Schließfach nicht geleert worden, es laufe bereits über, und immer noch gingen Zuschriften aus allen Teilen der Union ein.

Als Frank so bereits eine Woche in Seattle zugebracht hatte, während der seine Vermögensrestanz wieder einmal bedenklich zusammengeschrumpft war, und als er bereits alle Hoffnung auf eine Antwort aufgegeben hatte, wurde ihm unvermutet ein großes Couvert unter der von ihm angegebenen Anschrift ausgehändigt. Es enthielt — — — eine Vorladung vor die Staatsanwaltschaft von Seattle. Zweck der Vorladung war Vernehmung als Zeuge in Sachen der Firma Leon Bukowski & Cie. Frank, der dunkel einen Zusammenhang mit der P. O. Box 99 ahnte, hatte erst wenig Neigung, der Vorladung zu folgen, da er ja immerhin ein ungefährlicher Einwanderer ohne Papiere war, aber schließlich siegte die Wut der Enttäuschung, und er fand sich zur angegebenen Zeit im Court-House ein. Ein freundlicher älterer Beamter fragte ihn kurz nach Name und Art, ohne sich Papiere vorlegen zu lassen und wollte dann wissen, wieviel Geld Frank an die P. O. Box 99 eingesandt habe. Frank verstand erst nicht und erzählte, daß er sofort nach der Besitzre des Interesses im Examiner nach Seattle gefahren sei, und daß er mit der Expeditionsleitung überhaupt nicht erst in Fühlung gekommen sei. Der Beamte wollte sich ausschütten vor Lachen. Als er sich endlich wieder beruhigt hatte, erzählte er den Vorgang der Geschichte. Leon Bukowski und Sam Heß, zwei gerissene galizische Juden, die in ihrem nun zehnjährigen Aufenthalt in den USA schon ein ganz erkleckliches Vortrefferen hinter sich gebracht hatten, waren eines Tages in Seattle eingetroffen, wo man sie noch nicht kannte und hatten das Inserat mit der Südsee-Expedition ausgeheckt. Wer sich melde, müsse einen Vorschuß von wenigstens 20 Dollar einsenden, der auf die Ausrüstung angerechnet werden sollte. Aus fast sämtlichen Staaten seien Briefe mit 20 Dollarscheinen gekommen. Gottes Land ist groß, erklärte der Beamte, und waqemutige junge Männer, die es sich 20 Dollar kosten lassen, in die Südsee zu kommen, gibt es wie Sand am Meer. Frank sei allerdings der einzige, der gleich persönlich auf der Bildfläche erschienen sei. Wenn er die beiden Erzgauner kennenlernen wolle, brauche er nur rüber zu gehen ins Graftschaftsgefängnis.

Ueber das Selbstgespräch, das Frank beim Verlassen des Gerichtes mit sich hielt, wollen wir aber den Mantel christlicher Nächstenliebe decken.

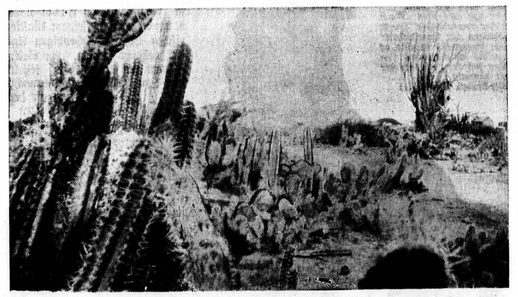
Auf Streckenarbeit

Das Abenteuer mit P. O. Box 99 hat Frank doch nachdenklich gemacht. Da stand er nun wieder einmal — wie schon so oft in seinem Leben — in einer wildfremden Stadt, ohne Geld und ohne ein Dach über dem Kopf. Sein Zimmer hatte er aufgegeben, da er die Miete nicht mehr aufbringen konnte, während sein bescheidenes Köfferchen auf dem Bahndepot eingestellt war. Was tut ein junger Mann in solcher Lage? Zum Perlentauchen (Bezeichnung für Tellerwaschen) hatte er keine Lust, obwohl man sich mit dieser Beschäftigung noch in jeder amerikanischen Stadt über Wasser halten kann. So trottete er gewissenhaft zur Markthalle, von dort zum Schlachthof, dann zu einigen großen Bauffirmen. Ueberall stieß er auf entschiedene Ablehnung. Die Zeiten waren hart, dazu der wilde Streik der Holzarbeiter, aber wirklich man noch ein paar Leute obiegen müssen. Hunger und müde und voller Wut über seine Vorteiligkeit, die ihn aus dem gastfreundlichen Frisko herausgerissen hatte, um einem Phantom nachzujagen, trete er in den Werbsfunden durch die Innenstadt. Um nicht im Freien kampieren zu müssen, versetzte er seine Taschenuhr für einen Dollar bei einem Pfandleiher und schlief schlecht und recht im Alaska-Hause, einer primitiven Unterkunftsstätte für Holzfäller. Beim Morgenkaffee, den er in einem Quick-Lunch einnahm, kam er mit einem Straßenbahner ins Gespräch, der ihm den Rat gab, bei der Great Northern nach Arbeit zu fragen, die immer „kurz an Händen" sei. Er ging sofort hinunter nach dem Verwaltungsgebäude der großen Eisenbahngesellschaft und verließ dieses nach einer langen Unterhaltung mit dem Personalchef und einer flüchtigen Untersuchung durch den Bahnarzt als Streckenarbeiter und mit einer Freikarte für einen „Employées-Trip" von Seattle nach Spokane. Wenige Stunden später befand er sich bereits auf der Fahrt durch das wunderbare Bergland des Nordwestens.

Am Morgen danach kletterte er steif und übermüdet aus seinem Wagen, machte sich aber trotzdem sofort auf den Weg, um sich in der Toilette des Bahnhofs und meldete sich dann beim Divisionsvorsteher von Spokane, der aber gar keine Arbeit für ihn hatte, sondern ihm schleunigst ein neues Freibillett ausstellte nach Moscow im Staate Idaho. Dort, am Endpunkt einer Nebenlinie der Great Northern, wurde an der Verlängerung derselben gearbeitet. Wieder setzte sich Frank auf die Bahn und gondelte seinem neuen Ziele zu. Diese neue Art des Gratisreisens sagte ihm entschieden zu, und er hätte gar nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn auch der Vorsteher von Moscow keine Verwendung für ihn gehabt hätte. Doch diesmal wurde es ernst mit der Arbeit; kaum angekommen, wurde er sofort einer Streckenkolonne zugeteilt, die weit draußen vor der Stadt das Unterbett für die neu zu legende Strecke aufwarf.

Unter Wobblies und IWW's

Bei seiner neuen Arbeit als Streckenarbeiter gewann Frank Inselhofer aufschlußreiche Einblicke in die „soziale und politische Unrast", die sich bei den Arbeitern mit der zunehmenden Arbeitslosigkeit bemerkbar machte. Die meisten seiner Kollegen waren eingetragene Mitglieder der IWW (Industrial Worker of the World). Dieser berüchtigten, anarcho-kommunistischen Organisation gehörte ein großer Teil der Eisenbahner, Holzfäller, Bergarbeiter und der industriellen Belegschaften des Nordwestens an. Die Städte Everett, Walla-Walla und Centralia waren die Hochburgen dieser Bewegung, von denen aus die Arbeiter der Staaten Washington, Oregon und Idaho systematisch bearbeitet wurden, um sie zum Beitritt zu zwingen. Außenseiter wurden in mehr oder weniger offener Weise dazu gezwungen, die Arbeit wieder niederzulegen und einen anderen Ort aufzusuchen, wenn sie es nicht schnell vorzogen, den IWW's beizutreten.



Riesenkakteen in der Steppe

Photo: Lange

Frank entdeckte bald, daß auch hier in Moscow seines Bleibens nicht lange sein würde. Mitte Juni, etwa vier Wochen nach seiner Ankunft, brachten die Zeitungen spaltenlange Artikel über schwere blutige Zusammenstöße zwischen den noch immer streikenden Holzarbeitern von Everett und der Pinkerton Garde, die von den Unternehmern zum Schutze der Streikten Betriebe herbeigeholt worden war. Es kam zu Massenverhaftungen, denen neue Streikdemonstrationen folgten, in deren Verlauf es wiederum zu Blutvergießen kam. Der Riesenstreik warf seine Schatten bis auf die Station, in der Frank arbeitete. Immer wieder kam es unter seinen Arbeitskollegen zu erregten Debatten, die verschiedentlich zu Schlägereien führten. Auch hier mußte mehrmals die Polizei eingreifen. Frank hielt es für das beste, einen Klimawechsel vorzunehmen, denn er hatte nicht die geringste Lust, in irgendwelche politische Händel verwickelt zu werden. Da von den Wobblies ausgingen, wie die IWW-Anhänger hießen. Obendrein machte sich gegen ihn als unorganisierten und politisch passiven Arbeiter mehr und mehr eine feindselige Stimmung geltend.

Als er etwas Geld zurückgelegt hatte, fuhr er mit der Bahn nach Boise, der einzigen Großstadt im Staate Idaho. Da er hier auch keine Arbeit fand, ging er aufs Land, wo er bei verschiedenen Farmern als Helfer arbeitete. War er auf der einen Stelle fertig, dann nahm ihn der Farmer in seinem Wagen zu irgendeinem „Nachbarn", der gewöhnlich eine Tagereise entfernt in der Einöde hauste und auch eine Farmhand gebrauchte. Hier war dann Frank wieder für einige Wochen unterschlacht, bis er nach dem nächsten Arbeitsplatz „geshippt" wurde. Als so der Herbst kam und Frank bald schon nicht mehr wußte, auf welchem Punkte des Planeten er sich eigentlich befand, fuhr ihn sein letzter ländlicher Arbeitgeber, ein freundlicher alter Norweger, mit seinem Wagen in die nächstgelegene Stadt. Brigham hieß die Stadt, in Utah gelegen und benannt nach dem Mitbegründer der Mormonensekte: Brigham Young. Bestieg einen Zug, und nach kurzer Fahrt kam er in Salt Lake City an.

Die Stadt am Salzsee

Nachdem er monatelang nur hölzerne Industriestes ter und ödes Farmland gesehen hatte, fühlte er sich wohl in dieser Bergstadt unter Sonnenhimmel, die nicht zu Unrecht oft mit Innsbruck verglichen wird. Er besichtigte den Mormonentempel, hörte in dem Tabernakel, einem eigentümlichen schildkrötenförmigen Gebäude, die weltberühmte Orgel spielen, fuhr an den Großen Salzsee, um dort zu baden, gab dieses Vorhaben aber wieder auf, da das Wasser schon zu kalt war und konnte so nie ergründen, ob man in diesem geheimnisvollen See tatsächlich nicht untergehen konnte.

Doch auch diese schöne Stadt hatte ihre Kehrseite. Ihr einstiger Reichtum war im Schwinden, denn lange schon lag der größte Teil der Kupferminen still, auf denen der patriarchalische und behäbige Wohlstand der Stadt aufgebaut war. So ging auch hier das graue Gespenst der Arbeitslosigkeit und Sorge um, und für Frank hieß es, weiterwandern.

Er, der so oft von einer Stadt zur andern gewandert war, mußte zugeben, daß er noch niemals einen so mißvergnügten Staat gesehen hatte. Tagelang hatte er vollen Muße die Stadt studiert und darüber war sein Geld hingegangen. Zwar kein aufregend neuer Zustand für ihn, aber diesmal stimmte es ihn doch etwas bedenklich, da er vorhatte, sich nach dem Golf von Mexiko durchzuschlagen, eine Strecke von schätzungsweise 2000 Meilen. Und für dieses Vorhaben standen ihm baarenen 25 cents zur Verfügung. Da er auch kaum damit rechnen konnte, auf dem Riesenweg durch die einsamen Steppen des Südwestens irgendwelche Arbeit zu finden, blieb ihm nur übrig, als Tramp zu wandern. Kurz entschlossen traf er seine Vorbereitungen hierfür. Sein Koffer, ein fehsenfahrer, sehr langer treuer Begleiter, blieb im Hotel zurück; vielleicht konnte er es sich einmal nachsenden lassen. Seine Ausrüstung bestand aus einer grauen Flanellhose, Pullover, Mütze, blauem Leinenhemd, den notwendigsten Toilettearti keln und besagten 25 cents.

Am nächsten Morgen marschierte er die Staatsstraße entlang nach der Vorstadt Murran, die noch im ersten Sonnenglanz lag. Die erste Trambahn rollte surrend nach der Stadt zurück, gefolgt von klingelnden Milchwagen und hochbeladenen Gemüsekarren. Am Ausgang des Ortes, wo sich der größte Autoweg des Kontinents, der Lincoln-Hochweg, der über Denver, Kansas City, Chicago nach Neuyork führte, mit dem nach Süden führenden Arrowhead Trail schnitt, nahm Frank Aufstellung, um zu warten, daß irgend ein Gefährt ihn aufnehmen würde. Als auf der Ferne das metallische Summen eines Autos ertönte, wandte er sich um und hielt seine Hand empor, wobei er einen letzten Blick auf das gewaltige Tempelgebäude am Bergesabhang warf.

(Fortsetzung folgt.)

Das war Heinrich George

Der durch den Film auch dem breitesten deutschen Volke bekannte Schauspieler Heinrich George beging kürzlich am Berliner Schillertheater sein 25jähr. Bühnenjubiläum. Wir rufen uns aus diesem Anlaß seine großen Rollen im Film und auf der Bühne dankbar ins Gedächtnis zurück.

Kürzlich erzählte Heinrich Koch von dem seltenen Erlebnis eines leuchtenden Sommermorgens in Heidelberg während der Festspiele 1936. In einer kleinen Gesellschaft saß er mit Heinrich George zusammen. Man sprach von Theater und Spielplänen, und Heinrich George sagte, er wolle in der Wintersaison den Samsonow im „Andern Feldherrn" von Goßlch spielen, „die Tragik dieses männlichen Schicksals habe Kleistsches Format". Und sein Erzählen und Deuten kam immer mehr in Schwung und Leben, er wuchs in die Rolle. Dann sprang er auf, spielte die letzte Szene vor; ohne Gegenspieler und ohne Bühnenausstattung, in leichter heller Sommerkleidung der Spieler, der funkelnde Neckar und das dunkelgrüne Waldufer vor den offenen Fenstern. Und die Landschaft wandelte sich unter seinen Erklärungen und Bewegungen zum nachtdunklen Wald, und der Boden wurde unter seinem federnd einsinkenden Schritt der moralische Grund von Masuren, durch den sich ein in der Seele todwunder Feldherr mühsam schleppte. „Der letzte tragische Augenblick dieses Feldherrn", so erzählt Heinrich Koch weiter, „der zu spät den Mut zum Ungehorsam fand, erstand in erschütternder Eindringlichkeit ohne jedes bühnenmäßige Behelfsmittel. Die vitale Gestaltungskraft Georges wurde deutlich. Es eröffnete sich uns ein Blick in die Werkstatt eines echten ehrlichen Künstlers. Die fragmentarische Wucht dieser Szene war einmalig. Der Mensch, die Geste und das Wort, diese drei lebendigen Wesenheiten, die einem Schauspieler als Stoffe für die Bildung seines Werkes zur Verfügung stehen, wenn in ihrer stilistischen Bedeutung klar zu erkennen."

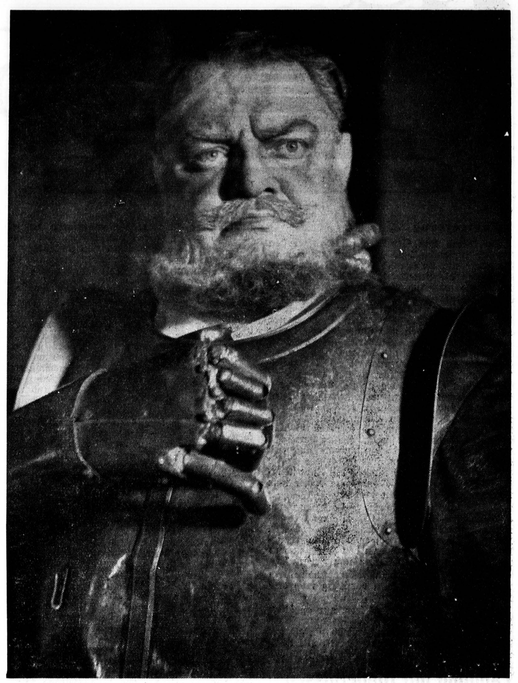
Diese kleine Erlebnisschilderung steht einfach und schön für das Erlebnis und die immer neue Ueberraschung, die uns Heinrich Georges Gestaltungen sind, für die wirklich überwältigende mimische Kraft dieses Schauspielers, der auch durch seine gewichtigen körperlichen Ausmaße sich hervortut, der aber im Spiel diese seine Gestalt immer wieder mit einmaliger Meisterschaft aufhebt, wandelt, mit betonter Gestaltung, Vordringlichkeit oder natürlicher Körperlichkeit, eingesetzt und in großem Spiel durch Wort und Gebärde in die Harmonie des Bildes und des Lebens bringt. Mag das die Gestalt des Soldaten und Feldherrn sein, der trollhafte Peer Gynt, der versoffene Junker Tobias, sein exaktestaltungskraft auf im Götz, oder genauer, der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand". Zur Rolle des Götz wurde Heinrich George für die neuaufgebauten Reichsfestspiele in Heidelberg nach der Machtübernahme verpflichtet, und mit „seinem" Götz wächst er immer mehr zusammen, stellt in ihm das Bild eines deutschen Ritters und Volkshelden hin, stark, draufgängerisch, zart und gläubig, trotzig-rebellisch, zornig, prophetisch, demütig und einfach. Und dieser Götz ist ein deutscher Begriff geworden. Vielen deutschen und ausländischen Besuchern ist er im Heidelberger Schloßhof als Erlebnis und Leben aufgegangen.

„Wir in der Provinz" haben ja wenigstens in Film und Rundfunk an seinem künstlerischen Schaffen lebendigen Anteil nehmen können. In vielen Filmen hat er uns zu fesseln und zu überzeugen vermocht, um nur an den „Hitlerjungen Quex" zu erinnern oder an die „Stützen der Gesellschaft" und an die beiden letzten, „Wenn der Hahn kräht" mit dem behäbig-breiten und pfiffigen Gemeindevorsteher, den „Ball im Metropol" mit dem Gutsbesitzer aus altpreußischem Geist. Im Tonfilm und im Rundfunk ist uns seine wunderbare Stimme ins Ohr gegangen.

*

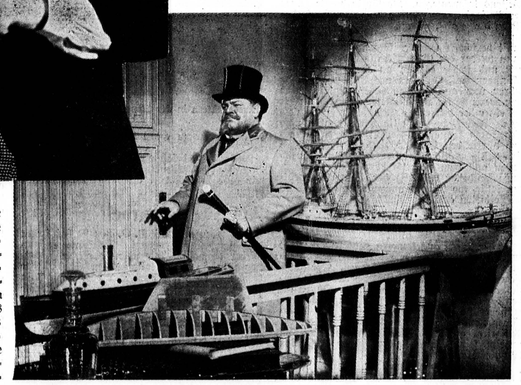
25 Jahre steht Heinrich George nun auf den Brettern, „die die Welt bedeuten". Am Kolberger Stadttheater begann der 17jährige 1912 seine Laufbahn; er war dort als jugendlicher Liebhaber und bei Opern und Operetten als erster Geiger im Orchester verpflichtet. Im Weltkrieg kämpfte er an allen Fronten bis zur Verwundung im Kriegsjahr 1917. Dann geht es über die Bühnen von Dresden und Frankfurt a. M. nach Berlin an das Deutsche Theater und später ans Staatstheater. Nach der Machtübernahme stehen ihm eine ganze Reihe von Bühnen offen, an denen er mit seiner unbändigen Schaffenskraft wirken kann. Weiterschaffen wird er. Bei der großen öffentlichen Ehrung in Berlin klang sein Dank in dem Götz-Wort aus: „Ich bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, seh ich und bin wie träumend", und schloß: „Ach, nun ist mein Traum aus — wir müssen ja weiter arbeiten!"

Hubert Butterwegge.



Nicht jeder hat das Glück, auf der Bühne des Schillertheaters in Berlin oder im Schloßhof zu Heidelberg die Rolle des Ritters Götz (oben rechts) von Heinrich George gestaltet, erleben zu dürfen. Aber durch den Film haben wir den großen Gestalter lebensnahen Menschentums kennen und lieben gelernt. Kürzlich noch spielte George in dem Film „Ball im Metropol" einen alten märkischen Kammerherrn (oben links), der männliche Härte und väterliche Sorge mit frischem, derben, aber immer herzlichen Humor verband. Und wer hätte den ebenso pfiffigen wie behäbigen Gemeindevorsteher aus dem Film „Wenn der Hahn kräht" (unten links) vergessen! Gestalter großer menschlicher Tragik wurde Heinrich George als Konsul Bernick in „Stützen der Gesellschaft" (unten rechts). Immer aber, wenn uns dieser Schauspieler begegnete, schaffte er uns mit überwältigender Wahrhaftigkeit aus der Fülle seiner künstlerischen Gestaltungskraft das Bild des deutschen Menschen. Das aber hat ihn zu einem der erfolgreichsten Schauspieler der Gegenwart gemacht.

Photos: Schwer (1), Terra (1), Tobis-Europa (1), Ufa (1)

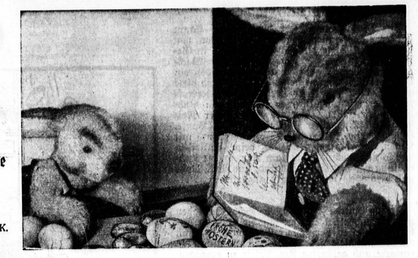


Kleine Osterscherze

für den Frühstückstisch

(Deike M)

Morgen ist Ostern! Die Kinder reden schon jeden Tag davon. Sie sind ganz aufgeregt. Für sie sind ja nun einmal Feste etwas Herrliches. Es müssen aber solche sein, bei denen die ganze Familie mittut. Und dann solche, zu denen es Vorbereitungen zu machen gibt. Die Vorfreude in der Familie und die erwartungsvolle freudige Stimmung aller sind das Schönste, dabei können die Kinder tüchtig sich betätigen. Es gibt keine bessere Gelegenheit und Veranlassung als das Osterfest. Mutter sammelt schon wochenlang vor dem Fest leere Eierschalen. Beim Kochen und Backen werden sie vorsichtig durch Auspusten entleert. Die Tage vorm Fest sind genug Eier da, um allerlei Osterbasteleien vorzunehmen. Mutter setzt sich mit den Kindern um den großen Tisch. In einer Schachtel (damit sie nicht herunterrollen können) sind die leeren Eierschalen bereitgestellt. Außerdem liegen auf dem Tische Schere, Buntpapier, Tuschkasten und was man sonst noch zur Herstellung braucht. Ein Tütchen Gips, ein Schälchen mit etwas Oel und ein Kännchen Wasser stellen wir uns zu besonderen Zwecken zurecht. Und nun geht es los! Mutter braucht nur einige Anregungen zu geben, dann geht alles wie von selbst.



Bestandaufnahme bei Osterhasens

Erich Zander, K.

Mit dem Leichtesten wird begonnen. Auf einige Eierschalen werden Gesichter gemalt. Die Köpfe steckt man auf Zahnstocher, die in Knetmasse stehen, oder man setzt sie auf umgedrehte Eierbecher, die die Gestalt für den Kopf abgeben. Dann putzt man diese kleinen spassigen Figuren mit Hüten, Kragen, Schürzen und Schleifen an. Jeder Frühstückstisch, der mit solchen Köpfen vor jeder Tasse geschmückt ist, wirkt erheiternd. Man kann Hühnereier leicht auch in kleine Mäuse verwandeln. Man klebt auf die Eierspitze eine kleine Tütenspitze als Kopf und an die andere Seite einen Wollfaden als Schwanz. An den Kopf schneidet man die Ohren gleich mit an.

(Deike M)

In ganz ähnlicher Weise stellt man die Ostereierschweinchen her. Der Kopf besteht ebenfalls aus einer Tütenspitze, deren Ende nach innen eingedrückt wird, damit die Schnauze auch schweinähnlicher wird. Die Beine schneidet man aus starkem Kartonpapier aus und klebt sie unter den Eikörper. Hinten kommt ebenso das Schwänzchen hin.

Entzückend nehmen sich Eierschalenvasen auf dem Ostertisch aus. Man beklebt halbe Eierschalen mit Buntpapier, ebenso Pappstücke, die als Untersatz dienen und befestigt mit Siegellack die Eierschalen auf der Pappunterlage. Veilchen und Schneeglöckchen lassen sich leicht in solch winzige Vasen stellen. Man kann auch Wasser einfüllen.

Etwas schwieriger, aber besonders hübsch, sind Vasen, die auf einem Gipsfuß stehen. Man rührt in einem Gefäß Gips an und gießt ihn in eine Untertasse, die vorher mit Oel ausgerieben wurde. Ist der Gips im Erstarren, so drückt man eine leere halbe Eierschale in die Mitte hinein, die dadurch fest mit eingipst. Nach dem Trocknen löst sich der Fußteil ganz von selbst

(Deike M)

aus der Untertasse heraus. Die Vase wird nun noch bemalt oder bunt beklebt, ehe sie als Schmuck auf den Osterfrühstückstisch kommt. Man kann sogar Erde hineinfüllen und ein kleines Veilchen hineinpflanzen.

Wollen Mütter sich etwas mehr Arbeit machen, dann häkeln sie einen Osterhasen als Tischschmuck. Man häkelt ihn in festen Maschen und in zwei Teilen. Am besten schneidet man sich aus Papier einen halben Hasen im Profil als Schnitt, nach dem man häkelt. Es müssen zwei Teile sein, die man zusammennäht und mit Werg ausstopft. Die Kinder, besonders die kleinen, werden begeistert von dem Osterhasen sein, der vor ihnen auf dem Kaffeetisch steht.

Bunte Eier aller Art auf dem Tisch verstreut, sind auch ein schöner Tischschmuck. Man beklebt und bemalt besonders auch die Eier, die heute als ein Ostergeschenk überall willkommen sind.

Ursula Scherz.

Der Gewürzgarten der Hausfrau

Die Bestellungen für den nächsten Morgen werden sortiert und verpackt

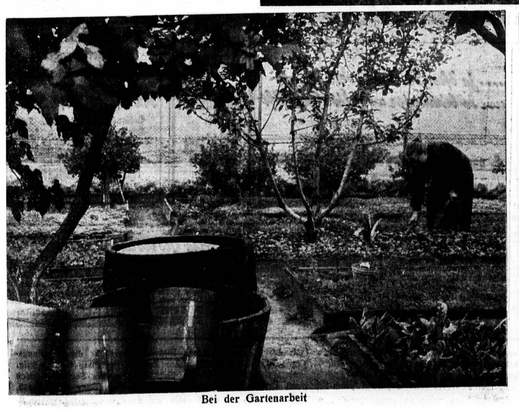
Und wie steht es mit dem Gewürzgärtlein der Hausfrau? Sie sollte anstatt der scharfen und vielfach gesundheitsschädlichen ausländischen Gewürze — besonders Pfeffer sollte sie meiden — lieber die aromatischen und zarten Kräuter verwenden, die in unserer heimischen Erde gedeihen.

Es ist ja nicht nötig, daß wir uns gleich einen riesigen Kräutergarten anlegen wie die berühmte Kräuterfrau aus der Berliner Markthalle. Es genügt, wenn wir uns im Heim- oder Schrebergärtchen eine kleine Ecke für das Milchenzone vorbehalten. Sogar im Blumenkasten auf der Veranda oder vor dem Fenster können wir die köstlichen Kräuter ziehen und während des ganzen Sommers schnittreif haben, wenn wir die Aussaaten in wohlberechneten Abständen wiederholen. Für den Städter, dem auch die Möglichkeit nicht gegeben ist, dürfte es wohl nicht schwierig sein, sich mit Siedlern in Verbindung zu setzen, die aus ihrem Gärtchen regelmäßig das begehrte Grün liefern.

Denn wer jemals versucht hat, Speisen mit frischen Kräutern zu würzen, der wird das mannigfaltige Grüngewächs nur ungern wieder in der Küche missen wollen. Denn es schmeckt nicht nur gut, sondern die vitaminhaltigen Kräuter sind auch der Gesundheit sehr zuträglich. Zudem gestalten sie, in wechselnder Zusammenstellung verwendet, auch die einfachste Speisenauswahl und das vegetarische Gericht höchst abwechselungsreich und vielseitig. Ob man Kräuter als Zusatz zu Eierkuchen oder Klößen, zu Tunken oder Salaten verwendet, ob man Fleisch- oder Fischgerichte, Nudel- oder Eintopfgerichte damit würzt, immer sind sie passend und bringen Abwechselung ins tägliche Einerlei und regen den Appetit und den Stoffwechsel an. Freilich muß die Hausfrau nicht nur die verschiedenen Arten der Kräuter und ihre Pflege im Gartenland und Fensterkasten kennenlernen, sondern auch über ihre richtige Anwendung beim Kochen Bescheid wissen.

Photos (4) Dr. Peter Weller — Bavaria.

Unkraut jäten — mühsam, aber notwendig!



Bei der Gartenarbeit

Feierabend

Paradoxia

Ein Dieb schleicht über die Bühne. Kaum hat er sie verlassen, erscheint auch schon von der anderen Seite die rächende Nemesis in Gestalt eines in voller Uniform befindlichen Wachtmannes. Beide Darsteller aber werden von ein und derselben Person gespielt. Diese und viele andere Szenen hat der berühmte, unübertroffene Verwandlungskünstler Fregoli dem Publikum vorgeführt. Wie aber war dieser Meister der blitzschnellen Umkleidekunst zu Hause, so ganz privat? Da gab es oft Aergernis mit seinen Angehörigen, weil er beim Ankleiden gar so ungewöhnlich langsam war, ja, oft stundenlang vor dem Spiegel stand, um Rock, Weste und Krawatte vorschriftsmäßig anzuziehen . . .

★

Freddy wurde von seinen Schulkameraden immer belächelt, wenn er, wie die anderen Buben, zu pfeifen versuchte. Er konnte es nicht, er brachte diese jedem anderen Menschen so einfache und gelaufige Art, Witze zu erzeugen nicht fertig. Zwei Jahrzehnte waren vergangen, als einer dieser Schulkameraden einmal ein Varieté aufsuchte. Als er heimkam, erzählte er seiner Mutter, daß er den Freddy, seinen Jugendfreund, getroffen habe.

„Den Freddy? Ist das nicht der Kleine gewesen, der nicht pfeifen konnte?"

„Freilich!"

„Was ist er denn geworden?"

„Du wirst lachen, Mutter, dieser Fred Kornau ist . . . Kunstpfeifer!"

★

Frau Schurgast: „Hast du gehört, wie dein Freund Kurt zu seiner Frau sagte, sie solle hingehen und sich Hüte für zweihundert Mark ansehen? Einen solchen Mann solltest du dir zum Muster nehmen!"

Herr Schurgast: „Habe ich dir je verboten, dir Hüte für zweihundert Mark anzusehen?"
(The Argonaut.)

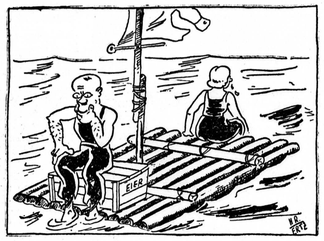
„Sag mal, Charlotte, wirst du mich auch lieben, wenn ich weit von dir entfernt bin?"

„Was für eine Frage! Je weiter du von mir fort bist, desto mehr werde ich dich lieben!"

Osterlatein

„Vater, brauchst nicht weiterzusuchen, ich habe das Ei endlich gefunden."

„Rate einmal, Liebling, was ich dir schenken will!"



Schwierig . . .

„Wenn ich nur wüßte, wo ich die Ostereier verstecken soll?"

Mit quittierter Rechnung

„Sind Sie mit der Rechnung bei Müller gewesen", fragte der Chef, „und haben Sie das Geld bekommen?"

„Es wohnen drei Müller in dem Hause, und der erste, den ich aufsuchte, hat mich die Treppe hinuntergeworfen!"

„So", sagte der Chef, „das ist bestimmt der Richtige, gehen Sie gleich noch einmal hin!"
(Allers Familj Journal.)

Die Jugend vergeht

„Eine Frau von 40 Jahren sieht im allgemeinen älter aus, als ein Mann von 50!"

„Das kommt sicher daher, daß eine Frau von 40 Jahren im allgemeinen älter ist als 50!"
(Magasinet.)

Beim Friseur

Als Petersen mit Haarschneiden fertig war, sagte der Gehilfe zu ihm: „Ihr Haar beginnt dünn zu werden — haben Sie schon unser Haarwasser ‚Perfekta' versucht?"

„Nein, das ist von alleine so dünn geworden!", antwortete Petersen.
(Vara Nöjen.)

„Hans, iß dein Eis nicht so schnell! Sowas schlingt man nicht so runter! Neulich ist ein kleiner Junge sehr schwer krank geworden, als er die Hälfte seiner Portion so hastig verschlungen hatte!"

„Wirklich, Mutti? — Wer hat denn die andere Hälfte gekriegt?"

★

Das Dienstmädchen Marx: „Ich schenkte mir im Eßzimmer gerade ein Glas Sherry ein, als die Gnädige dazu kam und sagte: „Marx! Das will ich aber nicht haben!"

Klara, ihre Kollegin: „Und was sagtest du?"

Marx: „Ich habe es für mich eingeschenkt, gnädige Frau."

Kein Grund zur Beunruhigung

„Nach meinen Berechnungen", sagte der Professor, „wird also die Welt in hundertachtzehnmillionen Jahren untergehen!"

„In wieviel Jahren?", entsetzte sich ein Zuhörer.

„In hundertachtzehnmillionen Jahren", wiederholte der Vortragende.

„Gott sei Dank!", beruhigte sich der Herr. „Ich dachte, es wären nur achtzehnmillionen!"
(For Alle.)

Kindermund

„Papa, dem Onkel Artur scheint doch die Entfettungskur nichts genützt zu haben."

„Wieso?"

„Nun — er schreibt doch hier auf dieser Karte: Ich habe meine Geschäfte wieder in vollem Umfange aufgenommen!"

★

Der Schirmhändler betrachtete seine Umsatzziffern.

„Du, Schirmhändlerin?" rief er dann.

„Ja, Schirmhändler?"

Der Schirmhändler strahlte:

„So einen schönen Sommer wie dieses Jahr haben wir lange nicht gehabt!"

★

„Nun hat Ihre älteste Tochter doch noch geheiratet, Frau Smith?"

„Ja! — Es wurde mir wirklich schwer, mich von ihr zu trennen, aber schließlich ist mir das doch gegluckt!"

★

Rastelli, der fabelhafte Jongleur, der „Ueberwinder der Schwerkraft", konnte privat nicht einmal ein Glas Wasser servieren, ohne etwas zu verschütten . . .

★

Hausfrau zum Dienstmädchen: „Bevor ich Sie engagiere: Sie haben doch nicht etwa einen sogenannten Bräutigam, Minna?"

„I bewahre, gnädige Frau, keinen sogenannten, einen ganz richtigen!"

★

Der Lehrer hat den Kindern das Sprichwort „Gebranntes Kind scheut das Feuer" erläutert und fordert die Kleinen auf, ihm ein ähnliches zu nennen. Prompt fliegt ein schmieriger Finger in die Höhe, und Märchen verkündet triumphierend: „Gewaschenes Kind scheut das Wasser, Herr Lehrer!"

★

Vater: „Hat meine Tochter Sie irgendwie ermutigt?"

Bewerber: „O ja! Sie sagte, wenn wir erst verheiratet wären, würden Sie immer die Miete bezahlen."
(Answers)

„Hallo! Kommen Sie gefälligst noch mal runter, und treten Sie sich die Füße ab!"

OLBAS

Das altbewährte Hausmittel

aus orientalisch. Mohren u. Rhabarber, fabelhaft vor Grippe, Schnupfen, Halsleiden, hilft bei Magenbeschwerden und Verletzungen. Flasche RM 2,50, Probefläschchen frei. Deutsche Olbar-Ges. m. b. H., Magdeburg-Buckau

Warum plagen Sie sich mit **Rheuma Gicht?** oder Schmerzen Ich kenne diese nicht, weil ich **ANKER-PAIN-EXPELLER** den allein echten verwende. (mit der Marke „Anker") Versuchen Sie es einmal!

Verlangen Sie die kostenlose Broschüre „Der Krankenfreund" (Ratgeber für Gesunde u. Kranke)

E. Ad. Richter & Cie. A.-G. Chemische Werke Rudolstadt i. Thür.

Bettfedern
gewasch. ½ kg RM 0.80
Daunen RM 1.40
Kissen ab RM 4.50
Inlett, Anfertigung
Bettwäsche, Bettstellen
Nichtpass. Geld zurück
Josef **Christl**
Nachf. Fabrikniederlage
Cham 509
Bayer. Ostmark

Motorfahrrad m. 148.-
Frontantrieb Außenlüftung Beleuchtung

Stricker-Herrenrad geliefert . . RM 36.-
Drei-Sperrrad mit Fr. & Br. RM 29.-
Katalog kostenlos
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Kieler echte Matrosen-Kinderanzüge, Kleider und Mäntel, 3—4 mon. Ratenzahlg. ohne Anzahlg. Schreiben Sie sofort u. verlang. gratis bemust. Angaben u. Preisliste bei Angabe v. Alter, Körperg. Scheitel bis Fußsohle. Knabe oder Mädchen o. Beruf. Marine-Offiziersstoffe u. Yachtclubserg., licht-, luft-, seegcht., farb. Kammgarnstoffe, Trikot, Cord, auch Reste! Anzüge, Kostüme, Mäntel, Kleid „Mieke, Ilse
Marine-Versandhaus Bernhard Preller, Kiel 281

Graue Haare
also in 8 Tagen naturfarb. durch „Wico-verativ". 90 Pf. portofrei (Nachnahme 30 Pf. mehr)
RM
O. Blocherer Augsburg 5/29

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehrfach Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzernte. Ausk. erf. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Kaffeehändler verdienen gut mit **Weser-Kaffee** Bremen A 2 Postfach 468 Ford. Sie Angebot!

Herdfeger auf der Tube steht, ein Zeichen ist's für Qualität!

Höhn's **Herdfeger**
Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Heiraten
Osterwunsch!
Suche für meinen Freund, 24 J., 1,72 gr., schlank, ntchr. Landwirt,
Einheirat
in mittl. Landwirtschaft, 17000 RM bar, später mehr. Beding.: echt katholisch. Nur reelle, ausführliche Zuschrift., w. m. m. Bild, w. z. g. w. f. berücksichtigt werden. Ang. unter Nr. 7/134 an „Der 7. Tag", Paderb.

Neigungsehe
ersehnt tautm. u. häusl. gebildete hübsche Dame, 29 J., kath., blond, 1,60 gr., natur- u. tunlichst feinlin. Charakter, tod Vergangenh., mit Herrn i. sich Stellung, Kaufm. best. Gute Ausst. u. RM 3000 Verm. Bildzuschr. u. Nr. 7/135 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Osterwunsch!
Jg. Mädchen, 28 J., kath., berufstät., gr., schlanke Erscheinung, wünscht die Bekanntsch. e. solid., charakterf. Herrn i. sich. Stellung gw. Heirat. Witwer mit Kind nicht ausg. Gute Aussteuer vorh. Ott m. Bild u. Nr. 7/136 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn, Hannover 3504.

Graue Haare Verschwinden wirklich Prämiert mit gold. Medaille Broschüre kostenlos H. Goth Nürnberg 5 S. H. Abt.

Nähmaschinen? Bei **Ritter** antragen! **Paderborn** Dom gegenüber

Hastreiter's Kräuter-Dragees gift- und sodfrei, unschädlich, gegen **Kropf/Basedow**
Preis: 1 Org.-Pkg. Mk. 3.45
Kur - 5 " " " 16.75
Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow
Friedrich Hastreiter Gauting bei München

Billig u. praktisch!
ist dieser Textilschuh aus Segeltuch mit gefleckter Hanfsohle. Dieser Angebot steht mit vielen bunten ebenso vorteilhaften im größten Schuhmusterbuch Deutschlands. Für die ganze Familie können Sie darauf günstig einkaufen. Sie erhalten es kostenlos. Postkarte genügt
Speier Überlanddienst Frankfurt (Main) u. 1. 46

Auf gesunde Schlankheit!

Und das Getränk? Dr. Ernst Richters Früh stückskräutertee. Er hat schon Tausenden zu Schlankheit und Jugendfrische verholfen. Kein Fettansatz, keine Schlacken denn das Blut zirkuliert freier und der Stoffwechsel ist in bester Ordnung. Wollen Sie schlank, beweglich und jung bleiben auch im Alter? Dann trinken Sie nur den echten
Dr. ERNST RICHTERS Frühstücks-Kräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM „DEUTSCHLAND"

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage abfinden? Sie meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? — Wenn Sie einmal eine Zeitlang „Slibhodcalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Slibhodcalin" wirkt nicht nur auflösend, schleimlösend, entzündungshemmend und keimwidrig, sondern es verjagt die angegriffene Schleimhaut mit Gerüst, Aufbau- und Panzerstoffen gegen die schädlichen Reize und dient ihr so als wirksames Heilmittel. „Slibhodcalin" ist von Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. Richten Sie beim Einkauf auf den Namen „Slibhodcalin" und laufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 60 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reim-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Straub.

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**

. . . je öfter Sie inserieren, um so bekannter wird Ihr Geschäft

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.